H E R B E R T   B L A N K

Soldaten

PREUSSISCHES FÜHRERTUM VON WATERLOO BIS YPERN

HERBERT BLANK

Soldaten

HERBERT BLANK

Soldaten

PREUSSISCHES FÜHRERTUM VON WATERLOO BIS YPERN

IDEE

GESCHICHTE UND GESTALT

DES OFFIZIERS

GERHARD STALLING, OLDENBURG I. O.

Printed in Germany

 Druck und Verlag Gerhard Stalling A.-G., Oldenburg i. O.

Dem Soldaten Martin Venzky
in Freundschaft

Inhaltsverzeichnis

Vorwort

Dieses Buch war in seiner ersten Planung nur als eine Biographie des Marschalls Moltke gedacht. Aber bei dem Versuch, Hintergrund und Wesenheit dieses größten deutschen Soldaten im 19. Jahrhundert zu erfassen, vor allem jenen preußischen Kraftströmen nachzuforschen, die sein Werk erfüllt, wuchs die Arbeit weit über den gespannten Rahmen hinaus und ward zu einer Darstellung preußischen Führertums überhaupt. Dem Verfasser mehr ein Beweis, daß es in der Historie bestimmte „Abschnitte" nicht gibt und der Fluß des Lebens keine Zäsuren des Geistes erträgt.

So will dieses Buch der Versuch sein, in unseren zivilistischen Tagen den preußischen Offizieren der Vergangenheit nicht nur den Ruhm zu geben, der ihnen heute von einem lebensmüden Liberalismus so oft geschmälert wird, sondern es will vor allem dartun, daß der kommende deutsche Befreiungskampf nur dann den Erfolg bringt, wenn die York und Marwitz in neuer Gestalt wiederkehren. Das Werk will also nicht vom Gestern, sondern vom Morgen sprechen.

Dem Verlag Gerhard Stalling sagt der Verfasser hiermit Dank für die weitestgehende Förderung und verständnisvolle Anteilnahme, die er allezeit dieser Arbeit zuteil werden ließ. Dank auch meinem Kampfgenossen Major Buchrucker für seine fachmännische Beratung.

Berlin, den 26. August 1932.

Der Verfasser.

Die Geburt des „Ich"

Fluchend und weinend lag der Freiwillige Jean Patelet aus dem Dorf Boutigny, Departement Seine et Marne, mit der Nase im belgischen Dreck. Über ihm sauste das Kugelbündel eines englischen Pelotons durch die Luft. Jean hob den Kopf — wieder prasselte, pfiff, blubberte es, dem armen Freiwilligen die Luft in die Kehle zurückdrückend. Und wieder, — es ging wie nach der Uhr.

„Diese Hunde, diese Henkersknechte der Aristokratie!" — Jean schnellte hinter das nächste Gebüsch. Dann äugte er. Da standen sie, drei Glieder tief, eine lange, rote, buntbetreßte Mauer unter riesigen Pelzmützen. Er sah ihre Gesichter, steinern, fast ohne Blut.

Es war ihnen nicht beizukommen. Ihre Salven hatten das französische Freiwilligenbataillon auseinandergefegt wie einen Hühnerschwarm. Jean Patelet wußte: wie er, so lagen auch seine Kameraden rechts und links hinter Erdklumpen und Büschen, in Löchern und Mulden und starrten hoffnungslos zu der Menschenmauer hinüber.

Parbleu! Das war ein anderer Tag als jener, wo sie zum ersten Male auf dem Dorfplatz um den Freiheitsbaum getanzt, jakobinisch gedröhnt und dem Dorfwirt den Keller geleert. Hell schien damals die Sonne, und der Himmel hing voller Menschenrechte. Aber dann hatte eines Tages der Maire eine rote Fahne aus seinem Fenster gehängt, etwas von einem Papier heruntergeleiert und mit der Formel geschlossen: „La patrie est en danger!" — „Das Vaterland ist in Gefahr!" — Das Dorf sollte Freiwillige zur Armee entsenden. Nun, so ganz „freiwillig" war es nicht abgegangen.

So zogen sie eines Morgens auf der Landstraße nach Paris. Alte und Junge, Begeisterte und Verdrossene. Aber als sie auf das Pflaster der Lichtstadt traten, der heiße Atem der Revolution sie anwehte und ein junger Deputierter mit

schmalem fanatischen Gesicht unter langem blonden Haar — er hieß St. Just — ihnen mit einer Stimme, heiser vor Leidenschaft, das große Ziel wies, da wuchsen sie im Nu hinein in den Ring der Nation. Acht Tage später ging es weiter, an die Front. Mit schlechten Flinten, in Uniformen, wie sie Banditen nicht getragen hätten, aber unaufhörlich das neue, soeben in Paris erlernte Lied brüllend, das Lied der Marseiller mit dem Kehrreim: „Aux armes, citoyens! Formez vos bataillons!" —

Aber hier! — Soeben fiel ein Buschzweig nieder, und die Kugel, die ihn abgerissen, plauzte dem armen Jean auf den Kopf. Sein Freiwilligenherz machte einen häßlichen Sprung, — aber gleichzeitig packte ihn der Haß. Sollten sie denn hier krepieren wie die Kaninchen? Sollte das das Ende sein nach Freiheitsbaum, Frei!-Gesang und Menschenrechten? Das Gewehr flitzte nach vorn, — ein Schuß, — drüben aus der Mauer löste sich ein Stein, schlug aufs Gesicht. Nun knallte es auch an anderen Stellen. Die Mauer zeigte sich hier und da bereits lädiert. Aber jetzt, — jetzt wanderte die Mauer langsam vorwärts. Jean sprang auf, lief, und mit ihm schossen rechts und links verdreckte, blutende Menschenfetzen hoch, fegten rückwärts. Die Lungen keuchten. —

Jean hielt, blickte sich um; die Mauer war jetzt weit weg. Sie schien wieder zu stehen. Merkwürdig, daß die Engländer ihnen nicht nachsetzten. Gleichzeitig schämte er sich ob der eiligen Retraite. In einer Bodensenkung, schräg zum Feind, schlich er wieder etwas nach vorn. Hier konnten ihn die Köpfe der Mauer nicht erspähen. Vielleicht, daß er ihnen noch einen Schuß versetzte?

Plötzlich stand sein Capitain neben ihm. Was er hier allein herumstrolche, herrschte er den armen Jean an. Das Bataillon müsse wieder in Linie gebracht werden! Dies sei ein Saustall voller Feiglinge, aber keine Kampftruppe! —

Jean sah den Capitain tückisch von unten her an. — Das war auch so ein verkappter Gegenrevolutionär! Leutnant in der alten royalistischen Armee, jetzt Bataillonsführer im Heer der Republik, dieweil es an Offizieren mangelte. Der hatte gut reden: „in Linie formieren" — als ob das möglich wäre in diesem Feuer. Möglich mit Freiwilligen, die nie den Exerzierplatz gesehen. Außerdem — diese Royalisten erkannte Jean schon an der Nasenspitze, denn er war ein guter Jako-

biner. Was solch ein Kerl sagte, war sicher falsch und gefährlich.

Der Capitain las all dies deutlich in Jeans Gesicht und wandte sich resigniert. Diese störrischen Kerls erlebte er jeden Tag, aber es war besser, hier in diesem Sauhaufen Soldat zu spielen, als den jungen Hals unter die Guillotine zu legen. Der Capitain ging — aufrecht, wie es einem Leutnant Seiner Allerchristlichsten Majestät, des Königs von Frankreich, gebührt — zu einer Gruppe, deren Lumpen er in einem Nebengebüsch leuchten sah.

Jean aber fiel abermals aufs Gesicht, denn eben pfiff es wieder. Aber es war nur eine Gewohnheitsbewegung, denn er erkannte sofort, daß ihm in dieser Mulde nichts geschehen konnte. Wieder schoß er, wieder fiel ein Stein.

Plötzlich waren Stimmen um ihn. Ein halbes Dutzend Kameraden waren zu ihm in die Mulde gesprungen. Fiebernd, regellos knallten ihre Schüsse. Plötzlich sah man — zwar nur einen Augenblick — durch die Mauer hindurch. Soviel Quadern waren herausgebrochen. Die Lücke schloß sich schnell, aber die Freiwilligen sahen sich triumphierend an.

Da gab es links von ihnen einen Krach, als ob der Himmel in Stücken auf sie stürze. Artillerie beschoß sie! — Da brach jeder Halt. Sie liefen, schreiend. Sie wußten ja nicht, daß sie, das armselige Häuflein, mit ihrem Schießen in die lange Mauer soviel Unruhe gebracht, bis der langzahnige Lord da drüben zur Beruhigung seiner Söldner Kanonen angefordert hatte.

Nach einer Weile hielten die Freiwilligen wieder. Ratlos, gequält. Aber irgendwie mußten sie doch die Spannung entladen, die Beschämung verdecken, den Haß sprechen lassen. So reckte sich die Gruppe und krähte aus hungrigem, trockenen Hals zu der Mauer hinüber die Jakobiner-Fanfare: „Friede den Hütten! Krieg den Palästen!" —

Wieder wußten sie nicht, daß sie damit eine stärkere Granate abgefeuert, als der Lord mit all seinen Kanonen vermochte. So, wie es fünf Vierteljahrhunderte später — aus der gleichen Idee heraus — noch einmal durch die Schlachten auf dem russisch-asiatischen Kontinent dröhnen sollte, englischen Söldnern und zaristischen Emigranten in die Ohren gellend: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!"

Aber die Freiwilligen hatten es sich gemerkt: liegend,

versteckt, war es möglich, die Mauer zu erschüttern. Die Mauer war steif, deutlich sichtbar, bewegte sich nur langsam, zumeist gar nicht, verfolgte selten. — Jean Patelet stand nicht mehr wehrlos vor ihr. — —

☆

Aber was hier scheinbar einer Kampferfahrung entsprungen, aus der Angst vor dem Tod, aus der Scham vor der Flucht geboren, — das war im letzten Grunde Symbol einer Idee. Einer Idee, die das „Ich" aus allen Bindungen befreit, das gesamte Dasein von nun an nur um das Individuum kreisen ließ, ihm dies auf den Tafeln der Menschenrechte verkündete und so — alles Einzelne ist nur Ausdruck und Gleichnis des Totalgeschehens — auch auf dem Schlachtfeld das „Ich" für sich selbst hinstellte.

In diesem Jahre, 1793, da die „eine und unteilbare französische Republik" gegen Österreich, Preußen, England, Holland und Spanien um ihr Dasein focht, da vollendete sich auf den Schlachtfeldern, ward hier unter Blut zuerst sichtbar, was der epileptische Uhrmacher aus Genf, der Jean Jacques Rousseau, verkündet:

Ein neuer Europäer ward geboren!

Überall, rings an den Grenzen standen die Jean Patelets, weinten, fluchten, schossen, rückten vor, rückten aus, schossen wieder und lernten so ohne Lehrbuch die Kampfform eines neuen Jahrhunderts. Lernten von innen heraus, im Erlebnis, als Glied ihrer Idee.

Und überall standen fluchende und ratlose Capitaine. — Bis auch sie das Neue erkannten. Bis das Neue, aus Idee und Erfahrung, bewußt in Zucht und Drill genommen wurde.

Der Tirailleur erstand! Gegen den Grenadier! Das 19. gegen das 18. Jahrhundert. Schützenschwarm gegen Linie. — Jetzt hatte der Liberalismus seine Waffe. — Gegen Europa, für Europa.

☆

Der Präsident des Nationalkonvents schmettert die Glocke: „Der Deputierte Dubois-Crancé hat das Wort!"

Die Deputierten blättern in den Papieren, tuscheln, Türen klappen. Der Saal ist halbleer. Der gute Dubois-Crancé drischt wohl das übliche Pathos. Kaum, daß einer hinhört.

Plötzlich werden sie munter. Was? — Wie? — Eine Nationalarmee mit allgemeiner Dienstpflicht will dieser Mensch? Pfeifen, Gebrüll. Dubois kann kaum mit seiner Rede zu Ende.

Er wird angeschrien. Die heiligen Prinzipien werden ihm verlesen. Hat man darum Revolution gemacht, des Königs Fesseln abgeworfen, um jetzt Mann für Mann die Sklavenketten des Soldatentums zu tragen? Haben wir die Soldaten dieses sechzehnten Louis nicht immer bedauert ob der Fuchtel über ihnen? War Soldatentum nicht etwas Unmenschliches, der hehren Vernunft Widersprechendes? Und jetzt soll es uns ebenso ergehen? Uns, den freiesten Menschen der allervernünfigsten Natur, he? Dieser Dubois-Crancé hat wohl eine konterrevolutionäre Spinne im Gehirn?

— Aber hat die Medaille nicht auch eine Kehrseite? Sagen nicht die weisen Philosophen und erhabenen Lehrer des neuen „Naturrechts", daß jeder Bürger teilhabe am Staat? Ja, daß jeder von ihnen Regent des Staates sei? Daß sie alle gleiche Rechte besäßen? Gleiche allgemeine Wahl, aber auch gleiche allgemeine Bewaffnung? Aber stehen neben den gleichen Rechten nicht auch gleiche Pflichten gegenüber dem Allgemeinwohl? Und wenn das Allgemeinwohl Soldaten benötigt, müssen dann nicht alle Soldat werden? „Wenn ich muß, müssen alle!"

So fließt es aus der Logik der Idee. — Aber zwingt uns nicht auch die gräßliche Wirklichkeit? — Rings um die freie Republik lagert der Feuergürtel der Reaktion, es mangelt an Kriegern, die erhabenen Tafeln des Jean Jacques Rousseau zu verteidigen. Und nur verteidigen? — Wir wollten doch mehr! — Ach, wenn wir's nur könnten! Wohl haben wir am ersten Bundesfest hunderttausend Brieftauben steigen lassen, bestimmt, allen Völkern die freudige Botschaft zu bringen, daß ein Volk mit der Freiheit den Anfang gemacht. Und jede Taube trug einen Lockbrief: „Ahmt uns nach!" — Aber sind wir denn imstande, unserer Messiasaufgabe, nämlich aller Welt das Naturrecht zu verkünden, — sind wir imstande, diesem hehren Ziel Erfolg zu geben, wo wir doch so schwach?

Schwach — oh, hört es, ihr gutgesinnten Patrioten, schwach vornehmlich durch die verruchten Zustände in unserer

Armee. Unter dem König war sie still und gehorsam. Aber jetzt treibt sie Politik. Politik wie wir. Schändlich! —

— Das im Grunde recht spießige Herz des Jakobinismus wabbert vor Entrüstung. Erst haben sie den Funken in die Armee geschleudert, aber jetzt nach dem Sieg soll die Armee wieder hübsch „unpolitisch" sein. Trugschluß aller Liberalen bis auf den heutigen Tag, daß es unpolitische Armeen gäbe. Darüber war Robespierre ebenso böse, wie Kerenski, wie Lenin und wie bei uns die Vertreter von Weimar.

Doch wie dem sei — die Armee ist zerfetzt in der Tagespolitik. Die Feinde rücken an, die anderen Völker warten, die göttlichen Tafeln befehlen es, — — und so wächst aus der „Ich"-Idee, aus der nur ihr zu eigenen, weil aus dem Geist kommenden imperialistischen Expansionskraft, aus der Not der Stunde die schwerste, gewaltigste Waffe des Liberalismus, das organisch sinnfälligste Symbol aller Demokratien: die allgemeine gleiche Wehrpflicht.

☆

Jetzt haben wir Menschen genug, mögen sie Hekatomben türmen — der „Citoyen", der „Staatsbürger", der „Genosse" im Sowjetstaat — jetzt werden sie billig wie die Brombeeren. Hinein in die Schlacht! — Die liberale „Ich"-Idee feiert Orgien, ebenso wie an der Wahlurne, in der Statistik, auf der Börse, so auch auf dem Schlachtfelde mit der größtmöglichen Addition von lauter gleichen „Ich" — mit der Masse.

Bereits Anfang 1794 hat die französische Republik eine Million Mann unter den Waffen.

Und die Republik hat auch den einen Mann, der diese Million zu führen weiß, dem das Woher, Wie und Warum all dieses Geschehens offenbar.

☆

Er sitzt in Paris in einem kleinen Zimmer über Karten und Zahlen. Kopf wie ein alter Römer: Lazare Carnot. Kriegsminister der Jakobiner. Bei jeder Niederlage bedroht ihn der allmächtige Wohlfahrtsausschuß mit der Guillotine; es zuckt nicht in seinen kalten grauen Augen. Die Front dröhnt und ächzt. Er schläft ruhig. Der Feuergürtel wird gesprengt, die Messiasse können vormarschieren, — es freut

ihn nicht. Er ist das erste Militärgehirn eines neuen Jahrhunderts, der eben mit diesem Gehirn Massen lenkt. Gehirn und Masse. — Darum muß er so sein, wie er ist.

Er ist der erste, der von einem Büro aus die Front leitet. Mit ihm kommt in die bis dato persönliche Kriegführung das Merkmal aller Stabsarbeit: die Anonymität. Er selbst ist kaum sichtbar, und das ist richtig so, denn die neue Idee steht auf den Massen und nicht auf dem Einzelnen, Einzigen.

Er kommt weder von der Kavallerie noch von der Infanterie. — Er war Ingenieur-Offizier. Pioniere und Artillerie waren bisher gar keine „anständigen" Truppengattungen. Es waren Handwerker, aber keine Soldaten. Sie kommen aus den Zünften und sie vertreten: das Bürgertum. So ist Carnot Ingenieur, Napoleon Artillerist, Scharnhorst gleichfalls Artillerist. Die drei größten Denker und Strategen des neuen Heeresliberalismus kommen von der Bürgerwaffe. Das ist kein Zufall, sondern Schicksal.

☆

Was von der alten Armee übrigbleibt, noch in Ordnung ist, verschmelzt Carnot mit den neuen Freiwilligen-Bataillonen zu Halbbrigaden. Ein Bataillon alte Linie, zwei Bataillone Freiwillige, so wird das neue Regiment geschweißt. Aus der alten Taktik verbleibt das Stoßmoment, die Kolonne, und er verbindet es mit der Feuerkraft der davor gelegten Tirailleure.

Einer seiner besten Generale, Dumouriez, Sieger von Valmy — er entpuppte sich leider als Konterrevolutionär — hatte bereits die Waffengattungen, von denen jede bis dahin innerhalb des Gesamtheeresverbandes unter direkter Leitung des Feldherrn stand und für sich focht, vermischt. Carnot macht dies zum System. So entstehen aus der Einheit lauter kleine „Ichs", die für sich selbständig operieren können: die Division.

☆

Und hier, lieber Zeitgenosse, laß uns ob soviel militärischen Dingen einmal Luft holen und zwecks Erfrischung einen kurzen Wandelgang durch den schattigen Hain der Philosophie machen. Erschrick nicht, — es soll hier nicht von jener blutlosen Philosophie geredet werden, mit der uns die Dozenten und Leser von „Kosmos"-Heften langweilen,

der eine gelehrt, der andere ungelehrt, aber beide trocken und ohne Saft, — nicht von jenen Dingen „an sich", sondern dieses hier ist dem wahren Wissen um das Leben entnommen, dem blutvollen Gefühl, der Schau, die alles Lebendige in Totalität umfaßt, mit allen Kräften des Lebens rechnet, nicht nur mit denen des Verstandes. Des organischen Lebens also. In seinen letzten, nur — verzeih, lieber Zeitgenosse — nur von Gott gegebenen Gesetzen und gemessen durch das Maß, das wir bis dato so sehr vergessen: durch die Zeit Also Gott und die Stunde sind über uns. — Und wer also das Leben erschaut, der sieht nicht wie unsere Dozenten und „Kosmos"-Abonnenten einen langen, mit Fortschrittsstaub erfüllten „Aufstieg der Menschheit", sondern er sieht in allem Lebendigen das Walten eines Rhythmus, dessen Starksein oder Verebben die Zeit bestimmt, das Alter. Keine Linie also, sondern ein Kreis. Keine Entwicklung, sondern ein Pendelschwung, der alles Organische auf seiner Wanderung vom Leben zum Tod, vom Tod zum Leben beherrscht. Aus Kindern werden Greise und diese wieder zu Kindern, aber über ihnen schwingt vom ersten bis zum siebzigsten Jahr dieser Rhythmus wie Sommer und Winter, Tag und Nacht.

So schwingt auch durch den Organismus „abendländische Kultur" ein Pendel mit den Polen „Ich" und „Wir", und alle Völker, die dieser Kultur angehören, sind diesem Pendel unterworfen*). Den „Ich"-Schwung dieses Pendels wollen wir Liberalismus nennen, den Wir-Schwung Konservativismus. Er hat heute, wo er wieder aus dem Dunkel tritt, viele Namen, je nachdem, ob seine ersten Verkünder die Totalität des Geschehens mehr oder weniger umfaßt haben: Nationalismus, Nationalsozialismus, bündischer Gedanke, Gemeinschaftsidee usw.

Aber „Ich"- und „Wir"-Idee bestimmen wohl die Form eines Volkes, doch dürfen sie niemals seinen Charakter angreifen. Umgekehrt ist es richtig. Der Charakter eines Volkes, seine Arteigenheit, hat die Formen des „Ich" oder „Wir" sich anzugleichen, einzuschmelzen. Sommer und Winter bestimmen gleichfalls nicht allein die Art eines Menschen — höchstens den von ungefestigten Jungen, also auch von jun-

*) Diese organische Schau ist zum ersten Male von Dr. Otto Straßer in seinem „Gesetz der dreieinigen Bipolarität" niedergelegt worden.

gen Völkern, denen es noch schwer fällt, Form und Inhalt auseinanderzuhalten, — sondern der Charakter formt ihnen gemäß seine Waffen zum Lebenskampf. Ob also Deutschland liberal oder konservativ in Form ist, wird zur zweiten Frage. Wesentlich ist, daß es deutsch ist. Wer dieses Gesetz nicht erfüllt — alle Doktrinäre und Emigranten sündigen dagegen — ist ein Lebensunfähiger oder Verräter.

Wenn hier zuweilen böse von etlichen Liberalen gesprochen wird, so geschieht dies also nicht, weil sie liberal waren — denn das bestimmte das Gesetz —, sondern weil sie darüber die Arteigenheit ihres Volkes vergaßen, weil sie de facto Kosmopoliten waren. Wir wollen in diesem Buch jeden wider die Art stehenden Liberalen „Kosmopolit" nennen.

Jene Bewegung, in der das ausgeschwungene Pendel sich zu neuem Schwung umwendet — gleichgültig, ob vom „Ich" zum „Wir" oder umgekehrt — nennen wir Revolution.

Und jetzt, verehrter Zeitgenosse, laß uns zurückkehren und schauen, was die Revolution des Liberalismus für den Soldaten brachte.

☆

So waren allgemeine gleiche Wehrpflicht, Tirailleur-Taktik und neue Armeeform in Frankreich im Werden. Aber die Wehrpflicht blieb nach einer anderen Seite hin immer ein liberales Schmerzenskind. Denn hatte sich nicht in den Gedankenkreis des epileptischen Uhrmachers ein sinnentstellender Druckfehler eingeschlichen? War er nicht wider so alle heißgeliebte Vernunft über eine tückische Drahtschlinge gestolpert, die ihm, dem Weltbürger, seine Heimat gelegt? Rousseau war Schweizer, Kind eines Landes, wo sich die Berge von selbst verteidigten und die Menschen andauernd nach dem Feinde zu spähen nicht nötig hatten. Wo man erst zusammenlief, wenn die Sturmglocke ertönte. So sah er vieles aus den engen Tälern seines Landes heraus — genau so wie sein Vollender Karl Marx die Welt aus den Fenstern englischer Fabriken überschaute. — Und so schrieb er es nieder, der ahnungslose Uhrmacher: „Jeder Bürger soll Soldat sein aus Pflicht, keiner aber soll es sein aus Profession. Jeder Bürger soll Soldat sein, aber nur, wenn es sein muß."

verhängnisvolles Wort, denn aus ihm entstand die gefährlichste Parole der Allerweltsliberalen: der **Milizgedanke**. Zwar nimmt ihn bereits Frankreich schon nicht mehr auf, obwohl seine ersten Schlachtkolonnen Milizen genannt werden können, denn sie sind ungeübt, sind Soldaten, weil „es sein muß", da, wie Carlyle sagt, das „finstere Cimmerien" vor der Tür steht. Aber dem Weiterverfolgen der Miliz-Idee steht sofort die französische Arteigenheit gegenüber, die, eben erst entzündet durch den Liberalismus, ihre stärkste Frucht gebärt: „la nation." Dem Patriotismus ist der Gedanke, daß die Tür zu seinem Vaterlande kein Schloß haben soll, unerträglich. So bleibt recht eigentlich, was die Jakobiner ehedem verflucht: das stehende Heer. Aber jetzt im neuen Licht — als Rahmenarmee für die Dienstpflichtigen, aus ihnen gebildet, sie unaufhörlich drillend und in Reserve auf Eis legend.

Aber die Miliz-Idee wird spuken gehen, überall dorthin, wo in Europa Liberalisten sitzen, allein von der Ratio sich nährend, ohne Gefühl für die Arteigenheit ihrer Heimat, ohne Blut, nur mit Theorie und doktrinärer Moral bewaffnet, eben die Kosmopoliten. Denn hat der arme Uhrmacher der Miliz-Theorie nicht an anderer Stelle neue Nahrung gegeben, wenn er — Tradition, Zucht und Schule zertrümmernd, Bildung anbetend — dem Bürger die Befähigung zu **allen** Funktionen zusprach, eben weil er ein freier, nur von Natur genährter Bürger? Demnach kann, vermag und weiß der erleuchtete Bürger doch alles, dank der Rousseau-Lampe in seinem Gehirn, und die Marxisten werden es nachbeten: „Ein Landrat wird nie einen guten Maurer abgeben, aber ein Maurer wird stets ein guter Landrat sein." So wird es einer aus der zweiten Rousseau-Generation, aus der Sozialdemokratie nämlich, noch in der Berliner Börsenrevolte von 1918 verkünden, — und damit also ist auch jeder Bürger sofort ein guter Soldat, wenn er nur den Kuhfuß aufhebt. So wird den deutschen Bourgeois vor Eifer immer das Wasser aus dem Vollbart tropfen, wenn sie gegen die „Kasernenarmee" wettern für die liebe Miliz, und dies Buch wird dartun, wie mehrfach dieser Kampf um diese Uhrmacher-Miliz Preußen und Deutschland an den Rand der Katastrophe brachte.

☆

So marschiert die erste Massenarmee des Liberalismus. So stirbt um 1800 die „Wir"-Idee, die Europas Völkergruppe bisher gestaltet und geformt. So tanzte das „Ich" singend um den Freiheitsbaum mit allen Kraftfedern und Optimismus der Jugend, nicht ahnend, daß nach ewigen organischen Gesetzen das „Wir" nach einhundertfünfzig Jahren wiederkehren und das nunmehr gealterte „Ich" in die Grube stoßen würde, im vierten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts und daß Deutschlands Jugend als erste Träger dieses „Wir" aufstehen würden. Gegen Europa, für Europa.

☆

Wen aber begabte das Schicksal mit der Aufgabe, jenes aus der stürzenden Bastille erstandene „Ich" über Europa zu tragen, den Kulturkreis einzubannen in den neuen Pendelschwung, die überall bereitstehenden Fackeln anzuzünden als Freund oder Feind? — Ein Wesen müßte es sein in höchster Vollendung, das kostbarste Gefäß, stark genug für solchen Inhalt.

Es tat nicht not, daß dieses Wesen von seiner Aufgabe wußte. Nachtwandlerisch sollte es dahinschreiten, — bis das Ziel erreicht; dann mochte es in den Abgrund stürzen.

— Naboulione Buonaparte kam vom Mittelmeer, lief geradeswegs aus der liberalen Renaissance in das unter der Fahne des Liberalismus sich rüstende Frankreich hinein. Jenes Frankreich, dessen Sprache er niemals vollständig beherrscht. Aber er sah nicht Frankreich, — er sah nur sich. Sich und die Sippe, wie jeder Vollblutromane. Der italienische Kuli, der in irgendeinem französischen Bergwerk schuftet und alle vierzehn Tage den Großteil seines Lohnes heimschickt an die Marguerita und die Kinder im Apenninendorf, er macht es uns heute noch vor, was jener tat im großen, als er an aufsässige Brüder und lasterhafte Schwestern Kronen und Länder ausgab. Doch in Frankreich war er fremd, — und er hat es stets gefühlt. War auch die Macht der fränkischen Erde, der Strom gallischer Geschichte so stark, daß er seinem Lauf folgen mußte, wie Richelieu es einst gefordert, und wie er es nun gegenüber Deutschland kundtat, — Rheinland-Politik, Freistaat Danzig (!), Verbindung mit Polen, — so war doch sein innerer Renaissance-Kern unzerstörbar. Er kam von Cesare Borgia

und mußte Cäsar sein. So hat er stets von Asien geschwärmt, wo der Kaiser noch ein Gott ist und die Menschen nichts sind als Spreu unter den Füßen des Gewaltigen. Dahin hat er gewollt.

So wäre sein Dasein ohne Sinn und sein Weg nur der Sturz eines zufällig auf Europa fallenden Meteors, wenn das Schicksal nichts anderes mit ihm gewollt, als ihn — oh, ihr Moraliker, — gleich einer „Gottesgeißel" wandern zu lassen. Seine äußere Laufbahn hätte 1798 enden können, in Ägypten, als sein Messerschnitt an der englischen Schlagader abglitt, aber es war seine Aufgabe, das „Ich" über Europa zu tragen. In den Tornistern und Liedern seiner Soldaten, in den Dekreten seiner Präfekten, in den Hammerschlägen seiner Schlachten. Wo er hintrat, lösten sich Millionen von Ich aus ihren Bindungen, schwangen sich die Geister auf und — wandten sich wider ihn; denn er gehörte nicht zu uns. —

Aber seine wahren Besieger hat er nie von Angesicht gesehen, jenen niederdeutschen Bauernsohn, der ihm kaltgelassen die Waffe ablauschte und jenen, der sie geschwungen. Naboulione Buonaparte, Gerhard Scharnhorst und Neithardt Gneisenau haben niemals miteinander gesprochen.

Er trat ab, der Korse, als über Europa die Fahne des Liberalismus wehte und das „Wir" zurücktrat ins Dunkel, von dannen es in unseren Tagen wiederkommen sollte.

Wie aber hatte dieses „Wir" bis dahin geherrscht? — Wie war es verdämmert?

Der hemmende Genius

Mit klirrendem Prall fuhren die ruhmreichen Reitergeschwader in die preußischen Kavalleriehaufen. — Flucht! — Die Österreicher unter General Roemer im Tempo furioso hinterdrein. Die Waage in der Hand des Mars pendelt zögernd. Der Feldmarschall Graf Schwerin schickt seinen jungen König vom Schlachtfeld. Der trabt davon, bis der Gaul in Schweiß glitzert.

Da stocken die Theresia-Reiter. Ein Bleihagel. Vor ihnen steht die preußische Infanterie. Bataillon an Bataillon schnurgerade gerichtet. Kein Metermaß würde auch

an dem letzten Kerl eine Ungenauigkeit feststellen können. Schlachtfeld? — Blödsinn, — Potsdamer Exerzierplatz. Die Unteroffiziere werfen die Augen umher: „Wer muckt?" — Hier muckt keiner. Die Salven rollen ohne Zwischenpausen. Der Unteroffizier Patzke aus Crossen an der Oder könnte getrost die Augen zumachen, er weiß genau, welchen Handgriff seine Kerle in jeder Sekunde tun. Erstes Peloton: Feuer! — achtes: Feuer! — zweites: Feuer! — Feuer! — Feuer!

Österreichs Reitervolk rast entsetzt zurück. Ein österreichischer General kam über den Anblick dieser Schießmaschine ins Irrenhaus.

Und dann? Die Riesenlinie nimmt — ein dumpfes sekundenlanges Rauschen und Klirren — mit einem Ruck das Gewehr an die Seite und ruhig, wohl abgezählt, in genauen Abständen rückt die Mauer vor. In jenem Schritt, der soviel umstritten, um den der liebe Gott aller preußischen Exerziermeister, der General von Saldern, in seiner Seele so inbrünstig gerungen: „Zwar ist es vorgeschrieben, 76 Schritt in einer Minute zu marschieren, aber durch reifliches Nachdenken, vielfache Beobachtungen bin ich dahin gekommen, anzunehmen, daß 75 Schritt in der Minute noch besser sei."

Als der Abend dieses 10. April Anno 1741 naht, mangelt es der Theresia bedenklich an Kavallerie. Der junge König wird zurückgeholt. Mollwitz — die klassische Schlacht dieses Jahrhunderts ist vorüber. —

Und der Unteroffizier Patzke sprach abends am Wachtfeuer das Leitmotiv dieser Epoche:

„Wehe, wenn einer von Euch Himmelhunden aus dem Glied getreten wäre!" — —

☆

Das war's: der Einzelne war nur ein Glied im „Wir". Kein „Ich", nur die Gemeinschaft regierte. Nur in der Sippe, im Stand war der Einzelne lebensfähig. Sprang er aus der Bindung, ging er unter. Alle Gemeinschaften umfassend: der Staat. In ihm hatte jeder Stand nach seiner Leistung seinen Platz. Aber aus dieser organischen Schau heraus empfand man auch die europäischen Staaten als Glieder eines Ringes. Sprach man in diesem Rokoko-Zeitalter von europäischer Politik, so fiel stets das hochbedeut-

same Wort: „Konzert der Mächte". Die gleiche organische Form wie eine Symphonie von Mozart.

Gebundene Wirtschaft: — das Merkantil-System.

Jeder hatte, ruhend in der Tradition seines Kreises, nur das zu tun, was ihm demgemäß zukam. Der Soldat führte Krieg, der Bürger trieb Handel oder Handwerk, der Bauer ackerte.

Bindung bis in die letzten Formen. So auch in allen Dingen der Armee. —

Zwanzig Jahre diente der Soldat. Die Armee war sein Stand. Der Staat züchtete und ernährte ihn und die Familie. Er war kostbar, dieser Soldat. Unsägliches Zuchtkapital hatten seine Exerziermeister in ihn hineingesteckt, ehe sie das Individuum in ihm ausgeschaltet, ihn für das „Wir" reifgemacht. Die Liniartaktik jener Epoche erforderte viel Schweiß, ehe die Bewegungen des Heereskörpers so klappten, daß man nicht ein paar tausend Ich, sondern nur eine Schlachtreihe sah.

Was aus dem Organischen geboren, besitzt auch seine äußeren Notwendigkeiten. Kaum mehr als 100—120 Meter schossen die Gewehre. Nur (schärfstens) geballtes, nicht aufhörendes Feuer vermochte den Gegner zu erschüttern. Daher: Linie.

Eben das Manövrieren dieser Linie erforderte höchste Kunst. Aus der Marschkolonne sie nach rechts oder links in Echelons, in Staffeln zu entwickeln, — aufzumarschieren, aber so, daß die Bindungen keine Sekunde zerrissen wurden, beim Schlußzeichen die Riesenmauer stand ohne jeglichen unvorschriftsmäßigen Zwischenraum, — kein Wunder, daß über diese Kunst die Armeegelehrten in der Spätzeit dicke Bücher schrieben mit Hunderten von Regeln, ohne die man keine drei Mann mehr über die Gosse brachte.

Kampfeinheit war das Bataillon (Regiment und Kompanie waren nur Verwaltungseinheiten). In acht Pelotons eingeteilt, stand es in der Linie. Drei Glieder tief. Neben und hinter dem Peloton Offiziere und Unteroffiziere, Sponton und Kurzgewehr in der Hand, bereit, jeden niederzustoßen, der aus der Linie trat.

Wenig Aufklärungs- und Deckungsdienst. Unmittelbar rückten sich die geschlossenen Heereskörper auf den Leib. So ist Hochkirch verständlich.

Doch die erste Waffe dieser Epoche: die Kavallerie. Wie in jeder „Wir"-Zeit. Auf den Flügeln aufgebaut. Vor der Front Wellenbrecher an den gefährlichsten Punkten: die Grenadier-Bataillone. Der Musketier, der sich in der Linie bewährte, kam zu den Grenadieren. Der verlorene Haufen.

☆

Alles „Wir" ist mit der Erde verwachsen. Die Landschaft ist Heiligtum. Die Armeen jener Epoche kannten daher als wichtigstes: Anpassung an das Terrain. Der äußere Anlaß: die Linie vermochte nur auf geignetem Terrain angesetzt zu werden. Die Kavallerie nur auf der Ebene. — Aber noch wichtiger war, ein Terrain zu finden, wo man wohl selbst schlagen konnte, aber nicht der Gegner. Denn, wie gesagt, der Soldat war kostbar. Es war nicht so wichtig, eine Schlacht auszupauken, als vielmehr, den Gegner ohne eine solche vermittels der Terrain-Kunst in die Enge zu manövrieren. Selbst der preußische Feldherr von 1806, der Braunschweiger, entwarf ein Jahr vor der Katastrophe einen solchen Manövrierplan, mit dem er Napoleon ohne Schlachten besiegen wollte.

Da der Soldat so teuer, waren die Armeen klein. Aber ihre Kleinheit war auch wiederum organisch bedingt durch die Ehrfurcht dieser Epoche vor allem Organischen. Es war keine Kunst und verfehlte seinen Zweck, wenn man den Staat, zu dessen Sicherung man Krieg führte, mit diesem Krieg aufs Spiel setzte. Es war vielmehr sinnvoll, daß die anderen Stände von dem Krieg gar nichts merkten, oder wenigstens nichts merken sollten. Der Krieg ging nur die Armee an. Der große Friedrich preist dies als den schönsten Vorzug der stehenden Heere: „Ehemals hob man beim ersten Kriegsrufe eilig Truppen aus, alles wurde Soldat, man sann nur darauf, den Feind abzuwehren; die Felder blieben brach, die Geschäfte standen still, und die schlecht bezahlten, schlecht unterhaltenen, schlecht disziplinierten Soldaten lebten nur von Raub. Jetzt wenden sich, wenn die Trompete ertönt, weder der Ackersmann noch der Fabrikant, noch der Rechtskundige, noch der Gelehrte von ihrer Arbeit ab; sie fahren ruhig fort, sich in gewohnter Weise zu beschäftigen, indem sie den Verteidigern des Vaterlandes die Sorge lassen, es zu rächen." Die hieraus veranlaßte Kleinheit

der Heere bedingte aber eben wiederum die Manövrierkunst. Denn war solch ein stehendes Heer vernichtet, besaß der Staat nichts mehr, was er einsetzen konnte. Darum: Vermeiden der Schlacht. „Niemals ist eine Armee weniger zum Schlagen geeignet als unmittelbar nach einem Siege", sagt der große Friedrich. — Daher auch die milden Friedensschlüsse jener Epoche, völlig entgegengesetzt denen der vorangegangenen und nachfolgenden „Ich"-Epoche. Wallenstein im 17. und Napoleon im 19. vernichteten den feindlichen Staat. Im 18. Jahrhundert schonte einer den anderen aus Achtung vor dem Organischen. Und weil er selbst geschont werden wollte. —

Diese Achtung schuf auch das Gefühl: „Zertretener Acker ist ein Greuel". So war Plündern strengstens verboten. Die Armee ernährte sich aus sich selbst. Aus dem Troß, den Magazinen. Über die Kunst, beide zu organisieren und anzulegen, gab es Riesenbibliotheken. Der Soldat mußte gut ernährt werden. Jeder Stand verlangt sein Brot. Selbst in den Freiheitskriegen, die noch sehr im Schatten dieser Epoche stehen, jammert der wilde York, wenn seine Soldaten vier Tage hintereinander nicht abkochen konnten, sondern kalt aus der Faust essen mußten. Im Dezember rückte man in die Winterquartiere. Im Januar, Februar, März gab es keinen Krieg.

☆

Zwar hatte Preußen als lebendiger Erbe des Deutschen Ordens alle Zeit den Begriff der Wehrpflicht gekannt. Aber das oben genannte Wort des großen Friedrich zeigt, wie der Geist der Epoche diese Pflicht geformt. Zwei Drittel der Armee bestand zwar aus kantonpflichtigen Inländern. Wer zur Erntezeit über Land fuhr, konnte die jungen, zur Gestellung bestimmten Burschen mit ihrer roten Halsbinde auf dem Acker stehen sehen. Aber ein Drittel holten die Werber im Ausland zusammen. Wobei unter „Ausland" alles Nichtpreußische zu verstehen war. Man wollte möglichst wenig Kräfte dem Volksleben entziehen. Aus diesem Grunde konnte der Reisende auch noch Bauern bemerken, die Uniformstücke am Leibe trugen. Das waren die Beurlaubten, die nur zu den Revuen und Manövern eingezogen wurden, während in der übrigen Zeit die „Ausländer" den

Dienst, das heißt vornehmlich den Wachtdienst versahen. So sah die zwanzigjährige Dienstzeit in der Praxis anders aus als auf dem Papier.

Die Städte waren durchweg vom Dienst befreit. Ausschließlich Adel und Bauer dienten und die Bankrotteure aller Landstraßen.

So konnte später in der Aufklärungszeit, nicht mit Unrecht, mancher der Liberalen die Ironie begehen, die stehenden Heere für viel „humaner" anzusehen, als die Volksarmeen des Liberalismus. Fast alle großen Reformer Scharnhorst, Boyen usw. haben in ihren Anfangsjahren gerade aus dem Prinzip der „Humanität" heraus die stehenden Heere verteidigt. (Die später unter dem Liberalismus übliche Rahmenarmee wollen wir daher nicht mehr „stehendes Heer", sondern „aktive Truppe" nennen.)

☆

Als der große Friedrich in der Nacht des 17. August 1786 in den Armen seines Kammerdieners einsam und übermenschlich den letzten Atem tat, war das Schicksalspendel eben im Begriff auszuschwingen. Die „Wir"-Epoche verblaßte. Ihre einst kraft- und blutvollen Formen wurden zu greisenhaften Schemen. Die Formel ersetzte die Form, die leere Geste die sinnvolle Bewegung.

Der Krieg wurde zu einer Künstelei. Die Zucht wurde Drill. Die Taktik Selbstzweck. Die Terrain-Lehre zur Manie. Noch kurz vor Jena drängte der unselige Massenbach darauf, daß sich die preußische Armee auf dem Ettersberge bei Weimar versammle, nur dort könne sie nicht geschlagen werden. Die Frage war nur, ob sie dort jemand schlagen w o l l t e. Aber noch 1814 setzte der österreichische Feldherr Schwarzenberg es durch, daß die verbündeten Armeen zur Niederringung Frankreichs auf das Plateau von Langres marschierten. Hätte man dieses Plateau, dann wäre Frankreich besiegt. Während der von der neuen „Ich"-Epoche erweckte Gneisenau bereits spottete, dieses Plateau wäre tatsächlich gut, denn man könnte von ihm sein Wasser nach drei Meeren abschlagen. —

Die Revuen (ungefähr unsere heutigen Felddienstübungen) wurden immer komplizierter, unnatürlicher. Selbst dem alten Möllendorf fiel das einmal auf: „Überhaupt

werden wir durch die Saat und die Lehmgrube in der richtigen Ausführung des Manövers sehr eingeschränkt und der Kunstverständige muß danach die Natur der Bewegungen beurteilen."

Selbstverständlich, — auf den Acker durfte man nicht treten und durch die Lehmgrube ließ sich keine Linie führen. Also waren beide einfach nicht da. — Bei einem solchen Manöver galt Berlin einmal „als schwer zugänglicher Morast".

Scharnhorst hat bereits vor 1806 dasjenige Urteil über diese erstarrte, verkünstelte Epoche gefällt, das immer am Ende einer „Ich"- oder „Wir"-Zeit gesagt werden kann, wo die tote Form das Leben erstickt: „Wir haben angefangen, die Kunst des Krieges höher als die militärischen Tugenden zu schätzen — dies war der Untergang der Völker in allen Zeiten — Tapferkeit, Aufopferung, Standhaftigkeit sind die Grundpfeiler der Unabhängigkeit eines Volkes — wenn für diese unser Herz nicht mehr schlägt, so sind wir schon verloren auch selbst in dem Laufe großer Siege."

Genau das Gleiche gilt für die liberale Epoche, an deren Sterbebett wir heute stehen.

☆

Der Liberalismus, der diese Epoche ablöste und ihre Antithese bildet, hat über jene Tage eine Flut von böswilligen Farben gegossen, die auch heute noch bei den ewig Gestrigen wirksam sind. Der Geist ist das Unduldsamste dieser Erde, und ein mittelalterlicher Inquisitor bringt nicht soviel Intoleranz auf wie ein mit Moral und Humanität gewaschener Liberalist.

So hebt der per „Kosmos" gebildete Dozent immer noch die Hände, zitternd vor moral-gichtiger Entrüstung, wenn von dieser Epoche die Rede: „Aber dieser Zwang zum Soldatenspielen, diese bösen Werberpraktiken." Nun, es war schon davon die Rede, wie die liberalen Staaten, ob Frankreich oder die Sowjet-Union, auch den letzten ihrer „citoyens" oder „Genossen" in die Montur stecken, gleichviel, „ob er hinkt oder stinkt". Überdies macht der

Kosmosbarde eine um so schlechtere Figur in einer Zeit, da die reifste liberale Frucht, der Kapitalismus nämlich, viel schändlichere Zwangsmittel in Bereitschaft hat, zum Beispiel dieses, Millionen ausgewachsenen Männern die Arbeit zu entziehen, ihre Hirne und Hände zu Krüppeln zu machen.

Als jene Epoche in Blüte stand, hat — wie stets, wenn ein Zeitalter jung, kraftvoll, optimistisch — niemand diese Dinge als Zwang empfunden, denn sie waren erwachsen. Aber noch in der Krisenzeit gibt ein Kritiker jenes Systems, Jacob Mauvillon, — in Ablehnung humanitärer Anfälle — der organischen Anschauung unbewußt Ausdruck, wenn er schreibt:

„Der preußische Soldat gehorcht dem Zwang, er nimmt die Lasten des Kriegsdienstes auf sich, ohne daß ihm ein Anteil am Erfolge zufällt, ohne daß sein eigenes Interesse dabei auf irgendwelche Art gefördert wird. Man reißt ihn aus dem Schoß seiner Familie und stellt ihn, ob er will oder nicht, ins Heer, in den Dienst seines Fürsten. Aus solchen Leuten könnten, so müßte man meinen, niemals gute Soldaten werden, vielmehr scheint es natürlich, wenn sie bei erster Gelegenheit auf und davon laufen. Aber die Erfahrung lehrt das Gegenteil. Fast alle Regimenter der preußischen Armee bestehen zum größten Teil aus gezwungenen Leuten; dennoch dienen sie treu, tapfer und gut. Die englischen Matrosen werden gewaltsam weggenommen, wo man sie gerade auftreiben kann. Man hat aber nie gehört, daß sie deshalb die englische Flotte hätten schlagen lassen. Die königlichen Grenadiere des alten Frankreich, welche das Los zum Soldaten machte, waren darum nicht minder tapfer.

Diese Beispiele indessen machen die Sache selbst noch nicht begreiflich; sie wird es aber, wenn man erwägt, daß das menschliche Herz von solcher Beschaffenheit ist, daß es immer in die Notwendigkeit sich schickt."

Unser Stammtischling hätte viel eher einmal nach den Offizieren jener Epoche fragen sollen. Denn diese standen tatsächlich unter „Zwang". Der große Friedrich hat im siebenjährigen Kriege seinen märkischen Kleinadel um ein

Haar ausgerottet. Von den 34 männlichen Gliedern der Familie Bonin war bei Kriegsschluß noch einer übrig. Yorck verlor vier Onkel väterlicherseits als Offiziere, zwei bei Leuthen, einen bei Prag, einen bei Kunersdorf. Sein Vater allein kam durch, erhielt den Pour le mérite. — So manche adlige Mutter hat ihren Jungen versteckt, wenn die Unteroffiziere ihn abholen kamen, aber bei dem Alten gab es keine Gnade.

Es ist wohl gut, dem unbekannten Soldaten ein Denkmal zu setzen. Aber dieses Denkmal erhält erst das schönste Relief, wenn man draufschreibt, daß der Offiziersverlust im Weltkrieg weit den der Mannschaft überstieg.

☆

Stirbt eine Epoche, so kommt über ihre Träger jenes Unbehagen, vergleichbar dem, das einen befällt, wenn man am ersten Frühlingstage noch den Wintermantel trägt, oder an einem Herbsttage noch im Sommerrock einherläuft. — Dieses Unbehagen der Völker in absterbenden Zeiten löst naturgemäß die Frage nach seinen Ursachen aus. Aber es liegt in der Sinnfälligkeit des Geschehens, daß der einzelne Mensch zu Beginn der Krise nie das Ende derselben sieht, geschweige ahnt, daß er nicht die Totalität des organischen Umschwungs überschaut. Vermag er dies, so ist er ein Genie. Die Fälle, wo ein Genie zur rechten Zeit am Steuer war, um in das neue Fahrwasser zu lenken, sind an einer Hand abzuzählen. Zumeist ist das Neue von zwei, drei und mehr Menschenwellen nach vorn getragen worden. Mühsam, stolpernd, und erst die Männer der letzten Welle hatten den sicheren Schritt.

So wird also der Mensch zu Beginn der Krise das Nächstliegende, das in die Augen springende abzustellen suchen. Er greift zu R e f o r m e n.

Reformen sind Glück und Unglück zugleich. Sie bereiten zwar das Kommende vor, denn der Inhalt jeder Reform liegt immer in der vom Schicksal gewünschten Richtung, — aber gleichzeitig hemmen sie immer wieder den Ausblick auf die Totalität, auf das zuletzt Notwendige: auf die Revolution. Weil sie wohl das äußere Gewand hier und da zurechtschneidern, aber nur zaghaft an den gesamten inneren Organismus herangehen. Hinzukommt, daß sich der Geist

des Neuen — also hier das „Ich" — genau in demselben Maße in die Seelen einpflanzt, wie der Geist des Alten, des „Wir", sie verläßt. Das steigert bei den Männern der ersten Welle die Verwirrung. Altes und Neues wird durcheinandergeworfen. Die Frieden-Sehnsucht der Aufklärung zum Beispiel sah sich, wie schon einmal angedeutet, bestätigt durch das Vorhandensein der stehenden Heere, deren Einsatz ein zu großes Risiko war und daher, — besonders in der schwächer werdenden Endperiode ihrer Epoche — tatsächlich sehr wenig vorgenommen wurde.

So und unter diesem Aspekt regnete es seit 1786 in Preußen Reformen. Das Klagewort der Königin Luise: „Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrich des Großen" ist schief. Die Preußen schliefen nicht. Das Unbehagen ob der stärker werdenden Reibungen scheuchte sie auf.

Es tut gut, dies zu wissen. Denn glaubt jemand im Ernst, die sieben Jahre zwischen 1806 und 13 hätten allein zur preußischen Revolution ausgereicht? — Anstoß, Anlauf und Gärung dieser Revolution lagen bereits vor Jena. 1786—1806, das ist die Zeit der ersten beiden Wellen. Nach Jena kam die dritte, — die „Jakobiner".

So wurde reformiert, reformiert. Und um drei Faktoren kreisten diese auf den Liberalismus marschierenden Formen in der Armee. Tirailleur-Taktik, Wehrpflicht und Bildungs-Prinzip. Die drei Antithesen zur „Wir"-Epoche mit ihrer Liniar-Taktik, stehendem Heer und Zucht-Ideal. Genau wie in Frankreich.

Aber einer stand, stets falsch gedeutet, hemmend dazwischen. Ein Toter. Der große Friedrich.

Das „Wir" und sein Abgang

Revue! Eine jener Prüfungszeiten, von denen es unter den preußischen Offizieren hieß, daß sie lieber in eine Bataille gingen als zu solcher Truppenschau. — Am Schluß Vorbeimarsch vor Friedrich.

Der Alte hockt auf seinem Condé, die großen Augen bohrend auf die vorüberziehenden Bataillone gerichtet. Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten — diesmal einig —

stammeln unhörbare Stoßgebete, der Alte möge bereits hinter ihnen sein. Wie an der Schnur ziehen die Achterreihen vorüber. Der Alte nickt. Einige Majors strahlen sich an.

Plötzlich, — Condé macht einen Satz, auf ein Bataillon los, das allerdings in seiner Ordnung mäßig ausschaut gegenüber den vor ihm defilierenden. Aber was ist das? Der König tadelt nicht etwa die schlechte Ordnung, sondern, indem der Krückstock hochfliegt, wettert er ein rätselhaftes Wort heraus: „Wollt Ihr wohl auseinander, Ihr Racker!"

Neues Rätsel, — die Soldaten nehmen die Büchsen von den Schultern, hängen sie sich um, viele mit dem Lauf sogar — oh, Graus! — nach unten, die Reihen lösen sich, und das Bataillon zieht an dem König vorüber wie Kraut und Rüben. Der Alte ist befriedigt, nur einige kleine Blitze noch auf das Haupt des armen Regimentschefs, des Oberst des Granges, verkünden: abziehendes majestätisches Gewitter. Was war geschehen?

— Im ersten schlesischen Kriege hatte der König aus sechzig Jägerburschen und Förstern eine Kompanie formiert, die lediglich als Scharfschützen Dienst taten. Ihr erster Chef war der Major Chevalier de Chasot. Allmählich waren zehn Kompanien aus ihnen geworden. Aber jeder rechte Offizier Sr. Majestät kriegte eine blasse Nase vor Wut, wenn er die Kerle sah. Im siebenjährigen Kriege wurde das ganze Regiment sogar einmal gefangen. Aber der König formierte sie sofort wieder neu. Kein Soldat begriff das. Dieser Sauhaufen, der nur läppisch, meist gar nicht exerzierte, im Wald und auf der Heide Bauch kroch, ein paar Patronen verknallte und zu nichts nutze war! — Und doch nahm der König keinen Förster in Staatsdienst, der nicht im F u ß j ä g e r r e g i m e n t gedient. In die auf Linie gedrillte Armee paßten sie wie die Seife auf die Butter. Friedrich fand keine Offiziere, die für diese Rasselbande geeignet waren. Aber trotz aller Enttäuschung hielt er an ihnen fest. Und als dem Obersten des Granges die Geduld riß, er den Kerls für die nächste Revue Schliff beibringen wollte, da fuhr, wie oben geschildert, der Krückstock dazwischen. Der König ahnte, was diese Kerle einmal bedeuten würden. Sie waren die erste Tirailleur-Formation. Vorspuk, — aber himmelschreiender Hohn in dieser „Wir"-

Gemeinschaft, mit ihrem individualistischen Gehabe. Sie nannten sich sogar „Herr" untereinander.

Der Alte übersah nicht die Zukunft, aber er ahnte sie. Die Not hatte ihn darauf gestoßen, und in der Not greift das Genie für seine Ziele zu allen Mitteln. Nicht nur zu denen, die ihm seine Zeit gibt. Bei Lowositz tiraillierte aus der Not der Stunde heraus fast die halbe Infanterie, und den Alten freute es noch. Ihn, dem sonst die Linie heilig. — Daher: durch Friedrichs Genie fällt der siebenjährige Krieg fast ganz aus seiner Epoche heraus. Denn in diesem Krieg standen einer gegen fünf. Für jeden der Fünf war es ein im Rahmen der Epoche geführter „Kabinettskrieg". Für den einen aber war es ein verzweifelter Existenzkampf; daher mußten seine Mittel außergewöhnlich sein. Und sie waren es, eben, weil er genial. — Deshalb ist die Taktik seiner Schlachten nicht erlernbar gewesen, denn er hatte keine. — Aber was dem Zeus erlaubt, muß der Ochs sich verkneifen. Der Durchschnittsmensch verlangt nach Vorbildern, Regeln. So mühte sich die eine Hälfte seiner Epigonen hoffnungslos ab, ihn zu kopieren, die andere Hälfte — und von ihr aus nicht mit Unrecht — mißbilligte das wütende regellose Tempo seiner Schlachten, denen allen etwas Abenteuerliches anhaftete, das damals in den Kriegen verpönt war. Vielen Nachfahren galten daher sein Bruder, der Prinz Heinrich und der Herzog von Braunschweig, die unter ihm gefochten, als viel bedeutendere Feldherren als er selbst, — weil sie nach den „Regeln der Kriegskunst" geschlagen.

So stand er über der Zeit. Er wußte um das Tiraillieren ebenso wie um das Massieren von Artillerie. Er hob in höchster Not Milizen aus, also recht eigentlich den epileptischen Uhrmacher bestätigend. —

Aber als die Not wich, fiel er doch wieder in seine Epoche zurück. Wohl hatte er 1768 in seinem militärischen Testament ahnungsvoll geschrieben: „Künftig würde ich den ersten Angriff den Freibataillonen übertragen; ich würde sie a la debandade und tiraillierend vorgehen lassen, damit sie das Feuer des Feindes auf sich ziehen und die geschlossenen Truppen in besserer Ordnung stürmen können," aber nachher verblieb es doch beim alten. Nur die Fußjäger und die zehn jeder Kompanie beigegebenen Schützen ließen das

Neue ahnen. Ansonst hielt er an der Linie fest. Genau so schroff wie bei seiner (damals durchaus richtigen) Vorliebe für den Adel; die im Krieg aus Mangel an Adligen herangeholten bürgerlichen Offiziere wurden fast alle wieder entfernt.

So hatten es die Nachfahren schwer. Man berief sich auf Friedrich, wenn man das Neue forderte, und man bewies aus ihm dessen Ablehnung. Scharnhorst begann jede seiner Denkschriften mit einem Augenaufschlag zu Friedrich dem Großen, und Kalckreuth, sein Gegner, tat das Gleiche. So standen die ersten Reformer im Schatten. — Was der französische Freiwillige Jean Patelet mit dem Opfer seines Blutes erfaßte, fand in Preußen die Militär-Theorie und mußte es finden. Aber der Freiwillige hatte nicht nur zeitlich den Vorsprung; er verkörperte die Totalität des neuen Heeresliberalismus, weil er die „Ich"-Idee überhaupt als Ganzes aufgenommen.

Anmarsch der Revolution

Unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. marschierte die erste Welle los. Bereits 1787 wurden nicht weniger als zwanzig Füsilierbataillone errichtet, die so durchgreifend im Tiraillieren ausgebildet wurden, daß sie nachher sogar den Franzosen überlegen waren. — In sein Kabinett wanderten die ersten Vorschläge zur allgemeinen Wehrpflicht.

Äußere Ursachen schienen all dies zwingend zu machen. Durch die großen Territorialveränderungen in Westdeutschland, vornehmlich durch den Reichsdeputationsausschuß 1803, wurde das preußische Werbegebiet immer kleiner. Gerade aus dem Duodez-Ländchen am Rhein, die jetzt durch Napoleon hinweggefegt waren, hatten die preußischen Werber das „Ausländer"-Material ergänzt. Seit der letzten Teilung Polens 1793 war Preußen zu einem Staat geworden, der zu einem Drittel polnische Bevölkerung besaß. Die Grenzen waren länger seitdem, aber das Heer hatte sich nicht vermehrt. Ausweg: mehr Inländer einstellen. Also vielleicht — hm — vielleicht doch allgemeine Wehrpflicht?

So las also bereits Friedrich Wilhelm II. die ersten schüchternen Entwürfe zu diesem welthistorischen Thema.

Der Minister v. Schroetter schlug vor: eine Landmiliz — er nennt sie „Landsturm" (!) — für Ost- und Westpreußen, fünfzig- bis sechzigtausend Mann stark. Ein bemerkenswerter Nebensatz: im weiteren Verlauf des Krieges soll aus den Reihen des Landsturms das stehende Heer ergänzt werden.

Der General Herzog Ferdinand von Braunschweig schlug vor: Aufstellung von Nationalregimentern in Ostpreußen unter Führung von Linienoffizieren.

Man sieht, wie die quälende polnische Frage den äußeren Anstoß gibt, — wie aber gleichzeitig die organischen Keime der neuen Epoche sichtbar werden.

☆

1797 ergriff Friedrich Wilhelm III. das Szepter. Er war ernstlich besorgt um die Armee, setzte eine Immediat-Organisationskommission ein, forderte Vorschläge und las mit pedantischer Genauigkeit jede der Denkschriften, die eingingen. — Und es war bereits eine Denkschriftenflut. Schärfer und schärfer heben sich die Konturen des Neuen ab, ohne daß sich die Verfasser desselben bewußt werden, ja, sie sind zumeist entrüstet, wenn man ihnen sagt, welche letzten Konsequenzen hinter ihren Vorschlägen stehen. Bereits 1798 läßt einer der Projektemacher, der Oberstleutnant von Lecoq, Sätze vom Stapel, die schon stark nach Jakobinismus riechen:

„Eine erzwungene, nicht auf die Natur gegründete Einrichtung erhält sich aber nur einige Zeit. Die damit verbundenen Übel äußern sich zwar oft nur langsam, aber an dem Fundament des Staatskörpers und bewirken endlich dessen Umsturz, wenn nicht bei günstigen Gelegenheiten zuverlässige Mittel gegen das Übel angewendet werden, und die einzigen wahren radikalen Mittel sind wie bei den Krankheiten des Körpers — Wegschaffung der Ursachen, welche sie hervorbrachten. — Es ist deshalb erforderlich, die Hälfte aller Ausländer zu entlassen, die Lage der Zurückbleibenden aber zu verbessern, um sie zu wirklichen Bürgern des Staates zu machen."

Es kommt eine Denkschrift des königlichen Generaladjutanten, des Majors von dem Knesebeck, die man geradezu als die erste Fassung der späteren Wehrpflichtgesetze ansehen kann. Knesebeck schlägt vor: Gestellung aller kantonpflichtigen Leute vom 16. bis 50. Lebensjahre und ihre Einteilung in drei Klassen. Die Großen und Kräftigen für das stehende Heer, die Gesunden und Entbehrlichen für die Vaterlandsreserve, die Unabkömmlichen und die nach zwanzigjähriger Dienstzeit noch Gesunden für die Provinzial- oder Ehren-Legionen. (Er vermeidet das Wort „Miliz".) Die Armee soll sämtliche Inländer beurlauben und in der Frühjahrsexerzierzeit die Reserven ausbilden, die dann nur noch zu den Übungen gerufen werden.

Sämtliche Mannschaften sollen sowohl für die Linie als auch für das verstreute Gefecht ausgebildet werden.

Aber es kommt noch wilder: „Über die Wichtigkeit, die öffentliche Meinung der Nation für die neue Einrichtung zu gewinnen," heißt ein Abschnitt in dieser Denkschrift. Hier wird mit einem deutlichen Seitenblick auf Frankreich viel Richtiges über eine Erweckung der Nation gesagt. Milde Behandlung für die Ehrenlegion wird gefordert. Und auch der letzte Stein fehlt nicht: die Aufklärung in den Schulen und ihre Aufgaben für die Weckung des Patriotismus. —

Das war zuviel. Die Alten stehen auf. Die Immediat-Organisationskommission zerreißt die Denkschrift in Grund und Boden. Und in ihrer Antwort findet sich der ahnungsvolle Satz: „Die preußische Militärverfassung und Staatswirtschaft ist ein ehrwürdiges Original, rührt man ein Glied an, so erhält die ganze lange Kette einen Schlag." Daher bei Knesebeck abzulehnen.

Bis zur Katastrophe ist die allgemeine gleiche Wehrpflicht im Schubfach begraben.

☆

Genau so heftig wurde um das Tiraillieren gefochten. Der größte der damaligen Kriegstheoretiker, der wirrgeniale Leutnant Dietrich v. Bülow, der mehr Voraussicht

hatte als alle Generale miteinander, mochte wohl schreiben: „Es bedarf keines weiteren Beweises, um einzusehen, daß eine auf diese Art exerzierte Infanterie eine sehr große Überlegenheit über eine andere haben muß, die jederzeit geschlossen zu fechten gewohnt ist und auf einem sehr durchschnittenen Terrain ihre Taktik nicht anwenden kann," — aber sofort stand ein Alter auf, der diese „Bauchkriecherei", die den „natürlichen Hundsfott in uns erwecke", in Grund und Boden verdammte.

Die Jungen forderten die Ausbildung aller Formationen im Schützendienst. Die Alten ließen sich höchstens auf einen Kompromiß ein: wenn schon, Gott sei's geklagt, die Jäger und Füsiliere diese brotlose Kunst übten, dann sollten sie auch damit gefälligst unter sich bleiben. So geschah es; die leichte und die schwere Infanterie sind getrennt, ohne Zusammenhang miteinander, nach Jena gezogen.

☆

Wir vermögen heute — schon aus innerer Verwandtschaft heraus mit jenen Tagen — den versteckten Kern all dieser Kämpfe herauszuschälen. Der Linieninfanterist konnte recht eigentlich gar nicht Tirailleur werden. Der Mann der Linie war ein Glied einer Bindung, — der Tirailleur war ein losgelöstes, für sich allein ins Feld gestelltes „Ich". Der, wenn auch bereits absterbende „Wir"-Geist dieser Epoche gestattete aber kein Ich. Zum rechten Tiraillieren konnte man also nicht einen Mann der Linie nehmen, auch keinen neuen Soldaten, sondern: dies vermochte nur ein neuer Mensch.

Genau so war es um die allgemeine Wehrpflicht bestellt. Ob die Inländer in größerer Zahl dienen sollten, wurde bebelanglos gegenüber der Frage, ob sie es unter den alten Formen noch wollten, ganz abgesehen davon, daß die Wehrpflicht den Rahmen der alten Heeresverfassung sofort gesprengt hätte.

Wir werden nachher sehen, daß es gerade in Preußen rein äußerlich zu einer Kombination kam. Aber dies ist unwesentlich, wichtig ist, ob die Armee auf „Ich" oder „Wir" aufgebaut wurde. Ob das eine oder andere Prinzip dominierte.

☆

Doch wenn man sich an dieser Kette weitertastete, kam man immer wieder auf die Totalität aller Dinge. Der neue Mensch war nicht möglich ohne einen neuen Staat.

Die Reformvorschläge waren alle vom Heeresbedürfnis ausgegangen. Es mußte sich zeigen, daß das Heer nur ein Sektor im Gesamtumschwung war.

Wer Gefühl und Augen hat, der schaue: es versuchen heute etliche, die Wirtschaft zu reformieren, etliche basteln am Staat herum und etliche grübeln über die Krise unserer Kultur. Aber alle drei Daseinsformen sind doch ein Ganzes, unlöslich verknüpft miteinander, sind die Einheit des Lebens.

☆

Es wird später noch ausführlicher dargelegt werden, daß es zuallerletzt nicht darauf ankommt, ob ein Volk sich in der „Wir"- oder „Ich"-Idee, konservativ oder liberal in Form bringt, sondern daß es dies im Rahmen und gemäß seiner Arteigenheit tut. Die französische Bourgeoisie erfaßte dieses Grundgesetz sofort vom Tage der Bastille an. Das deutsche Bürgertum hat es — von Ausnahmen abgesehen — die ganze liberale Epoche hindurch nicht begriffen. Daher stirbt dieses Bürgertum in unseren Tagen auch so einen schweren und schmählichen Tod. Daher war das Bürgertum — es mag absurd klingen — in Deutschland nicht der Träger des Liberalismus, sondern dies waren andere. Ohne den Reichsfreiherrn v. Stein und den Junker Bismarck wäre die liberale Staatsform in Deutschland nie in den Sattel gekommen.

— Daß sich in jenen Krisenjahren vor 1806 die Ständegrenzen verwischten, die Stände einander durch die Haut sahen, prüften, kritisierten, lag in der Natur des Geschehens. Aber die Art, wie das von der „Aufklärung" angehauchte Bürgertum die Armee unter die Lupe nahm, die Armee, die doch zu seinem Schutz da war, — das ist ein Chimberasso an Instinktlosigkeit.

Am 7. Dezember 1913 brachten die „Lustigen Blätter" eine Zeichnung (von Mühlen-Schulte), auf der ein glotzäugiger, brutaler Leutnant zu sehen war, der eine Häuserreihe zer-

trampelte, den blanken Säbel schwenkend. Unterschrift: „Was in vierzig Jahren Kulturarbeit aufgebaut, tritt er in vierzehn Tagen nieder!" — nämlich der „Moloch Militarismus". Diese Tonart ist genau 130 Jahre alt. Das Bürgertum hat sich vor 1806 mit keiner Silbe anders ausgedrückt. Aus der gleichen, nicht deutsch-liberalen, sondern kosmopolitisch verschrobenen Mentalität heraus. Die „gebildeten" bürgerlichen Zeitschriften jener Tage überschlagen sich in häßlichen Angriffen. Der „Weltbürger" nannte die Soldaten „unnütze Mietlinge des Staates", das „Schleswigsche Journal" bezeichnet sie „als Blutegel der ärmeren Klasse". Der Freiherr v. Knigge, dessen abgeschmackten „Umgang mit Menschen" wohl jeder „Gebildete" zitiert, aber gottlob niemals liest, erging sich — dieweil adlige, zur Bourgeoisie übergeschwenkte Renegaten immer die Schlimmsten sind — in seinem „Politischen Glaubensbekenntnis" in wüsten Ausfällen gegen die Soldaten, diese „herausgeputzten Puppen". So wurden, damit auch diese defaitistische Spielart nicht fehle, in der Zeitschrift „Der Kosmopolit" (bezeichnender Titel!) die französischen Soldaten ob ihres Bildungsdranges gelobt, als sie in Italien die Museen plünderten und die Beute zu Paris in den Louvre stellten, gelobt als „Krieger, Soldaten, Männer, mit deren Namen man bei uns den Begriff alles dessen verbindet, was Unwissenheit und Verachtung des Wissens und der Wissenden ausdrückt".

Als Napoleon einmal ein internationales Abrüstungsprojekt zur Täuschung Preußens losließ, — man sieht, die Tricks des liberalen Frankreich haben sich nicht gewandelt —, da fielen sofort die liberalen Bürgerblätter darauf herein und die „Berlinischen Nachrichten" vom 9. Mai 1805 trompeteten begeistert: „Noch nie war eine Epoche im Zusammenhange aller Umstände mehr geeignet, dieses große, die Menschheit beglückende Projekt zu realisieren als die jetzige."

Diese Töne kennen wir doch!! — —

Es war ein Trommelfeuer von sinnlosen Beschimpfungen und pazifistischen Verstiegenheiten, und gerade die Jakobiner: Scharnhorst, Boyen usw. sind gegen diese kosmopolitische Verkommenheit oft scharf zu Felde gezogen.

Aber von Staats wegen geschah den Weltbürgern und

Knigges nichts. Auch den „Lustigen Blättern" ist ihre Schmähung nicht mit drei Jahren Zuchthaus angekreidet worden: denn: organisch alternde Systeme werden in ihrer äußeren Haltung stets unsicher. So geschah es vor 1806 sogar, daß die Regierung weit öfter auf seiten des Bürgers stand, ihn streichelte und schonte, während Exzesse der Offiziere hart bestraft wurden. Wie weit oft das Zurückweichen der Regierung vor den kosmopolitischen Strömungen ging, dafür haben wir abermals einen durchaus ernsthaften Kronzeugen, nämlich Scharnhorst selbst, der in dem von ihm herausgegebenen „Neuen militärischen Journal" bittere Vergleiche zieht zwischen französischen und deutschen Zivilbehörden. Während jene immer auf seiten der Soldaten stehen, sehen diese einen Stolz darin, der Kriegsmacht Hindernisse in den Weg zu legen. — „Wenn ein Offizier mit dem Bürger Streit bekommt und nicht gleich nachgibt, wenn er gegen die Zivil-Obrigkeit einen kleinen Fehler macht, wenn er einmal mit den Studenten sich schlägt, mit einem Worte, wenn er einmal von der angeborenen und ihm zum Soldaten unentbehrlichen Heftigkeit des Temperaments sich etwas merken läßt, so wird er weit stärker als der Bürger bei gleichem Vergehen bestraft." Scharnhorst kommt an anderer Stelle sogar zu dem ironischen Schluß, daß die Franzosen bei ihrer republikanischen Verfassung recht eigentlich monarchisch, die Deutschen aber republikanisch regiert würden.

Wen wundert es, daß eine Denkschrift des Justizrat Möller vom 1. Juni 1799 über die Gründe der Zunahme von Verbrechen u. a. meldet: „Vor 1787 sei das Verbrechen der Injurien wider Militärpersonen und Wachen kaum dem Namen nach bekannt gewesen, seitdem aber vermehrten sich die Fälle mit jedem Jahre."

☆

Kurz vor dem Kriege von 1806 gelang es Scharnhorst, wenigstens eine seiner Reformideen durchzuführen: die Einteilung der Armee in Divisionen. Am französischen Beispiel war bereits gezeigt worden, was die Division im organischen Zusammenhang bedeutete: die Ablösung der Armeeeinheit in eine Reihe von Ich, die — nicht mehr von einer Stelle, von einem Oberbefehlshaber straff geleitet, wie in der alten Epoche — nunmehr selbständige Körper wurden.

Scharnhorst hatte selbstverständlich einen äußeren Anlaß für seine Maßnahme; ein Blick auf die französische Taktik sagte ihm, daß die preußische Armeelinie, wenn sie einmal durch eben diese Taktik an einer Stelle durchbrochen war, insgesamt manövrierunfähig wurde, da sich infolge der einheitlichen Leitung dann der gesamte Heereskörper nicht mehr bewegen konnte. Die Divisionen aber, mit Truppen aller Waffengattungen versehen, vermochten dann noch selbständig weiterzufechten.

Wie sehr aber die Divisionsverfassung bereits Kind einer neuen, nämlich der „Ich"-Epoche war und mit allen übrigen militärischen Formen des „Ich" zusammenhing, das beweist die Schlacht von Jena, wo die Armee noch in „Wir"-Linie aufmarschierte, aber, eben durch Scharnhorst, bereits in Divisionen formiert war. Da hat sich die Divisionseinteilung geradezu als höchst schädlich erwiesen; denn es ist eben unmöglich, an einen „Wir"-Körper eine „Ich"-Form zu hängen.

☆

Aber das Durchsetzen seiner Lieblingsidee — des Generalstabes — gelang Scharnhorst vor dem Kriege nicht mehr. Es lag in der Wesenheit der „Wir"-Epoche, daß eine Persönlichkeit führte und der ihr beigegebene Generalquartiermeister lediglich, wie sein Name sagt, Quartiere und Marschrouten bearbeitete. Die Aufteilung in Divisionen staffelte die Kommandogewalt, wobei man nicht sicher ging, ob die Divisionsführer den ihnen zustehenden Kommandobereich bis ins letzte beherrschten. Aber der Liberalismus kann und darf nichts dem „Zufall" überlassen und, in letzter Konsequenz, auch nicht auf die Persönlichkeit bauen. Der neue Weg lag nahe: dem Divisionsführer mußte ein Stab von Offizieren beigegeben werden, sachgemäß zusammengesetzt, die selbst bei mangelnder Persönlichkeit des Chefs eine richtige Kriegführung gewährleisteten, eben durch ihre vorbereitende, auf der Berechnung fußende Arbeit. Die Schlacht durfte kein Zufall sein, sondern das Ergebnis sorgfältigster Voraussicht. Es versteht sich, daß, wenn den stehenden Armee-Divisionen ein Generalstab beigegeben wurde, ein solcher auch für den Höchst-Kommandierenden geschaffen werden mußte.

Also: der Liberalismus wollte die Persönlichkeit des

Truppenchefs, dessen mehr oder weniger starke Begabung, Instinkt und Entschlußkraft in seinen Augen lediglich durch den „Zufall" gegeben war, ersetzt, zumindest aber gestützt wissen, durch ein Stabssystem, das mit Hilfe von Berechnungen, Vorkalkulationen usw. den Zufall, das heißt diesmal also die Niederlage, ausschloß. Die Qualität des Truppenführers beruht in seinen soldatischen Eigenschaften und in seinem Instinkt. Die des Generalstabes in seiner militärtechnischen Bildung.

Es wird sich später erweisen, welch ungeheurer Konfliktstoff hier aufgehäuft lag, wie gerade in Preußen und Deutschland der Kampf zwischen dem vorne fechtenden Frontoffizier und dem hinter und über ihm stehenden Generalstab recht eigentlich nie aufgehört hat. Als diese Epoche in Blüte stand, hatte der Generalstab recht, als sie sich neigte, — das war im Weltkrieg — siegte der Frontoffizier.

Selbstverständlich haben weder Scharnhorst noch alle großen Generalstäbler dies gewollt oder geahnt. Es wird dieses Bild von der liberalen Grundthese im Stabsgedanken auch heute noch bestritten werden. Aber durch den Stab fließt tatsächlich dieser liberale ideologische Strom.

☆

Es liegt abermals im Sinn des Gesamtgeschehens, daß in jenen Jahren auch das Offizierkorps zum Bildungsprinzip hinzuneigen begann. Daß vorerst nur wenige Offiziere vor 1806 die neuen Wege der Bildung gingen, bestätigt keineswegs die Lüge des Liberalismus vom „dummen" Leutnant. Gerade die Besten eines Standes werden immer die Ersten sein, die sich einer neuen Bewegung zuwenden und zieht man dies in Betracht, so ist man doch erstaunt, eine wie große Anzahl von Offizieren bereits vor 1806 zur „Aufklärung" neigten. In vielen Garnisonstädten gab es bereits gelehrte und gesellige Vereinigungen, und die neugegründete „Militärische Gesellschaft", von Scharnhorst 1803 ins Leben gerufen, die Spitze all dieser Vereinigungen, zählte bald über zweihundert Mitglieder und hielt bis 1805 nicht weniger als einhundertsechzig Sitzungen ab. Es wurden Vorträge gehalten, diskutiert und das „Neue militärische Journal" herausgegeben. Selbstverständlich waren nicht alle Mit-

glieder vom „Wert der Bildung" restlos überzeugt und ein korrespondierendes Mitglied, nämlich der Oberst v. York, äußerte sich zuweilen recht drastisch über die langweiligen Reden, die dort gehalten würden, nachdem er einer Sitzung einmal beigewohnt. Ungebrochene Frontnaturen wie York mußten natürlich ahnungsvoll die Gefahr wittern, die im Überspitzen der gelehrten Dinge lag, und für das Ende dieser Epoche haben sie auch Recht behalten. Aber damals war doch ein fröhlicher Optimismus unter denen, die Scharnhorst um sich sammelte. Und sie wußten noch genau, wie weit sie zu gehen hatten. Der liberale Tiger war ja noch so klein.

Auch auf den Militärschulen regte es sich. Auf der École militaire zu Berlin wurde frisch und fröhlich der „Contrat social" des epileptischen Uhrmachers gelesen.

☆

So brodelt es in diesen Jahren von 1786 bis 1805, stärker und stärker. Der Kampf der Geister flutet hin und zurück: allgemeine Wehrpflicht oder Kantonierung mit Exemtionen? — stehendes Heer oder Miliz? — Linear- oder Tirailleur-Taktik? — Zucht oder Bildung? — Divisionen oder Einheitsarmee? — Generalstab oder Adjutantur? — So stehen Alte gegen Junge, das Heute gegen das Gestern. Dazu die politischen und geistigen Streite. Ja, vor allem der mehr oder weniger starke Streit in jedes einzelnen Brust, die doch irgendwie mit größerem oder kleinerem Teil durchbebt ist von der allgemeinen Unsicherheit. Hohle Prahlerei, Übermut, Zukunftsglaube, Unglaube, Furcht, Feigheit, alles durcheinander. Ein Hexenkessel. — J e d e r v o n u n s k e n n t d i e s e J a h r e.

☆

So standen sich Frankreich und Preußen gegenüber. Dort eine fertige, auf der Höhe der Stoß-Tirailleur und Massen-Taktik stehende Armee — die Artillerie bereits im Trommelfeuer geübt, — voll des Schwungs einer neuen Idee, geführt von dem größten Strategen, bereit, Sommer und Winter zu kämpfen, auf der Requirierung aufgebaut, dadurch leicht beweglich, — — hier ein kleines, noch in den alten Formen befangenes, aber in ihnen bereits unsicher gewor-

denes Heer, die neuen Formen noch nicht erkennend, mit riesigem Troß, zu ängstlich, auch nur eine Kohlrübe auszuziehen, wenn der Magen knurrte, — vor allem aber ohne nationalen Untergrund.

Dennoch ruht keine Schande auf dieser Armee, wie die Liberalen schreiben. Was ihr widerfuhr, war keine Schuld, sondern ein Geschick. Schuld traf nur einen: die Staatsführung, welche die Zeit nicht erkannt. Die Armee büßte es — und machte es wieder gut.

☆

Wenn von einem Volk ausstrahlend eine neue Epoche über den Kontinent wandert, so entstehen für die anderen Völker jene gefährlichen Zeiten „zwischen den Revolutionen", nämlich zwischen der die Epoche einleitenden Revolution im Nachbarland und der eigenen, die den Funken auffängt. Man ist im Anmarsch auf seine Umschaltung, aber man ist noch nicht angelangt. Man liegt in der Gärung, der andere aber hat sie bereits hinter sich, ist „in Form". Wehe dem Volke, das in seinem Gärstadium, wo Altes und Neues durcheinanderwirbelt und die Volksführung das Zeichen des Chronometers nicht erkennt, von jenem anderen Volke angegriffen wird, das bereits fit!

Dieses Unglück traf Preußen 1806. Das im Liberalismus geformte Frankreich stürzte auf den Staat des Nordens, der erst im Anlauf zur „Ich"-Idee war.

Das brachte: Jena und Auerstädt.

Ein zweites Mal fiel das noch in liberaler Form stehende alte Frankreich über den Deutschen, als dieser in einer neuen Gärung um seine Gestaltung kämpfte, als er wieder aus dem „Ich" zum „Wir" strebte.

Das brachte: Versailles.

Aber als der Preuße sich gleichfalls in Form gebracht, schlug er zurück.

Das brachte: Waterloo.

Und als Deutschland seine Wende vollendet, im „Wir" geformt, schlug es zurück — — — — —

Das Rätsel der Doppelschlacht

Das trugen sie ein Jahrhundert lang auf der Stange herum, die Liberalisten der Straße: „Die Schande von Jena!!“ — Bärte rauschten, pseudo-patriotisch gestutzt oder kosmopolitisch gelockt, intellektuelle dünne Zeigefinger spießten jeden auf, der an der Legende zu rühren wagte: „Die Schande des Weltkrieges“ — Entschuldigung — „die Schmach von Jena“. Die Blamage der Reaktion, die Unfähigkeit der Militaristen, das Volk mußte es ausbaden!“ —

„Die Schande von Jena!“ — Geschrei einer Legende vom Telegraphen-Lange über Virchow bis Scheidemann. Nur die viel zu wenig gelesenen Fachleute erwiderten schüchtern: „Es war keine Schande“. Aber es kam noch nie darauf an, ob eine historische Schilderung wahr ist, sondern ob sie w i r k s a m. Wirksam bei mehr oder weniger falscher Nutzanwendung. Die liberale Darstellung über Jena hat gewirkt fort und fort, und wenn der alte Bebel, der ein Spießer nicht war, sondern sein mußte, und keine Ahnung von dem Geschehen besaß — noch in unserem Jahrhundert seine absurden Miliztheorien vorbrachte, dann war das ein Reflex der Jenaer Katastrophe.

Und da es beim erstenmal so schön geklappt, wiederholte der Spät-Liberalismus die gleiche Fälschung beim Weltkrieg.

☆

Wir aber sind es müde, dieses Bild von Jena weiter zu reichen. Aber wir sind es gleichfalls müde, uns die konservativ-reaktionäre Darstellung anzuhören, demnach alles schön und gut gewesen sei und Jena — ebenso wie der Weltkrieg — nur ein kleiner, durch einen leisen Dolchstoß angestachelter Fehltritt der Jungfrau Victoria, die ansonst auf Befehl des aller-alleroberstenn Gott- und Kriegsherrn stets den Gottlieb Michael heimsuchte, in diesen zwei Fällen aber den bösen Jean Potage. Wir wollen im Namen der vor uns, mit uns und nach uns das Bild wieder reinigen, das die einen durch vieles Scheuern, die anderen durch zu eifriges Bespucken verunziert haben.

Also fangen wir mit dem Tage von Jena und Auerstädt, dem 14. Oktober 1806, an. „Eine Schande“ tönt es hier,

ein „in Ehren getragenes Unglück" tönt es dort. — Und jeder verschweigt dabei die Argumente der Gegenseite.

Lassen wir beide aufmarschieren. Nur so wird's gewinnen für Tag und Zukunft. Blicken wir hinein in das seltsame Kaleidoskop, das die Stunden zwischen den Epochen immer bieten.

Also: Jena und Auerstädt, — sprecht für euch selbst!

☆

Am 9. August 1806 befahl der König von Preußen die Mobilmachung der Armee. Es war höchste Zeit. Der Kampfwille der Armee drohte nach innen zu schlagen. Wenige Tage vorher hatte der König wütend ein Schriftstück auf den Tisch geknallt: das Offizierkorps forderte die Abberufung der feigen franzosenfreundlichen Kabinettsräte: Haugwitz, Beyme und Lombard. Prangende Namen als Unterschrift: Blücher, Rüchel, Prinz Louis Ferdinand. Ein Zivilist: der Freiherr vom Stein. Dem Minister Haugwitz wurden die Fenster eingeworfen. Einige Offiziere vom Regiment Gensdarmes baten um Urlaub, nach Paris: sie wollten einen Helden auf dem Thron sehen. — Es war höchste Zeit.

Mobil! Die Armee jubelte. Die sonst in „Aufklärung" erleuchtete Presse jubelte. Blücher schrieb: „Es sind immer noch die alten Roßbacher."

Oh, du bornierte Reaktion! — I bewahre, auch die Ernsten dachten so. Briefe flogen durchs Land voll Zuversicht, wie dieser: „Wenn ich aus allen den Betrachtungen, die ich anzustellen veranlaßt bin, ein Resultat ziehe, so bleibt mir immer noch die Wahrscheinlichkeit, daß in der nächsten großen Schlacht wir die Sieger sein werden." Den schrieb Clausewitz. Oder wie dieser: „Übermorgen oder in zwei bis drei Tagen wird es zur großen Schlacht kommen, der die ganze Armee mit Verlangen entgegensieht. Ich selbst freue mich auf diesen Tag, wie ich mich auf meinen Hochzeitstag freuen würde, wenn er mich so glücklich machte, segnend jener Hand verbunden zu werden, von der ich den Ring trage. Ich hoffe auf den Sieg." Den schrieb Scharnhorst. Nur einer zweifelte. Eine Woche vor der Entscheidungsschlacht schrieb der im Füsilier-Bataillon Rabenau dienende Capitain Neithardt v. Gneisenau: „Als Patriot seufze ich. Man hat in Zeiten

des Friedens viel vernachlässigt, sich mit Kleinigkeiten abgegeben, des Publikums Schaulustigkeit gefröhnt, und den Krieg, eine sehr ernsthafte Sache, vernachlässigt. Der Geist der Offiziere ist vortrefflich, und hieraus kann ich große Hoffnung versprechen, aber, aber . . ."

☆

Ein ordensgeschmückter Herr im Diplomatenfrack steht vor dem Oberbefehlshaber der preußischen Armee im Hauptquartier zu Naumburg, — der italienische Marchese Lucchesini, Preußens Gesandter in Paris, soeben von dort mit Eilpost eingetroffen. Es ist der 28. September 1806. Der Marchese versichert dem Oberbefehlshaber, dem Herzog Ferdinand von Braunschweig, mit allem falschen Temperament: „Durchlaucht, er wird niemals den Angreifer machen, niemals, niemals." Der Marchese meint Napoleon, den Mann von Marengo und Austerlitz, der plötzlich so friedfertige Absichten haben soll.

Das feine, gepflegte Gesicht des 71jährigen, aber stattlichen, frischen Herzogs verzieht sich zweifelnd. Der Herzog kennt Napoleon besser. Ja, er kennt ihn zu gut, denn er hat gesunden Menschenverstand. Er wird sogar daran scheitern, daß er seinem Gegner zu gut ins Hirn sah und seiner eigenen Tatkraft nichts mehr zutraute.

Der Marchese forscht plötzlich besorgt: die hohe Führung der Armee habe doch hoffentlich nicht etwas Gewaltsames vor? Denn das Ultimatum Sr. Majestät an Napoleon liefe erst am 8. Oktober ab. Vorher dürfe nichts unternommen werden. Der Herzog nickt.

Der Dritte im Raum sieht seinen kühnen Plan versinken. Es ist der Generalquartiermeister der Armee, der Oberst v. Scharnhorst. Er wollte in Eilmärschen durch den Thüringer Wald nach Franken und die Franzosen in ihren Aufmarschstellungen angreifen. Das ist jetzt vorbei. — Er hört kaum noch auf das Gespräch, sein rastloser Kopf entwirft bereits den zweiten Plan.

Der Marchese erwähnt noch für den Kriegsfall einen Vorschlag des Herrn Kabinettsrat Lombard: man müsse den Krieg mäßig führen, um die Franzosen nicht zu reizen. — Dem Scharnhorst wird übel.

Die Diplomaten haben versagt.
Die Sache geht an die Soldaten!

☆

Die Offiziere des Hauptquartiers umringten am Morgen des 10. Oktober entsetzt den mit Staub bedeckten Adjutanten des Generals von Tauentzien. Der General ließ dem Herzog melden, daß die Franzosen bereits am Abend des 6., sofort nach Ablauf des Ultimatums, angegriffen und das vorgeschobene Korps Tauentzien bei Schleiz zurückgeworfen hätten. Die achttausend Preußen und verbündeten Sachsen hätten sich wie die Löwen gewehrt und das Regiment der französischen roten Husaren sei nahezu vernichtet worden. Aber gegen die Übermacht — —.

Während das Hauptquartier noch erregt über die Schleizer Affäre disputierte, fiel einige Stunden weiter bereits der zweite Schlag.

☆

Durch den Morgennebel sahen die Preußen die verschwommenen Umrisse der Schützen des Marschalls Lannes von den Bergen niedersteigen und sich gegen Saalfeld entwickeln, vor welcher Stadt die Vorhut des Korps Hohenlohe, neuntausend Mann stark, unter dem Befehl des Generals Prinz Louis Ferdinand stand. Den französischen Tirailleurs folgten zwei Regimenter Husaren. Das erste Feuer flackerte auf. Schwoll an. Die preußische Artillerie zersprengte die Reiter, aber als Lannes Verstärkungen heranholte, wich die in Linie fechtende preußische Infanterie zurück. Das Feuer der im Bogen schießenden Franzosen aus Hecke und Erdloch wurde mörderisch. Nur der am Lerchenhügel, nahe der Stadt haltende Füsilier-Capitain v. Gneisenau sah kaltblütig übers Feld. Er war mit seiner Kompanie sofort gleichfalls zum verstreuten Gefecht übergegangen und vor seinem Abschnitt kam der Feind nicht einen Schritt weiter.

Aber rechts und links wichen die Grenadiere, und nun hieß es auch für ihn zurück. Er zog quer durch Stadt Saalfeld und fand seinen General damit beschäftigt, die Artillerie abfahren zu lassen. Der Prinz befahl dem Capitain Gneisenau, vor der Stadt zum Schutz der Kanonen noch

einmal zu tiraillieren und ritt selbst mit einigen Schwadronen eine Entlastungsattacke. Aber diese zerspellte am Gegenstoß überlegener feindlicher Kavallerie, die preußischen Reiter retirierten und französische Säbel hackten den Prinzen vom Pferde. Die Füsiliere flüchteten nun gleichfalls und retteten sich in verzweifeltem Schwimmen über die Saale. Der Capitain von Gneisenau erhielt einen Schuß ins Bein, aber er brachte seine Kompanie leidlich zurück.

Der Prinz lag tot auf dem Felde, und von seiner Leiche ging Schrecken über die Armee. Der Hohenzoller Louis Ferdinand war zweiunddreißig Jahre alt, und das über den schlaffen Kurs murrende Offizierkorps hatte ihn, den Wild-Genialen, oft auf den Thron gewünscht. Sein Leben war wüst gewesen; aber diese Hände, die oft die Locken gefälliger Berliner Mädchen gestreichelt, die Goldfüchse aufs grüne Spieltuch geschleudert, diese Hände hatten einen Beethoven begeistert, als der Prinz ihm die schwersten seiner Meistersonaten vorgespielt. Sein Herz hatte einen Funken des großen Friedrich gehabt und sein Hirn die Gabe, den Funken wirken zu lassen. Der Tod war ihm Erlösung, — er starb schon längst an der Enge seiner Tage dahin, und es war wie ein Verzweiflungsschrei, dieses im Schatten des Gesetzes und eines mißtrauischen Thrones Stehenden, daß er wenige Tage vor Saalfeld den Kopf auf den Tisch legte und sich von dem Säbel eines Kameraden den Zopf abhacken ließ.

Aber den Preußen war er größter Verlust. Bis auf den heutigen Tag.

Denn er war ein König.

☆

Am Morgen des 11. Oktober ritt der Stabscapitain v. Boyen, Adjutant beim Korpsführer Fürst v. Hohenlohe, mit Botschaft vom Hauptquartier nach Kapellendorf.

Er ritt eigentlich nicht, er schlich. Ein ungeheurer Troß versperrte die Straße, und die Trainführer weigerten sich, den Adjutanten vorbeizulassen.

Bei diesem Schritt-für-Schritt seines Tieres hatte Boyen genügend Zeit zum Nachdenken. Er war erschreckt über das, was er in dem jetzt nach Erfurt verlegten Hauptquartier gesehen. Das war kein Oberkommando mehr, sondern ein

Parlament. Jeder der Offiziere, ob verantwortlich oder unverantwortlich, gab seinen Rat zum besten und was schlimmer war, er wurde auch danach gefragt. Nur auf einen hörten sie jetzt nicht mehr, weil sich der Braunschweiger mit ihm überworfen, auf Scharnhorst. Zu allem Unglück war noch der König bei der Armee eingetroffen. Es war löblich, daß der oberste Kriegsherr in der Stunde der Entscheidung bei der Armee weilen wollte, aber der Braunschweiger, der nach seinen eigenen Worten kaum für sich, geschweige denn für andere einstehen konnte, benutzte des Königs Anwesenheit, um diesen ständig zu befragen, gleichsam, als wollte er einen Teil der Verantwortung von sich abschieben. Scharnhorst klagte, daß man nicht wisse, ob das Hauptquartier herzoglich oder königlich sei, aber das Schlimmste waren die ständig wechselnden Projekte und Einwürfe des Obersten v. Massenbach, des Generalquartiermeisters beim Fürsten Hohenlohe, die in stundenlangen Beratungen durchgesprochen wurden, obwohl alle Eingeweihten wußten, daß Massenbach den Herzog haßte und nur darum in seiner überstudierten krausen Manier einen Aufmarschplan nach dem anderen in die Debatte warf, sich dabei einflußreicher Hintermänner in der Umgebung des Königs bedienend.

Dazu die Stimmung der Truppen, die durch die Schläge bei Schleiz und Saalfeld bedenklich gelähmt worden war. — Alter pedantischer Formelkram machte das Ganze zum Spuk. Da der Troß schlecht nachkam, hungerten die Leute, aber als einige Soldaten, die mitten in einem Rübenfeld standen, sich einige Früchte aus der Erde ziehen wollten, erhoben verschiedene alte Majors gellendes Geschrei. Überhaupt diese Alten. Es war an sich noch kein Unglück, wenn die höhere Führung zum Teil aus, den Jahren nach, alten Herren bestand, wenn sie nur nicht auch tiefinnerlich, in ihren Anschauungen über den Krieg, verkalkt gewesen wären. So war der Chef der Heeresreserve, Feldmarschall Kalckreuth, 69 Jahre alt, der General von Winning 70, General Graf Kunheim 74, der Feldmarschall von Moellendorf sogar 81 Jahre alt. Darum fiel es bei ihrer inneren Beschaffenheit doppelt ins Gewicht, daß auf des Feindes Seite die Jugend zu Hause war. Napoleon selbst, sowie die Marschälle Bessiers, Soult, Ney standen im 37. Lebensjahre.

Die Marschälle Marmont, Davout waren 36, Murat sogar erst 35 Jahre alt. Der älteste höhere Führer der Franzosen, General Lefevre, zählte 51 Jahre. Doch viel schlimmer sah es noch um den preußischen Stabsoffizier aus. Von 291 Majors der Infanterie waren 25 sechzig Jahre alt und noch darüber. Bei den 3. Musketierbataillonen hatten von 111 Majors 50 das 60. Lebensjahr erreicht oder überschritten. Unter den anderen Waffengattungen sah es ähnlich aus. Demgemäß waren auch die Capitaine überaltert.

— Kein Wunder, daß er heute früh jene beschämende Szene erleben mußte, wo der Herzog in eigener Person zwanzig Minuten lang herumlief und vier Soldaten zum Absperren herbeischleifte, um die Parole ausgeben zu können, ohne daß dies einem der Offiziere das Entsetzen in die Glieder getrieben hätte.

Noch mit allen diesen grauen Gedanken beschäftigt, stieg Boyen mechanisch vom Pferde, um dem Tier den gelockerten Sattelgurt fester zu ziehen. In diesem Augenblick hörte er sich angerufen. Als er aufblickte, hielt neben ihm ein Adjutant des Königs, der ihn darauf aufmerksam machte, daß sich Boyens Zopfband gelöst habe und Sr. Majestät diese Nachlässigkeit im Dienstanzug ungnädig vermerke. Boyen fuhr ganz herum und sah in einiger Entfernung den König auf seinem Pferde, mit bösen Augen ihn anblickend. Während er salutierte, knirschte Boyen mit den Zähnen.

Und dieses Knirschen hört man noch, als er 27 Jahre später beim Niederschreiben seiner Erinnerungen auf diese Szene zu sprechen kommt.

☆

Abermals stand der Nebel auf dem Land, als am Morgen des 14. Oktober die preußische Hauptarmee auf der Straße nach Kösen dahinmarschierte, Auerstädt zur Rechten. Stille lag über der Kolonne und über den Herren, die mit dem Herzog und dem König ritten. Am Tag zuvor war man abmarschiert aus der vortrefflichen, Napoleon bedrohenden Flankenstellung im Saale- und Ilm-Winkel, da die Franzosen das Heer umgangen und Naumburg, fast im Rücken der Armee, besetzt hatten, also zwischen Heer und Heimat standen.

Als sich die Vorhut unter dem Generalleutnant v. Blücher

vor und in dem Dorf Hassenhausen befand, stieß sie auf die ersten Truppen des Marschalls Davout. Der Kampf begann sofort. Fünfunddreißigtausend Franzosen gegen fünfzigtausend Preußen, von denen aber nur dreiunddreißigtausend zum Schlagen kamen.

Fast zur gleichen Stunde griff Napoleon bei Jena das verzettelt stehende Korps des Fürsten Hohenlohe an, welches den Abmarsch der Hauptarmee hatte decken sollen. Fünfzigtausend von Jena bis Weimar verstreute Preußen gegen hundertundzehntausend Franzosen. In vier Einzelschlachten lief hier die Tragödie ab. Und dauerte acht Stunden.

☆

Auerstädt! — Im Tal dröhnte und klirrte es. Bald nach Beginn der Schlacht ritt der Generalleutnant von Blücher auf seinem Reservepferd mit verzweifelt-traurigem Gesicht die Anhöhe bei Eckartsberge hinan, wo der König inmitten der Offiziere der Heeresreserve hielt. Blücher salutierte: „Ich melde Eurer Majestät mit blutendem Herzen, daß die Kavallerie nicht ihre Schuldigkeit getan." —

Der wilde Husar übertrieb; er hatte, als Führer der Vorhut, Davouts rechten Flügel attackieren wollen. Mit zwei Kürassierregimentern und dem Leibregiment der Königin, den einstmals bei Hohenfriedberg so ruhmreichen Ansbach-Bayreuth-Dragonern. Zehn Schwadronen insgesamt. Dreimal waren sie tapfer angeritten, erst beim vierten Male ließ wütendes Kartätschfeuer von der Höhe die Preußen weichen, und Blücher stürzte unter sein erschossenes Pferd. —

Der König winkte finster ab, und Blücher stellte sich zum Gefolge. Einige Schritte weiter stand der Feldmarschall v. Kalckreuth, Chef der Reserve, mit seinen Herren — lang, vornehm, Sarkasmus in Person. Sie blickten ins Tal, wo die Nebel sich gelichtet, die Truppen sichtbar wurden wie auf dem Kartentisch, und der Marschall bezeichnete mit vielen Bissigkeiten alle die faux-pas des Braunschweigers, den er haßte. Wie stets, so verfehlte er auch diesmal nicht, darzutun, daß sein erhabener Meister, der Prinz Heinrich, dessen Adjutant zu sein ihm Ihre und Glück gewesen die Bataille anders geschlagen hätte. Die Herren nickten bewundernd und nur einige jüngere Offiziere wandten be-

scheiden ein, ob es nicht an der Zeit sei, Teile der Reserve einzusetzen. Kalckreuth wies, spöttisch Subordination beteuernd, die Vorlauten zurecht; er habe keine diesfallsigen Befehle.

Achtzehntausend Mann standen Gewehr bei Fuß. Die ganze Schlacht hindurch.

☆

Der Herzog Ferdinand von Braunschweig eilte mit seinem Gefolge zu der Division Wartensleben, die sich rechts von Hassenhausen in Linie stellte. Da krachte von der anderen Seite der Chaussee bereits ebenfalls Pelotonfeuer herüber; auch die Division Schmettau, links vom Ort, hatte das Gefecht aufgenommen. Der Herzog hielt im Galopp, wandte sich und rief Scharnhorst an seine Seite. „Begeben Sie sich sofort zu Exzellenz Schmettau" — Pause — „ich mache Sie für alles verantwortlich, was dort geschieht". Sein letzter, kränkender, verhängnisvoller Befehl, der den Generalquartiermeister im entscheidenden Augenblick von der obersten Führung trennte. Scharnhorst, Galle im Blut, warf das Pferd herum, dieweil der Herzog weiterritt. Bei den Truppen angekommen, bemerkte Braunschweig, daß der linke Flügel der Division Wartensleben wich. Er, der wohl mehr Schlachten miterlebt als Napoleon, sprengte sofort vor die Front, um die Soldaten wieder nach vorn zu ziehen. In diesem Augenblick sauste es durch die Luft, französische Kartätschen aus der Flanke, — dem Feldherrn entfällt der Degen, spießt sich im Acker, mit zerfetztem Gesicht stürzt Braunschweig vom Pferde. Eine Kugel hat ihm beide Augen weggerissen.

☆

Der Graf v. Schmettau mochte dem heranreitenden Scharnhorst nicht gerade freundlich entgegensehen. Doch kam dieser zur rechten Minute, denn wenige Augenblicke später lag Schmettau tot und steif im Acker und Scharnhorst riß das Kommando an sich. Er rangierte die Treffen und setzte zum Stoß auf Hassenhausen an.

Die letzten Nebelschwaden glitten davon und trotz allem Gekrach, Kugelpfeifen und Stöhnen, formte Scharnhorst, wie am Schreibtisch, die Bilder der Schlacht in seinem Innern mit gedankentiefer Ruhe. Und er war verwundert,

mit welcher exakten Ordnung die Pelotons standen und feuerten. Er war durch viele Schlachten gegangen. Aber dies vermochten nur Preußen.

Doch bald zeigte das erste Treffen riesige Lücken. Das Tirailleurfeuer von drüben war unerträglich. Die aufrechtstehenden Soldaten stürzten wie Bäume. Scharnhorst schrie nach Reitern. Vergeblich. Adjutanten rasten über das Feld. Vergeblich. Endlich führte ein Leutnant v. Oppen eine Schwadron der Leibdragoner herbei. Dieselben, die vorhin unter Blücher gewichen. — Aber jetzt leuchtete Hohenfriedberg noch einmal. Das armselige Schwadrönchen flog in die französischen Schützen hinein, säbelte sie auseinander, brach durch, holte eine verlorene Batterie zurück, eroberte eine französische und hielt erst am Dorfrand. — Die erschreckten Franzosen flitzten in Karees zusammen, weitere Reiterangriffe erwartend. Scharnhorst wandte sich zur hinter ihm stehenden Infanterie, begeistert, stolz: „Die preußische Monarchie ist gerettet!"

Zu frühes Wort! Er hatte keine Kavallerie mehr. Nur fünf Schwadronen noch, er ist Zeit seines leider so kurzen Lebens dabei geblieben, daß er dann bei Auerstädt gesiegt hätte. Denn Hassenhausen, das feindliche Zentrum, war bereits umklammert.

Aber die Adjutanten kamen mit bleichen Gesichtern zurück. Das Feldbett, auf dem der zerbrochene Herzog lag, war zum König getragen worden. Dieser hatte das Kommando übernommen, aber keinen Nachfolger für Braunschweig ernannt. So befahl niemand, so gab die Reserve an Scharnhorst keine Kavallerie ab, da „keine Instruktionen".

So kam der Sturz. — Wohl ritten Irwing-Dragoner auch auf dem rechten Flügel der Armee eine fulminante Attacke, eroberten sogar eine französische Fahne, wohl standen eisern die Infanterielinien, an Mollwitz erinnernd. Aber dann kam jener Moment des inneren Umbruchs. Das Tirailleur- und Kartätschfeuer der Franzosen steigerte sich, und plötzlich faßte die Seele jedes Einzelnen jenes Gefühl, als ob er allein, winzig klein und schutzlos, einem riesigen, unsichtbaren Schicksal gegenüberstände. Einzelne Bataillone fluteten zurück, schnell, immer schneller. Auf der Straße nach Poppel strömten sie zusammen, von beiden Flügeln. Von

der Seite feuerte der Feind, — da kamen auch die Adjutanten mit dem Rückzugsbefehl des Königs. Der Zug wälzte sich schreiend durch das Dorf Poppel. Feindgranaten zischten über die Häuser. Vergeblich suchte der wieder munter gewordene Blücher mit Kavallerie den Rückzug zu decken. —

Einer verließ als buchstäblich letzter das Schlachtfeld. Die Uniform hing ihm in Fetzen, aus der Beinwunde strömte das Blut. Das Gesicht war aschgrau vor Wut. Und die zornbebenden Hände hielten mühsam die Muskete, mit der er die letzten Schüsse über das Auerstädter Feld gesandt. Scharnhorst.

☆

Jena! — Die zwischen Lützeroda und Closwitz abermals unter Tauentzien stehende Vorhut war bereits um 9 Uhr morgens zurückgeworfen. Um 10 Uhr war das Korps Holtzendorff abgesprengt. Die Franzosen besetzten bereits Vierzehnheiligen. Da erst marschierte Fürst Hohenlohe mit der Hauptmacht heran, fünfundzwanzigtausend Mann. Der von Isserstedt bis Vierzehnheiligen stehende Feind erlebte nun allerdings einen derart furchtbaren Druck, daß sein linker Flügel bei Isserstedt zurückwich. Schützen sowohl wie geschlossene Kolonnen. Zum letzten Male walzte die Linie den Feind. General Grawert gratulierte dem Fürsten bereits zur gewonnenen Schlacht. Es galt nur noch, Vierzehnheiligen zu nehmen. Aber hier versagte die starre Linear-Taktik. Die Echelons umklammerten zwar das brennende Dorf, aber immer in schnurgeraden Fronten, so daß ein konzentrierter Gewaltstoß gegen den Ort nicht möglich war. Hohenlohe wollte zwar den Bajonettangriff befehlen, aber Grawert riet zu warten, bis das aus Weimar heranmarschierende Korps des Generals Rüchel angelangt sei.

Aber Warten ist Tod. Genau auf Gewehrschußweite standen die preußischen Echelons vom Dorf entfernt und aus diesem rasten die französischen Salven heraus. Zwei Stunden hielten so die Preußen, wie es die Taktik gebot, im Bleihagel aus. Aufrecht, eisern und töricht. Und hier erlebte der Capitain von Boyen den Spuk aus alten Tagen, die letzte große Geste einer sterbenden Epoche: im wütendsten Feuer französischer Chasseurs stellte sich der 81jährige Feldmarschall von Moellendorf am Flügel eines Bataillons

auf und richtete mit dem Krückstock die Linie schnurgerade aus.

Wieder kam der Umbruch. — Vor zwei Stunden hatte Hohenlohe von einem Regiment einige Freiwillige angefordert. Auf den Ruf des Fürsten trat das ganze Regiment vor; jetzt kam über die gleichen Soldaten die Panik eines ausweglosen Geschicks. Als Napoleons Garden in die Schlachtlinien einrückten, französische Tirailleurketten beide Flügel umfaßten, Hohenlohes Linie zerrissen wurde, — da lief jeder um das nackte Leben.

„Wir waren schneller formiert als der Feind, alle Truppen waren vom besten Geiste beseelt, und es gewährt mir noch heute eine befriedigende Rückerinnerung, daß alle mich mit lautem Jubel begrüßten und den Wunsch, sich mit dem Feinde zu messen, nicht unterdrücken konnten. Erst als die Übermacht der Franzosen erdrückend geworden, verließ unsere Infanterie auf einmal jene Kaltblütigkeit, mit der sie so lange, von Toten und Blessierten umringt, gefochten hatte."

So meldet später Hohenlohe in seinem Bericht über Vierzehnheiligen.

Jetzt — zu spät — kam Rüchel heran. Der Feind stand bereits auf dem Plateau vor Kapellendorf, während die geschlagenen Preußen rechts vom Ort zurückfluteten, die Franzosen aus Vierzehnheiligen heraus vorn und von rechts nachdrängten. Aber jetzt erlebte Europa noch einmal das grandiose Schauspiel friderizianischer Kunst. Rüchel marschiert durch Kapellendorf hindurch, entwickelte seine achtzehn Bataillone aus der Marschkolonne zur Linie und nun, aus der Mitte vorgezogen, stampften die Echelons, jedes zwei Bataillone stark, durch den Grund und rückten, von wirksamem Artilleriefeuer begleitet, zum Plateau hinauf. Die Franzosen wichen, und wieder begann das alte Schauspiel. Wirkungslos fegten die Salven der am Höhenrand stehenden preußischen Bataillone über das Feld, während die Franzosen auf dem Bauch lagen und ihre Verstärkungen abwarteten. Den General Rüchel traf eine Kugel in die Brust, die Infanterie, sich nur als Schießscheibe fühlend, stürzte ins Tal zurück.

Noch kam es zu wütenden Einzelgefechten, aber bald quirlte die Panik. Schlimmer als bei Auerstädt. Glücklich

der, welcher, wie Gneisenau, am Webichtholz bei Weimar im Dunkel der Nacht aus all dem grauenvollen Schrecken entkam. Aber Boyen fiel mit schwerem Lendenschuß in Gefangenschaft.

Gneisenau hat die Greuel dieser Nacht nie vergessen. Und dieses „Nie" sollte Früchte tragen.

☆

Der König ritt durch das Dunkel. Gleichfalls auf der Straße nach Weimar. Aus der Ferne knallten letzte Schüsse. Plötzlich, einige Schritte von ihm entfernt, — Handgemenge. Franzosen in der Nähe! Fast am Könige vorbei Gefangene abführend. Eine leise, tiefe Stimme bittet den Monarchen, auf seine Person achtzugeben. Es ist Blücher.

Der König hebt den Kopf. Eine steinerne Ruhe zeigt das Gesicht. Im Unglück pflegen Hohenzollern größer zu werden — bis auf den letzten — und auch dieser sonst im Mittelmaß Stehende macht keine Ausnahme. Blücher hört eine ruhige Stimme: „Wir sind in einer üblen Lage, es kann kommen, daß wir uns durchschlagen müssen." Den wilden Husaren packt es. —

Vor ihnen ein Feuer, sie reiten darauf zu, — ein französisches Biwak. Wieder zurück ins Dunkel. Ein leiser, banger Weg. — Endlich Sicherheit.

Aber plötzlich, in einer kurzen Rast, steht ein seltsamer Mensch vor Friedrich Wilhelm. Mit zerfetzter Montur, wirrem Haar, formlose Worte lallend, schreiend, mit Wutaugen, die man sieht trotz der Nacht. Aller Zorn über die Dummköpfe, die Pedanten, die Formaliker bricht heraus. Ein Soldat, ein wahrer, klagt die Menschen beim Himmel an. Der König erkennt Scharnhorst.

Das erste- und letztemal in seinem Leben, daß der große Niedersachse sein Inneres ausbrechen ließ.

Der König schweigt.

☆

Neunzehn Generale und fünfhundertvierzig Offiziere lagen tot oder verwundet (von den Generalen starben Braunschweig, Schmettau, Quitzow, Greifenberg, Schönermark). Die Franzosen gaben ihren Gesamtverlust mit elftausend Toten an, aber da allein Davout siebentausend

Mann verlor, — er hat später immer behauptet, mindestens sechzig- bis achtzigtausend Preußen vor sich gehabt zu haben — so stehen die Franzosen im Verdacht leichtfertiger Addition.

☆

Aber nachher, das unselige „Nachher", — wo sich die inhaltlosen Schwächlinge entpuppen, die keine Zucht im Herzen, sondern nur ein Drill-Korsett tragen, das sie und ihre arme Seele solange zusammenhielt und groß erscheinen ließ, als Friedenswinde säuselten. — Wo alte Gouverneure vor einem lumpigen französischen Sou-Lieutenant mit dem Kopf wackeln und die Herren aus den Stäben roten Siegellack auf die Kokarden schmieren, wenn ein armseliger Soldatenrats-Kuli mit der Handgranate auf die Tischkante haut. — Wo die Beamten nach dem 9. November 1918 — 14. Oktober 1806 — die Spirale ihrer Drehschemel ruhig weiterquietschen lassen. Und die Bürger allerlei Stiefel lecken. Nachdem sie vorher gefahrlosen Männerstolz vor Königsthronen markiert und die Soldatengamasche angespien, — ausgerechnet die Bürger!

— Dieses herrliche „Nachher", — das die wahren Kerle ins Eisen fahren läßt, um darzutun, daß es gleichgültig, ob man bis dato liberal oder reaktionär, sondern daß sie immer und allemal Preußen sind.

Dieses rätselhafte Nachher, wo sich all dies wunderlich mischt in einem Begebnis, oft in einer Brust. Kündigend von dem, was mächtiger ist: Schicksal und Stunde.

Wo dem Menschen nur eins geziemt, aber das macht ihn zum Allermächtigsten: H a l t u n g !

☆

Im Saal des Berliner Schlosses hatten die Franzosen einen Thron errichtet, ein Symbol der Legitimität, das Napoleon eifrigst nachahmte. Und vor dem Thron stand der Stellvertreter des Kaisers, General Clarke, und verlas die Eidesformel, welche die vor ihm Stehenden, die Vertreter der preußischen Regierung, die Chefs der aus Berlinern errichteten Nationalgarde nachplapperten. — Derzufolge sie alles ausführen wollten, was ihnen die Franzosen befehlen würden und „weder Briefwechsel noch irgend-

eine andere Art von Verbindung mit den Feinden der Franzosen einzugehen". — Der Hauptfeind zur Stunde war der König von Preußen!

Vor der Tür des Saales lungerten aber einige Dutzend Jünglinge herum in hellgrünen, mit Gold bestickten Uniformen, frisch vom Schneider, mühsam mit etlichen merkwürdig lächelnden französischen Leutnants parlierend. Das war die Berliner Schützengilde, die sich freiwillig erboten hatte, Ordonnanzdienste beim französischen Gouverneur zu tun!

Zwei Jahre vorher hatte der General Rüchel einmal beantragt, die Kanton-Freiheit für Berlin aufzuheben; ein aufgeregtes Gegacker in allen Berliner Aufklärungssalons war die Antwort gewesen, und die ebenfalls kosmopolitisch verbogenen Minister ließen die Sache schleunigst fallen. — Die gleichen Berliner waren jetzt aber in dem vor 24 Monaten noch so verhaßten Soldatendienst derart beflissen, daß sie dem Gegner bedeutende Kräfte für die Etappenbesetzung ersparten.

☆

Die preußischen Jäger lagen und hockten schweigend hinter den Büschen und sahen seelenruhig über die Nossenthiner Heide, auf der langsam die französischen Tirailleurketten heransprangen. Während die Franzosen, nervös geworden, hie und da begannen, ins Blaue hineinzuknallen, war auf der preußischen Seite lähmende Stille. Manche Jäger grinsten ob des aufgeregten Gehopses ihrer Kollegen von drüben, der Chasseurs. Was nun kommen würde, wußten die Preußen bereits. Vor vier Tagen bei Altenzaun hatten sie gleichfalls als Nachhut den Rückzug des Korps Blücher zu decken gehabt. Sie hatten gründlich gedeckt; vor Altenzaun lagen sechshundert tote Franzosen. Am Abend hatte dann der „Alte" den noch älteren Scherz mit den Wachtfeuern gemacht, — ein Dutzend Feuerhaufen, hinter denen ein paar zurückgelassene Leute sehr aufgeregt hin und her liefen. Die Franzosen hatten wie nach Vorschrift genau so lange ehrfurchtsvoll davor gelegen, bis die letzten Jäger über die Elbe retiriert waren. Na, und hier bei Nossenthin würde es wohl nicht anders kommen.

— Jetzt war es Zeit! Der Franzose hatte sich auf die von einem echten Jäger gewünschte Schußweite herangearbeitet, das heißt, er lag den Preußen fast auf der Nase. Die Jäger, von denen immer zwei Mann zusammenlagen, — der eine lud, der andere schoß — schoben langsam die Büchsen vor. Eine halbe Stunde lang sprang ihr wohlgezieltes Feuer die Heide auf und ab, wobei sie ständig Büsche und Mulden wechselten. Am liebsten nach vorn, denn zurückgegangen waren sie lange genug. — Bald war es still, links flüchtete eine kleine Gruppe der Franzosen, das war der Rest der Kette. Eine neue Schützenlinie der Chasseurs schob sich vor. Wieder ließen die Jäger sich den Feind fast auf die Gewehre springen. Das Feuer flackerte auf und ab. Wieder ward es still.

Bis dem französischen Häuptling die Geduld riß: Bajonettangriff! Jetzt hörte man hinter dem Rücken der Preußen, während die Franzosen in Kolonne heranrückten, eine knatternde Stimme: „Messieurs, jetzt attent!" — Auf dieses merkwürdige gemischtsprachige Kommando drängten sich die Preußen zusammen, ließen mit kaltem Blut den Gegner bis auf dreißig Meter herankommen, — Salve, — fallende Bajonette klirrten aneinander, Reihen stürzten, die Kolonne brach auseinander. Aber die zweite Kolonne folgte so schnell, daß die Jäger keine Zeit mehr zum Laden hatten. Daher zurück auf die zweite Linie. Ein schöner Befehl, aber die Jäger waren jetzt derart in Fahrt gekommen, daß sie das Kommando überhörten, und erst einige furchtbare Kreuzdonnerwetter brachte sie auf den Trab.

Das Spiel fing wieder von vorn an. Wie die Katzen lauernd, umherspringend, zerfetzten die Jäger durch ihr furchtbares Feuer wiederum eine Schützenlinie des Feindes, der keinen Bajonettangriff mehr wagte. Die Jägerrotten fanden das Ganze furchtbar spaßig, und die Stimmung schmeckte nach Tanzboden. Aber plötzlich verging allen das Lachen; denn vor der Jägerlinie ritt langsam, im wütendsten Franzosenfeuer, ein steiler, schwarzer Schatten. Die Jäger machten plötzlich sehr ernste Gesichter und schossen, als ob sie im Sande des Mittenwalder Exerzierplatzes lägen. Der Alte! — Jede Rotte war froh, wenn er das hagere, zerrissene Gesicht mit den großen Augen und den wie aus Eisen gezogenen Linien nicht mehr über sich fühlte.

Es war ein auf langer Erfahrung aufgebauter Jägergrundsatz: der Feind mochte ja sehr schlimm sein, aber es war besser, man hatte den Feind vor dem Gesicht als den Obersten v. York. Wo der York vorbeikam, wurde für die Franzosen das Jägerfeuer unerträglich.

Das Gefecht ging bis in die Nacht. Über drei Kilometer hatten Yorks Jäger „das Gefecht genährt", wie der Alte es so liebte und wie es des Jägers Aufgabe war. Altenzaun und Nossenthin waren die ersten Leuchtsterne dieser furchtbaren Nacht von 1806, und sie bewiesen das Schlagende der Tirailleur-Taktik in der Hand eines Meisters, der damit sogar gegen die gleiche Waffe obsiegte.

Aber der Alte und seine Kerle hatten umsonst gefochten. Nach wüstem Straßenkampf in den Gassen von Lübeck, bei welchem York einen Bajonettstich in die Brust erhielt und ein Franzose dem Gestürzten einen Doppelbruch aus dem Leibe trat, mußte sich das Korps Blücher bei Ratekau ergeben. Wütend setzte der wilde Husar auf die Kapitulationsurkunde den ehrenvollen Nachtrag: „Ich kapituliere, weil ich kein Brot und keine Munition mehr habe." Nur ein Glücksfall: sein ebenfalls gefangener Stabschef — Scharnhorst — konnte bald ausgewechselt werden und eilte nach Ostpreußen zu neuem Kampf.

☆

Als in Stettin endlich einer von den vielen Beamten den Entschluß faßte, sich dorthin zu begeben, wo er in solcher Stunde pflichtgemäß hingehörte, da konnte man in den „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" vom 30. Dezember 1806 diese Spitzenleistung an kosmopolitischer Geistesverbohrtheit lesen:

Stettin, vom 22. Dezember.

„Der Kammerrath Wislinke, der mit der Verproviantirung der Fourage und des Schlachtviehs beauftragt war, ist am 19. des Morgens verschwunden. Man hat seitdem erfahren, daß er nach dem rechten Ufer der Oder übergegangen ist. Wenn dieser öffentliche Beamte, der Seiner Majestät dem Kaiser Napoleon den Eid des Gehorsams geleistet, darum seinen Posten verläßt und alle seine Pflichten vernachlässiget, um sich zu dem Könige von Preußen

zu begeben, so frägt man: welchen Empfang kann dieser Mensch von Seiten des Königs erwarten? Wie könnte der König Vertrauen in einen Meineidigen setzen? Es ist wirklich sonderbar, daß manche Menschen so blind sind, sich freiwillig in ihr Verderben zu stürzen. Wissen sie denn nicht, daß man gegen die Ehre nicht ungeahndet handeln kann! Überhäuft mit Verachtung selbst von denen, in deren Meinung sie sich durch ihre Treulosigkeit ein Verdienst zu erwerben hoffen, wissen sie nicht, daß es nicht immer so leicht ist, der Züchtigung, die sie verdienen, zu entwischen. Ahnet er nicht, dieser treulose Geschäftsmann, daß, wenn er in die Hände der Franzosen fallen sollte, er unfehlbar einer Militair-Kommission übergeben würde, um nach aller Strenge der Gesetze, die die Todesstrafe auf ein solches Verbrechen setzen, bestraft zu werden?"

Selbstverständlich wurde der Feind über Gebühr gepriesen: „Dort an seinem Fenster steht der Platzkommandant, General Hülin, ein sehr wackerer Mann, strenge haltend über Pflichterfüllung, aber auch gütig und billig. Es tut mir wohl, diesen Mann zu sehen. Berlin erkennet, was er für Ruhe und Sicherheit der Stadt tut." (Neue Feuerbrände 1806.)

Die eigenen Heroen wurden nach berühmten Nachmustern vom Sockel geholt. Vor dem Denkmal des Seydlitz pflanzte sich ein „Aufgeklärter" auf und sabberte diese Blasphemie: „Versinke, muthiger Mann; in den Umgebungen von Jena und Auerstädt rächte jenes Volk den durch Dich ihm abgerungenen Triumph bei Roßbach, und Du stehst jetzt nicht gut da. Versinke! Versinke!"

Das Bürgertum hatte schon immer seinen Kurfürstendamm, asphaltiert mit dem „Boden der Tatsachen", eingesäumt von den Gossen der „Vernunft-Politik".

☆

Der Prinz befahl, das Feuer einzustellen. Die französischen Reiter, die vergebens siebenmal angegriffen, fluteten zurück, die Grenadiere setzten erschöpft die Gewehre ab. Das Wasser des Uckerbruchs patschte um ihre Schuhe. Der Prinz hatte sich mit einem Adjutanten auf einer trockenen

Scholle niedergelassen, und beide saßen mit hängenden Köpfen. Seit wenigen Stunden war der preußische Ehrenschild um einen Schmutzfleck reicher. Der Fürst von Hohenlohe, der nach Jena mit dem Rest seines Korps bis nach Prenzlau gelangt war, hatte im offenen Felde kapituliert. Seine zehntausend Mann setzten die Gewehre zusammen, aus denen sie nicht einen Schuß abgegeben hatten. Der Generalquartiermeister Hohenlohes, der Oberst v. Massenbach, der „Überstudierte", wie der Rittmeister von der Marwitz ihn nannte, hatte die Stellung der Franzosen verwechselt und dem Fürsten zur Übergabe geraten, da man das Marschziel, die Festung Stettin, doch nicht mehr erreichen könne, weil der Feind bereits zwischen dem Korps und Stettin stünde.

Da war der Prinz August von Preußen in die Quartiere geeilt, hatte seine Grenadiere antreten lassen und versuchte nun, durch das Uckerbruch zu entkommen. Drei Stunden fochten sie hier bereits im Bruch. Sieben vergebliche Attacken der Franzosen.

„Glauben Sie, daß wir hier durchkommen?" — Als der Adjutant in das entschlossene Gesicht des Prinzen sah, gab er zur Antwort: „Ja, jetzt glaube ich's."

Aber sie hofften zu früh. Neue Reiter kamen und mit ihnen Infanterie. Noch einige Salven, dann erscholl der schreckliche Ruf: „Keine Patronen mehr!" — Die Sieger holten den Prinzen und seinen Adjutanten aus dem Sumpf.

Am anderen Tag stand der Prinz im Berliner Schloß vor Napoleon. Ein kurzer scharfer Dialog. Auf Napoleons übliche Pöbeleien legte der Prinz hochmütig den Kopf ins Genick; er müsse es sich verbitten, mit denen verwechselt zu werden, die bei Prenzlau kapituliert hätten.

Im Vorzimmer, inmitten der kaiserlichen Offiziere, stand erschöpft, in zerrissener Uniform, sein Adjutant: Karl v. Clausewitz.

☆

Mit lustigen Liedern ritten die vierzig französischen Husaren auf der Straße nach Küstrin, um zu erkunden, ob der Weg frei sei.

Plötzlich standen sie an der Oder. Die Brücke war zerstört und drüben lag die Festung, von der die Husaren wohl

wußten, daß sie eine der zu schwerst nehmenden dieser prussiens sei, aber in jenen Tagen regierte in Napoleons Armee noch der frische Übermut. Der Offizier befahl daher seinem Trompeter zu blasen und schrie dann zur Wache am Brückenkopf hinüber, man solle den Kommandanten holen. Dieser erschien. Es war der Oberst v. Ingersleben, ein breiter, aufgeplusterter Herr, der aber erschrak und klein wurde, als er die vierzig Reiter sah. Auf die Forderung des Offiziers, die Festung zu übergeben, erbat der Oberst Bedenkzeit. Dem Husar, dem bei der ganzen Situation etwas schwül wurde, sagte sich, daß hier nur noch größte Frechheit helfen könne. Tat darum sehr zornig und stellte sich, als ob im nächsten Walde eine ganze französische Armee läge. Wenn der Kommandant nicht sofort mit der Kapitulation herüberkäme, würde die ganze Stadt in Flammen aufgehen!

Die Franzosen rissen vor Erstaunen die Augen auf, als der Oberst sich tatsächlich anschickte, in einen Kahn zu steigen. Aber es gab für ihn noch einen Aufenthalt. Ein weibliches Wesen kam herbeigelaufen, riß den Oberst zurück, schrie auf ihn ein, und die Franzosen konnten sehen, wie sie sich ihm sogar zu Füßen warf. Es war die Gattin des Oberst, und so begab sich im Spiegel der grau-schwarzen preußischen Oder, vor den Augen von vierzig feixenden Pariser gamins und Ackerburschen aus der Bretagne, daß eine Frau ihren Mann, einen königlich-preußischen Oberst, an die Gesetze jener Ehre erinnerte, die er Tag und Nacht bis in die letzte Haarwurzel hätte verspüren müssen, ohne Mahnung und Zuruf. Aber dieser Ingersleben sollte und wollte nun einmal als aller-allerhäßlichster Schuft durch die preußische Geschichte wandern. Er sprang in den Kahn, ruderte ab und drückte schließlich dem immer noch verblüfften Husaren-Offizier jenen Wisch in die Hand, mit der ein Schweinehund eine wohlverproviantierte und gutbestückte Festung mit zweitausendvierhundert Mann Besatzung dem Feind an den Hals warf.

Dem Franzosen war immer noch etwas mulmig zumute, aber nach außen hin erklärte er mit Bombastus, daß sein Korps die Festung erst am dritten Tage besetzen werde, bis dahin solle Ingersleben Ordnung halten. Gleichzeitig sandte er einen seiner Leute zurück, der ein schnell auf Wagen gepacktes Bataillon heranführte.

Ehe dieses aber angelangt war, tobte in der Stadt bereits der Streit zwischen den einzelnen Bataillonen der Garnison, ob man die Festung übergeben solle oder nicht. Das Depot-Bataillon des Regiments Oranien (früher Markgraf Karl) meuterte und beschloß, die Festung nicht zu übergeben. Die anderen hielten still. Als Markgraf Karl durch die Stadt tobte, lief der Ingersleben abermals zur Oder und bat den Husaren-Offizier inständigst, wenigstens ein Tor zu besetzen. Er beschaffte dann Kähne und holte mit einigen seiner Leute die Franzosen über die Oder. Das leider führerlose Bataillon Markgraf Karl zerschlug hierauf seine Gewehre und tobte so lange herum, bis französische Infanterie herankam.

So fiel Küstrin. Fast genau so ehrlos fielen Magdeburg, Stettin, Glogau, Breslau, Schweidnitz.

Während der Übergabe von Magdeburg durch den senilen und ehrlosen Kleist erschossen sich gegenseitig zwei einfache Soldaten, welche die Schande nicht überleben wollten.

☆

Der französische General Savary war ein kluger Offizier. So klug, daß er eines Tages Herzog von Rovigo werden und Napoleon ihn sogar an Stelle von Fouché zum Polizeiminister machen wollte. Bis zum heutigen Tage hatte sich Savary, zwar nicht so sehr auf dem Schlachtfelde als auf dem Parkett, stets geschickt benommen. Nur hier, unter dem Festungstor von Graudenz, diesem armseligen preußischen Platz, kam er nicht weiter. Er wiederholte noch einmal in überredenden Worten seine Forderung auf Übergabe der Festung, wobei er mit französischer Liebenswürdigkeit so tat, als ob er den Preußen damit eine Gefälligkeit erweise, ihnen eine Last abnähme. Und dann sah er höflich, aber verlegen lächelnd, den vor ihm stehenden Festungskommandanten an.

Dieses war der Feldmarschall L'Homme de Courbière, ein geborener Holländer, den die preußischen Fahnen und der Ruhm des großen Friedrich begeistert hatten, und der, wie alle die „Ausländer" jener Tage, ein schlimmerer Preuße war als die Einheimischen. Dieser Dreiundsiebzigjährige, der zu seinem französischen Namen unter dem schlohweißen Haar ein Gesicht hatte wie ein flämischer Bauer, der noch

fünfzig Jahre zu leben gedenkt, setzte den Savary außer Gefecht. Es war sehr peinlich, denn der flämische Bauer antwortete deutsch, und Savary sah ihm vergeblich auf den Mund, der scheinbar finstere Worte hervorbrummte. Die Franzosen waren bis zu diesem Tage gewohnt, von feigen Festungskommandanten in bestem Französisch empfangen zu werden, — aber hier mußte nun der Dolmetscher heran. Und der Dolmetscher erzählte dem erstaunten Savary, daß dieser breite, wie eine Roland-Statue auf dem Marktplatz dastehende Marschall nicht im Schlaf daran dächte, Graudenz zu übergeben. Savary versuchte es noch einmal mit Liebenswürdigkeit, aber der Dolmetscher wurde immer verlegener, denn der flämische Bauer wurde immer unhöflicher. Er habe Befehl vom König von Preußen, ließ er sagen, diese Festung nur als Trümmerhaufen zu übergeben. Savary blieb krampfhaft liebenswürdig. Er deutete vorsichtig an, daß es nach den überwältigenden Siegen seines erhabenen Kaisers doch gar keinen König von Preußen mehr gäbe. Da war es ganz aus; der Roland reckte sich, sein Mund dröhnte, und jetzt verlor Savary die Fassung: „Wenn es denn keinen König von Preußen mehr gibt, dann gibt es doch noch einen König von Graudenz." — Dem Franzosen wurde etwas beklommen. Er sah den Marschall von unten her scheu an. Auf dessen Brust glänzte der Schwarze Adler-Orden, und er hatte den dicken Marschallstab, der fast aussah wie ein Ofenrohr, mit der Rechten in der Erregung des Moments ruckartig erhoben, als wolle er damit auf Savary losschlagen. Die Unterhändler entfernten sich eiligst. — —

Graudenz stand fest bis zum Friedensschluß, und ebenso wacker standen die kleinen Festungen Kosel und Glatz. Neiße fiel erst spät nach rühmlichem Widerstand, ebenso wie Danzig, dessen Kommandant, der bei Auerstädt so schmähliche Kalckreuth, hier zeigte, was er konnte, wenn die Aufgabe klar war; seine zwölftausend Mann verließen erst nach drei Monaten erbitterter Abwehr mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, mit Waffen und Gepäck die Festung.

☆

Und es hielt sich Kolberg. Die Belagerung gerade dieser Stadt, die bereits im Siebenjährigen Krieg die gleiche Rolle gegen die Russen gespielt, sollte den größten Widerhall in

der Nation erwecken, obwohl ihr Hauptheld Gneisenau in einem Briefe an seinem Freund Wiesener die gloriose Tat fast burschikos, aber gerade deshalb um so sinnfälliger erzählt:

„Ich . . . bekam den Befehl, nach Kolberg zu gehen und verließ Danzig in einem elenden Boot, von einer Menge feindlicher Schüsse begleitet. So kam ich glücklich vor Kolberg zu Wasser an, wo die feindlichen Arbeiten bereits angefangen hatten. Das Glück erlaubte mir, alles Fehlende — und dessen war viel — herbeizuschaffen. Dieser Beistand rettete uns. Ich nahm alles auf meine Hörner, verfuhr als unabhängiger Fürst, manchmal etwas despotisch, kassierte feigherzige Offiziere, lebte fröhlich mit den braven, kümmerte mich nicht um die Zukunft und ließ brav donnern. Ein gewagtes System von extremer Vertheidigung zeigt sich bewährt, und zwei Drittheile meines brauchbaren Geschützes hatte ich in meinen weitentlegenen Schanzen. Meine Bauerbengel gewöhnten sich endlich an den Krieg und alles wurde gewandter. Der Waffenstillstand machte endlich vielem Blutvergießen ein Ende, aber auch einer Monarchie, für deren Schicksal ich mich immer so lebhaft interessiert habe."

Gneisenau vergaß nur, den Höhepunkt dieses Dramas zu berichten: die Franzosen hielten die Nachricht von dem den Frieden vorangehenden Waffenstillstand drei Tage lang zurück, und eben in diesen drei Tagen fanden die Hauptbeschießung und die schwersten französischen Angriffe statt.

☆

In erbitterten Nachkämpfen schlug Davout, der Sieger von Auerstädt, die Russen am linken Flügel aus dem Dorf Kutschitten heraus. Damit war dieser Flügel der Armee Bennigsen umklammert, ja, Davout stand sogar zum Teil schon im Rücken der Russen. Diese Schlacht bei Preußisch-Eylau wurde wieder ein Sieg, dieser 7. Februar 1807 wieder ein Ruhmestag des Korsen. —

Da begab es sich: die Franzosen sahen plötzlich große Kolonnen aus dem Wald heraustreten und in schwerem Schritt auf Kutschitten marschieren, dem nunmehr wichtigsten Punkt der französischen Linie. Es war das letzte

Korps, das Preußen noch verblieben, in schweren Märschen war es herbeigeeilt und kam zur rechten Stunde.

Aber sie kamen nicht stumm heran. Plötzlich gellten alle preußischen Hörner auf, und die erstaunten Franzosen vernahmen über das Schneefeld die Melodie des alten Dessauer: „So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage". Eine Ironie angesichts dieses Gemetzels, aber eine grimmig-freudige Verkündigung des echten Preußentums, das nur in der Schlacht seinen wahren Platz sah.

Vor den preußischen Linien ritt Scharnhorst. Von ihm war der Plan, und er zahlte an diesem Tage dem Davout für Auerstädt eine Rate ab. — Als die Nacht sank, standen die Franzosen wieder in ihrer Ausgangsstellung. Napoleons Marschälle verloren die Nerven. Die ersten Selbstverstümmelungen in der Armee wurden gemeldet, und an dem nachdenklichen Napoleon trabte seine Kavallerie vorüber mit dem Ruf: „Es lebe der Friede!"

Dreißigtausend Tote und Verwundete lagen auf dem Schneefelde. Zum ersten Male hatte der Kaiser nicht gesiegt, und wäre es nach Scharnhorst gegangen, hätte man die Schlacht am anderen Tage erneuert. Auch Napoleon erwartete dies und machte sich zum Rückzug bereit. Aber Bennigsen war ein Zauderer. Und so konnte Napoleon sein übliches, diesmal allerdings geschwindeltes Siegesbulletin loslassen. Aber nach Eylau machte der Korse dem preußischen König das erste Friedensangebot. (Der König wies es zurück, weil er es unfair fand, sich von seinem russischen Bundesgenossen zu trennen.)

Auf dem Schlachtfeld erhebt sich ein Denkmal. Es trägt das Bild des preußischen Korpsführers, des siebzigjährigen schwachsinnigen Generals Lestocq, der völlig passiver Zuschauer gewesen war und gegen Ende der Kampfhandlung knickebeinig einschlief.

Aber der Sieger von Eylau ist der Niedersachse Scharnhorst.

☆

Aber doch kam jener 9. Juli 1807, an dem der König die dreißig Artikel des Tilsiter Friedens unterschrieb. Jener Gipfel des Hohnes, den sich die Männer von Versailles 1918 zum Vorbild genommen haben. Artikel Nr. 2 zählte die

Provinzen auf, die der König „aus Rücksicht auf den Herrscher der Russen" — „zurückerhalten" werde. Im Artikel Nr. 10 verzichtete der Träger der preußischen Krone für sich und seine Nachkommen auf alles preußische Gebiet zwischen Rhein und Elbe. Laut Artikel Nr. 12 trat Preußen den Kottbuser Kreis an Sachsen ab. Im 13. Artikel mußten alle Gebiete, die vor dem 1. Januar 1792 zu Polen gehört hatten, gleichfalls abgetreten werden. Im 14. wurde Danzig mit einem Umkreis von zwei Stunden zum Freistaat erklärt. Von 5570 Quadratmeilen und 9 700 000 Einwohnern verblieben in Preußen nur noch 2870 mit 4 900 000 Einwohnern.

Die gefährlichste Schlinge aber waren die Reparationen. Bereits am Tage nach Jena hatte Napoleon allen preußischen Provinzen zwischen Elbe und Weichsel eine Kontribution von 160 Millionen Franken auferlegt und sie, wo es nur anging, rücksichtslos von Städten und Behörden eingezogen, so daß die preußischen Unterhändler in Tilsit feststellen konnten, es verbleibe lediglich eine Restsumme von 19 Millionen. Die französischen Diplomaten beharrten auf 33 Millionen, als Napoleon mitten in die Verhandlungen hinein eine neue Rechnung warf: 200 Millionen. Mit Mühe und Not handelten die Preußen auf 154 Millionen herunter. Bis diese abgezahlt, sollte das preußische Gebiet und die Festungen als Faustpfand besetzt bleiben.

Wie nach Versailles, so gab es auch nach Tilsit viele mit dem Geschwätz auf der Zunge: „— es wird schon nicht so schlimm werden." — Nach sieben Jahren „Reparations-Debatte" hatte Napoleon aus Preußen durch alle möglichen Kanäle und Young-Verträge 1200 Millionen Franken herausgezogen.

Außer Brockdorff-Rantzau hat wahrscheinlich niemand den Tilsiter Vertrag durchgelesen.

— Von seinem russischen Bundesgenossen in Stich gelassen, unterschrieb der König. — Erschöpft lag das in drei Kleeblätter zerschnittene Preußen. Verschiedene Provinzen, vor allem Ostpreußen, sahen aus wie nach dem Dreißigjährigen Kriege. — Den Degen des großen Friedrich hatte Napoleon nach Paris gebracht.

☆

Es war wenige Tage vor dem Friedensschluß, als Napoleon zu Ehren der beiden von ihm besiegten Monarchen vor den Toren der Stadt Tilsit ein Truppenmanöver veranstaltete, dem der von Napoleon schnell begeisterte Zar freudig, der König aber nur der Not gehorchend beiwohnte. Im Gefolge des Königs befand sich auch der Oberst v. Scharnhorst, und als dieser, den das Truppenspiel anwiderte, sich unter den napoleonischen Offizieren im Stab des Kaisers umsah, bemerkte er plötzlich seinen Bruder Heinrich, der in der Hessen-Darmstädtischen Garde diente. Die Brüder begrüßten sich, verlegen, und Heinrich Scharnhorst erzählte nur zögernd, daß er vor etlichen Tagen für seine im Kampf gegen Preußen bewiesene Tapferkeit von seinem Rheinbund-Fürsten zum Major befördert worden war. In Scharnhorsts Gesicht zuckte keine Muskel. Aber nachdem die Brüder sich hastig verabschiedet hatten, stellte der Preuße viel bittere Bilder in seiner Seele auf. —

Das war das ärgste von allem; der Liberalismus befreite die West- und Süddeutschen von den überalterten Bindungen ihrer Duodezstaaten, aber dann schloß er einen Pakt mit dem finsteren Partikularismus von ehedem, der die Befreiten zu Hilfstruppen Napoleons machte. Und was für Truppen! Die Tapferkeit der Rheinbündler, denen ja nach soviel Jahren der ziellosen Enge das napoleonische Reich ein Riesenfeld bedeutete, glänzte auf allen französischen Schlachtfeldern von Spanien bis Moskau. Beim Einmarsch in Preußen waren sie französischer gewesen als die Franzosen. — Der Fridericus hatte diese einmal durch seinen Fürstenbund vor der Machtgier Österreichs gerettet. Jetzt zahlten sie zurück in häßlicher Münze.

☆

Nach Tilsit gingen die Preußen sofort an die Arbeit, aber vor dieser Arbeit stand doch die wuchtige, alles übertönende Frage: „Warum?“ und damit: „Wohin?“ Welche Kräfte waren zu wecken, welche Schwächen zu beseitigen? An einem einzigen Tage war der Staat zu Boden geworfen, aber dennoch hatte er sich fast ein Jahr gewehrt. Helden und Feiglinge waren in diesem Jahr dicht nebeneinander gestanden, Größtes und Widerwärtigstes war sich oft in einer Stunde begegnet. Wo lag der Sinn dieses Geschehens?

Wohl war es leicht, die äußeren Ursachen zu beschreiben. Einige Monate nach Jena ging bereits eine schonungslose Denkschrift Gneisenaus um:

„Die Unfähigkeit des Herzogs von Braunschweig, einen soliden Feldzugsplan zu entwerfen, die seinem Alter so gewöhnliche Unentschlossenheit, sein Feldherrnunglück, das Mißtrauen der Armee in ihm, die Uneinigkeit der Koryphäen des Generalstabes, die Neutralisierung einiger der fähigsten Mitglieder desselben, unsere des Krieges entwohnte Armee, der beinahe in allen Zweigen sichtbare Mangel an Vorbereitung zu demselben, die in denen zeitherigen Friedensjahren zur Tagesordnung gewordene Beschäftigung mit nichtswürdigen Kleinigkeiten der Elementartaktik — die schlechte Beschaffenheit unserer Waffen, die Untauglichkeit der meisten unserer Generale; und, um alles zu umfassen, unser E i g e n d ü n k e l, der uns nicht mit der Zeit fortschreiten ließ, pressen dem Patrioten stille Seufzer aus, und nur in den Geist der meisten unserer Offiziere ließen sich noch Hoffnungen setzen."

Aber waren das nicht lediglich die Folgen, denn die tieferen Ursachen? War es nicht vielmehr so, wie Clausewitz es sagte, das Schicksal fühlend: „Selbst ein Wunder hätte uns bei Jena nicht retten können."

So galt es, von Grund auf neu zu bauen. — Wir haben gesehen, wie vor dem Kriege die ersten Wellen der Reformer heranrückten, wie, entsprechend des französischen Ablaufs, Feuillants und Girondisten sich gemeldet hatten, aber keinen wesentlichen Schritt weiter gekommen waren. Jetzt brach die Not die Widerstände.

Jetzt kamen die Jakobiner.

Und hier hat Gneisenau, unbewußt ahnend, das große Völkergeschehen aufgezeigt, als er, den französischen Anstoß und die von ihm ausgehende europäische Umwälzung vom „Wir" zum „Ich" ausdeutend, in einem Aufsatz Anfang Juli 1807 schrieb:

„Die Revolution hat die ganze Nationalkraft des französischen Volks in Tätigkeit gesetzt, dadurch die Gleichstellung der verschiedenen Stände und die gleiche Besteuerung des Vermögens, die lebendige Kraft in Menschen und die todte der Güter zu Einem wuchernden Capital umgeschaffen, und dadurch die ehemaligen Verhältnisse der Staaten

zu einander und das darauf beruhende Gleichgewicht aufgehoben. Wollten die übrigen Staaten dieses Gleichgewicht wiederherstellen, dann mußten sie sich dieselben Hilfsquellen eröffnen und sie benutzen. Sie mußten sich die Resultate der Revolution zueignen, und gewannen so den doppelten Vortheil, daß sie ihre ganze Nationalkraft einer fremden entgegensetzen konnten, und den Gefahren einer Revolution entgingen, die gerade darum noch nicht für sie vorüber sind, weil sie durch eine freiwillige Veränderung einer gewaltsamen nicht vorbeugen wollen."

☆

So begann die preußische Revolution. — Eine nach außen hin seltsame Revolution, bei deren Betrachtung man äußeres Bild und innere Form oft miteinander verwechselt. Als Bismarck seinen kühnen Aphorismus hinwarf: „Revolutionen werden bei uns immer von oben gemacht", da hatte er diese preußische Revolution von 1806—13 im Sinn. Aber dieses Bild paßt nur auf einen Flügel der Revolution, nämlich den zivilen, der andere Flügel, nämlich die großen fünf Jakobiner in der Armee mitsamt ihrem Anhang, auf die Napoleon ausdrücklich dieses Wort prägte, diese haben sich g e g e n oben durchgesetzt; diese waren unter Umständen auch zum Schießen bereit.

Wer aber gewillt ist zu schießen, der siegt. Gleichgültig, ob er zum Schießen kommt oder nicht. Und so hat die liberale Revolution von 1813 auch in diesem Flügel, in der Armee, gesiegt. Während sie im Zivil-Flügel steckenblieb, wofür wir mit der uns fremden, viel zu spät kommenden Revolte von 1918 bestraft wurden.

☆

Sinn, Bewußtheit und Wille leben bei großen Umwälzungen nur in Wenigen. Die Totalität dessen, was kommen soll und kommen wird, haben in den großen Entscheidungen der Geschichte niemals mehr als ein Dutzend Köpfe erfaßt. Bei den im Namen der Ich-Masse abrollenden Bewegungen der liberalistischen Epochen hat die Masse selbst niemals gewußt, was vor sich ging. Die liberale Revolution von 1525 besaß ein totales Bild nur in den Köpfen von Hutten,

Friedrich Weigand, Wendelin Hippler und Geismaier. Die französische von 1789 umfaßte der Dienstag-Kreis im Salon des Ministers Turgot. Die liberale Revolution von Rußland 1917 — sie war liberal, nicht anders — hatte ihren Ausgang, ihre Kraftquelle nur in der Genfer Runde Lenins.

Die liberale Revolution von 1807—13 lebte in vollster Schärfe nur in fünf Köpfen: Scharnhorst, Gneisenau, Clausewitz, Boyen, Grolman.

☆

Es war bereits gesagt:

„Wir" und „Ich" bestimmen jeweils Form und Gestalt, also den Stil der europäischen Völker. Aber ehe einer der beiden Daseinsströme in das Volk hineinfließt, muß er vorerst durch ein Filter laufen — das ist der Charakter, die (Art)-Eigenheit eines Volkes. Und es ist Aufgabe des Volkes, „Ich" und „Wir" einzuformen, zu verschmelzen, anzugleichen in und mit seiner Arteigenheit.

So darf also nicht nur gefragt werden ist ein Volk liberal oder konservativ in Form, um Dasein und Fortdauer zu sichern, sondern die zweite Frage heißt: trägt das Volk „Ich" oder „Wir" im Einklang mit seiner Arteigenheit?

Wenn Völker sich dieses Gesetzes und damit ihrer Sendung und Aufgabe bewußt werden, was, wie beim einzelnen Menschen, ein gewisses Alter und Erfahrung voraussetzt, dann nennt man sie Nationen. Das erklärt die Krisen Deutschlands, das bisher um Erfüllung dieses Gesetzes rang — denn wir Deutschen sind ein junges Volk und werden erst in diesem Jahrhundert eine Nation. Bis heute haben wir oft, zu oft den Stil über unseren Charakter gestellt. Darum unsere Zerrissenheit.

Diese Zerrissenheit manifestierte sich am deutlichsten beim jeweiligen Wechsel der Epochen. Denn es ist die Tragik aller letzten Träger einer Epoche, daß sie nicht abtreten wollen (und auch nicht können). Dann erleben wir das Schauspiel der konservativen oder liberalen Reaktion. Um des Stil-Prinzips willen läßt diese Reaktion, gerade in ungefestigten Völkern, oftmals lieber die Arteigenheit zu Bruch gehen. In solchen Stunden um die Revolution herum kommen dann all die zwiespältigen Charaktere hervor, die Form und Charakter verwechseln, — oder verwechseln

wollen. Es kommen die wohlmeinenden Coriolane, für welche die Sage vom blinden Hödur niedergeschrieben worden ist, der die Mistel in ehrlicher, aber todbringender Absicht gegen das Volk Baldur wirft. — Daher sind alle Emigranten bedauernswerte, aber vollkommen wirkungslose Schauspieler auf Gottes Weltbühne. Ob die Herzöge und Marquis in Koblenz 1792 die Preußen herbeiriefen, oder die russische Emigration englische Söldner und tschechische Legionäre gegen die Heimat hetzte, ist vollkommen wirkungslos und verächtlich zugleich; denn „kein Mensch gedeiht ohne Vaterland", und vor dem Marquis Custine, der für die Jakobiner focht, und dem Zaren-General Brussilow ziehen wir immer noch den Hut, weil die anderen schon längst vermodert. Weil wir Deutschen so jung sind, haben wir all dieses mit Schaudern oft erlebt und erlitten, ebenso wie die anderen, als sie einst jung gewesen.

☆

Aber jedes Volk hat Gruppen, die am tiefsten verwurzelt in Erde und Blut dieses Volkes, früher als alle anderen bewußt, in darauf eingestellter Zucht die Eigenheit zu wahren wissen und darum ihrer noch unsicheren Völker Ankermast werden. Sie wachsen nicht zufällig in ihr Wissen um das rechte Verhältnis von Charakter und Stil hinein, sondern sie erfüllen vor allem andern Volk diese Aufgabe, weil sie, wie gesagt, am bodenständigsten sind, weil der Acker hinter ihnen steht. Diese Gruppen sind der feste Pol im Wechsel der Epochen. — Epochen kommen und gehen, diese halten zur Art, schmelzen Ich und Wir ein, wie es das Schicksal befiehlt, scheiden allezeit säuberlich Inhalt und Form. Europa kennt zwei eminente Beispiele solcher Gruppen aus der jüngeren Vergangenheit: die englische Diplomatie und

das preußische Offizier-Korps.

☆

So war die Aufgabe dieses Standes: Die Jakobiner brachten das Heer in die neue Form, dieweil sie am Zuge, — der Stand folgte (oder mußte folgen), aber er hütete die Art. So wurde das preußische Heer niemals ein kosmopolitisches Gebilde, sondern blieb im 19. Jahrhundert eine, wenn auch liberal geformte, preußische Schöpfung.

So gehen wir mit gezogenem Hut die Galerie entlang an den Bildern jener, die vor hundert Jahren mit ihrem Stand das Volk gerettet. Sie hielten aus, wenn auch dieser oder jener herausfiel, zu schwach an Seele und Geist. Jeder einzelne von ihnen hat mit sich und mit den anderen um die Form gerungen, oft zornig und wild, aber keiner wich oder schmollte, als die Fanfare rief. So sehen wir nicht die „Liberalen" und die „Reaktionäre", — wir grüßen die Preußen.

Der Jakobinerklub

Wenige Tage nach Tilsit, am 25. Juli 1807, setzte der König die „Militär-Reorganisations-Commission" ein. Auch er war energisch gewillt, die in dem eben verklungenen Krieg riesenhaft auftretenden Mängel der Armee zu beseitigen; aber hätte er geahnt, daß er in dieser Kommission die Hochburg des neuen Heeresliberalismus schuf, so hätte er wohl eher die Feder zerknickt als mit ihr unterschrieben. Eine leise Warnung vor dem Kommenden muß aber in ihm gesprochen haben. Wohl ernannte er den Generalmajor von Scharnhorst zum Chef der Kommission, wohl wurde auch der Oberstleutnant von Gneisenau ihr zugeteilt, aber die drei weiteren Mitglieder waren konservative Reaktionäre. Der Generalmajor v. Massenbach, ein ehrlicher, tapferer Soldat, seinem unseligen Verwandten von Prenzlau durchaus nicht verwandt, aber vollkommen unzulänglich für die Reform. Der Oberstleutnant v. Lottum, vortragender Generaladjutant beim König, Erzreaktionär, Duzbruder von Knesebeck. Der Oberstleutnant v. Bronikowsky, ein Mann der Schreibstube, intrigant. Also — zwei Neue gegen drei Alte. Scharnhorst, diplomatisch gewandt, sorgte auf Umwegen vorerst für eine „Ergänzung" der Kommission. Dem König ward plausibel gemacht, daß ein Soldat hineinmüsse, der erst vor kurzem noch Subaltern-Offizier gewesen und daher mit den Linien-Truppen besonders vertraut sei. Scharnhorst lenkte unauffällig die Aufmerksamkeit des Königs auf den eben erst zum Major beförderten dreißigjährigen Grolman. — Damit kam der wildeste Jakobiner in den Klub.

Jetzt aber begann der Kampf erst in Wirklichkeit. Die Reaktion vergalt gleiches mit gleichem, schlug ebenfalls „Ergänzungen" vor. Der Oberstleutnant Borstell kam hinzu, tapferer Reiteroffizier, klug, echter Märker, — erst kurz vor Waterloo brach er sich beim Aufstand der sächsischen Truppen das Genick. Auch er schroff antiliberal. Die Zusammenstöße zwischen ihm und Scharnhorst häuften sich fast bis zum Duell, und Borstell trat wieder aus. Schlimmer erging es Bronikowsky; dieser kam rein geistig mit den Jakobinern nicht mehr mit und flüchtete ebenfalls. — Der König berief zwei neue Männer: General Graf Götzen, einer der hervorragendsten Führer jener Tage überhaupt, und jenen, der später einmal der Vollstrecker der Jakobiner werden sollte: den Major Hermann von Boyen.

Ferner hatte ein Zivilist Sitz und Stimme in der Kommission: Stein. Das wurde zum Segen für die Jakobiner. Denn keiner von ihnen hatte unmittelbaren Zutritt zum König; alle Vorschläge mußten dem vortragenden Generaladjutanten unterbreitet werden, der seinerseits dem König darüber Vortrag hielt. Das aber war Lottum. Hier setzte Stein den Hebel an. Ein paar heftige Auftritte zwischen Monarch und Minister, dann mußte Lottum abtreten und Scharnhorst übernahm den Adjutantenvortrag beim König.

Jetzt war die Axt geschmiedet. — Unentwegt spritzten Gift und Galle an den Mauern dieser Burg empor, aber vergeblich. Was die großen Sechs geformt, hat noch im Weltkrieg bis zur Wende dieser Epoche seine Kraft gezeigt.

Napoleon nannte sie „Jakobiner". Die Reaktion sprach von den „Tugendbündlern", obwohl außer Boyen niemand diesem Bund angehört hat, der König bekam Magendrücken, wenn er an sie dachte, fürchtete sogar von ihnen Verschwörungen gegen den Thron.

Aber sie waren am Zuge. Das Schicksal war mit ihnen.

☆

Vorerst galt es aufzuräumen. König und Kommission waren sich darin einig, daß die fahrlässigen Elemente ausgemerzt werden mußten. Eine Untersuchungskommission wurde eingesetzt, in der die Jakobiner durch Gneisenau und Grolman vertreten waren und, durch den Militär-Juristen

Koenen glänzend unterstützt, alle Fälle untersuchten, wo hinter Festungswällen oder auf freiem Felde kapituliert worden war (es war eine Ironie, daß Scharnhorst selbst sich wegen der mit Blücher zusammen abgeschlossenen Kapitulation von Ratekau zu verantworten hatte. Aber es war gut, daß man darin korrekt blieb).

Sieben Festungskommandanten wurden zum Tode verurteilt. Der König bekam zwar wieder einen Schwächeanfall und begnadigte alle bis auf Ingersleben, der ins Ausland floh.

Aber unbarmherzig zischte die Kreissäge der Kommission durch die Armee. Von 143 Generalen, die das Heer bei Jena und Auerstädt besessen, waren 1813 nur noch acht aktiv. Auch unter den Stabsoffizieren wurde furchtbar aufgeräumt.

In solchen Geburtsstunden eines neuen Geistes wird auch alles äußere Unglück irgendwie zum Segen. Nicht erst Napoleons Donnerkeil von 1808, der die Armee auf 42 000 Mann reduzierte, zwang König und Kommission zu schroffsten Ausmerzungen, sondern auch die grauenvolle Finanzlage des Staates erheischte höchste Sparsamkeit. Wäre dieser äußere Druck nicht gewesen, dann hätten mit Appell an den zaudernden König, durch Intrigen und Familienverbindungen, viel schlechte Elemente sich noch halten können. Der Staatsetat aber forderte ein Entweder-Oder. — Wir werden später sehen, wie der Versailler Vertrag in bezug auf die Armee diese ähnliche Wirkung hatte wie der Tilsiter Frieden.

So ging mancher, der vordem Stern und Federhut getragen, Holz hacken, und die in der Armee verbleibenden wurden auf Halbsold gesetzt, was bei den höheren Chargen bedeutete, daß sie bis zu vier Fünftel ihrer Einnahmen verloren. Viele, wie auch Gneisenau, verzichteten jahrelang auf ihr Gehalt, und so lernte die Armee endlich einmal ihre richtigen Kerle kennen. In diesen Tagen hat der preußische Offizier am deutlichsten den Beweis erbracht, daß Geld für ihn einen Dreckwert hatte.

☆

Aber das Neue! — Unter wüsten Kämpfen, vor und zurück, ließ die Kommission dennoch nicht ab. Die Streiche fielen hageldicht. Das Vorrecht des Adels zur Offizierlaufbahn fiel. Ein Examen wurde gefordert und damit das reine

Zuchtideal durchbrochen. „Einen Anspruch auf Offiziersstellen können in Friedenszeiten nur Kenntnisse und Bildung gewähren, im Kriege ausgezeichnete Tapferkeit, Tätigkeit und Überblick. Aus der ganzen Nation müssen daher alle Individuen, die diese Eigenschaft besitzen, auf die höchsten militärischen Ehrenstellen Anspruch machen können."

—Der entscheidende liberale Punkt: die Offiziersaspiranten wurden durch die Kameraden zum Leutnant gewählt. — Aber die Jakobiner — und diese ihre, die preußische Eigenheit bewahrende Haltung geht durch die ganze Reform hindurch — ließen sich nie zu Demokratismen hinreißen. Als Hardenberg vorschlug, die Unteroffiziere durch die Gemeinen, die Subaltern-Offiziere durch die Unteroffiziere wählen zu lassen, lehnte die Kommission dies schroff ab. Nur die Leutnants des Regiments schritten zur Wahl und Auslese unter den Aspiranten, mit Bestätigungsrecht der Hauptleute und vorbehaltlich der bestandenen Prüfung. So war die Klippe des Kollektivs vermieden, der preußische *Gemeinschaftsgedanke* gewahrt.

Es fielen die bis dato üblichen Strafen für Soldaten und Offiziere. Hier haben die Alten am heftigsten gewettert, und die Jakobiner haben nicht verschmäht, gerade in diesem Punkte diejenige Instanz anzurufen, als Druckmittel zu benutzen, die in der liberalen Epoche immer das Schwergewicht bildet: die öffentliche Meinung. Am 9. Juli 1808 erschien in dem von Scharnhorst finanzierten Königsberger „Volksfreund" der aufsehenerregende Artikel Gneisenaus: „Freiheit der Rücken".

Die Offiziersehrengerichte wurden eingesetzt. Überhaupt wandelte der Ehrbegriff sich entscheidend. Die alte Armee hatte zwei Ehrenzeichen gekannt: den Pour le mérite für Offiziere, das Militärehrenzeichen für Mannschaften. Die Kommission forderte ein Zeichen für alle. Der König hat es später gegeben — das Eiserne Kreuz. Grolman, der Schroffste, ging noch weiter. In der heimatlichen Kirche sollten die männlichen Besucher nach ihren Verdiensten im Felde rangiert werden, die Ordensgeschmückten auf der ersten Bank, die Feiglinge hinten an der Wand. So bogen die großen liberalen Gedanken immer wieder in die preußische Art ein.

☆

1793 bat der Kommandierende der französischen Pyrenäenarmee um Anweisungen für die Winterquartiere. Kriegsminister Carnot telegraphierte zurück: „Winterquartiere sind für eine Millionen-Armee eine Unmöglichkeit." Die Schwierigkeit, das neue, aus dem Liberalismus geborene Massenheer auf einem Platz zu lagern und aus einem Troß zu ernähren, war der äußere Anlaß, daß der Krieg im Winter weiterging, und die Armee requirierte. — Aber auch die Ideologie gab das gleiche Ergebnis, und dies war vor allem in Preußen sichtbar. Da man nicht mehr über gepreßte ausländische Söldner gebot, die nur durch eiserne Disziplin am Band zu halten waren und unbedingt vom Eigentum der Bewohner in der Kampfzone zurückgehalten werden mußten, weil sie sofort wie die Türken gehaust hätten, — da man also von nun ab eine Armee aus einsichtsvollen, von der hehren Ideologie des Liberalismus getragenen „Staatsbürgern" besaß, war es durchaus angängig, ungefährlich, die Ernährung aus dem Troß durch das Requisitionssystem abzulösen. Denn, nicht wahr, ein braver Landwehrmann stiehlt nicht, er nimmt sich nur soviel, wie er braucht und gibt einen Schein dafür. —

So vernichtete der König mit einem Federstrich den ungeheuren Troß der alten Armee und machte sie wieder beweglich. Den Subaltern-Offizieren wurden die Pferde genommen und das eigene Packpferd. Wohl hatte 1805 der General Rüchel, der nach Clausewitz' Ausspruch „eine aus lauter Preußentum konzentrierte Säure" zu sein schien, auf einen ähnlichen Vorschlag erklärt: „Ein preußischer Edelmann geht nicht zu Fuß", und die Kommission bekam ähnliche Argumente zu hören. Leider aber hatte Graf Götzen in Schlesien bereits im letzten Kriege vorgemacht, wie der Infanterie-Offizier sehr gut zu Fuß spazieren könne, und der König schrieb: „daß die Offiziere jederzeit durch ihr freiwillig gegebenes Beispiel den Soldaten zur willigen Erfüllung seiner Obliegenheiten auf den Märschen ermuntern und so in dem rühmlichen Gefühl der dadurch erfüllten Pflicht einen reichlichen Ersatz der hin und wieder etwa vorkommenden größeren Beschwerden finden werden." Der ideologische Stoß traf natürlich den Adel und au fond hatte Rüchel recht, aber — das muß immer wieder betont werden

— der äußere Anlaß, die reale zwingende Notwendigkeit, hier also der Wille, das Heer beweglich zu machen, flossen immer wieder mit dem weltanschaulichen Untergrund zusammen und bestätigten diesen aufs genaueste.

Die Taktik wurde umgeformt, alle Truppen mußten tiraillieren, und noch in Kleinigkeiten zeigte sich die Geburt des Liberalen an: die stehenden Heere der vergangenen Epoche waren mit nur einem Zwischenraum von etwa hundert Metern gegeneinander aufgebaut worden, — das geschlossene Pelotonfeuer schlug in ein deutlich sichtbares Ziel. Der einzelne schoß daher kaum fehl. Zielen war in der Linie unnötig. Jetzt mußte der Unterricht auf die genaueste Schießausbildung des einzelnen Soldaten Sorge tragen. Auch dadurch wurde das „Ich" stärker herausgehoben.

— Statt der Linie baute sich von nun an hinter den Tirailleuren die französische Kolonne auf.

☆

Scharnhorsts Lieblingswaffe, die reitende Artillerie, wurde vermehrt, während — wiederum bezeichnend — die Kavallerie aus dem äußeren Anlaß des Geldmangels und aus dem inneren, nämlich ihre für diese Epoche sinkende Wichtigkeit, vernachlässigt wurde. Das war der einzige, aber auch schwerste Vorwurf, den Marwitz dem Jakobiner Scharnhorst machte, den er sonst verehrte. Scharnhorst galt für den großen Konservativen stets als „Mörder der Kavallerie".

☆

Die Aufteilung in Divisionen wurde nunmehr restlos durchgeführt. —

Daß Napoleon die Zahl der Soldaten auf 42 000 Mann einzuschränken befahl, war nicht allzu schwerwiegend; das konnte durch das Krümper-System leidlich umgangen werden. Aber der Imperator war der erste Fachmann Europas, er wußte den Hebel anzusetzen. Neben der zahlenmäßigen Verminderung befahl er daher etwas viel Schlimmeres:

die Einschränkung der Cadres. Wohl hatte der König alle Regimenter, die sich im letzten Feldzug zweifelhaft benommen, rücksichtslos aufgelöst und ausgelöscht; ruhmreiche Namen waren gefallen. So verhalf das Gebot des Feindes einer notwendigen Maßnahme zum Sieg. Aber bei der Neubildung blieb Napoleons Edikt trotzdem ein ungeheures Hindernis. Aus rein technischen Gründen war daher auch die Divisionseinteilung vorerst unmöglich geworden. Man griff zum Notbehelf: Die Brigade.

☆

Auch die Spitze wurde umgestaltet. Die alten Militärbehörden verschwanden. Es entstand das „Allgemeine Kriegsdepartement", also das Kriegsministerium. Mit Sitz und Stimme im Staatsministerium. Die zweite Abteilung dieses Ministeriums war der Generalstab. Der erste preußische Kriegsminister hieß Scharnhorst, der erste Generalstabschef: Grolman.

☆

Mit diesen und unzähligen anderen Maßnahmen in mühevoller, durch Intrigen, Rückschläge — und auch Irrtümer — gehemmten Kleinarbeit, brachte der Jakobinerklub das Werk zustande. Preußen war für ein neues Jahrhundert in der Form gerüstet.

Aber das Seltsame dieser Jahre war dies: der König stimmte, mehr oder weniger langsam, allen Vorschlägen der Jakobiner zu. Der Adel war zurückgedrängt, durch Reform und Ausbau der Militärschulen, Errichtung der Kriegsakademie war das Bildungsmoment zum herrschenden Faktor erhoben. Die Taktik war umgestaltet, der Strafbegriff gewandelt, kurz, es war fast alles geschehen, was im Sinne des „Ich" notwendig war. Nur diejenige Maßnahme, durch die alle diese Umwandlungen erst ihren Sinn bekamen, die unterschrieb der König nicht: das Grundgesetz der neuen Armee blieb in diesen Jahren unausgesprochen, spukte nur in den Denkschriften.

Das Gesetz der allgemeinen gleichen Wehrpflicht.

„Die Landwehr kommt!"

Wir haben gesehen, wie in den ersten Jahren der revolutionären Bewegung (1786—1805) immer wieder der Gedanke einer allgemeinen gleichen Wehrpflicht auftauchte, aber von der Krone abgelehnt wurde, da er den Rahmen nicht nur der Armee, sondern des alten Staates überhaupt gesprengt hätte. Jetzt kam ein zweites bedeutendes Hindernis hinzu — der Feind. Den Jakobinern hat sofort die einfachste Form der Wehrpflicht nahegelegen: Sukzessives Einziehen aller Wehrpflichtigen und Wehrfähigen in das „stehende Heer", ihre Ausbildung in demselben und Versetzen in die Reserveformation. Der Geldmangel und der mißtrauische Napoleon verboten dies. Man entschied sich zur Trennung von „stehendem Heer" und Volksaufgebot.

Aber auch hiermit kam man nicht weiter. Die Jakobiner legten dem König im Laufe der Jahre nicht weniger als vier umfangreiche Denkschriften vor. Er lehnte sie alle ab, unterstützt von der konservativen Reaktion. Aber auch von einer anderen Seite kam Widerstand, nämlich von den Kosmopoliten. Das Palladium des Liberalismus war der Geist und sein Ausdruck die „Bildung". Den Kosmopoliten war es ein Greuel, daß auch der „gebildete" Mensch in den rohen Soldatenstand hineingezogen werden sollte. „Welche Folgen möchten wohl eintreten, wenn auf einmal zweihundert Präsidenten, Räte und Assessoren verlorengingen!", so rief der Freund Hardenbergs, der Kriegsrat Scharnweber, über den Gneisenau später wegen seiner defaitistischen Haltung zum Wehrgedanken derart in Wut geriet, daß er ihn zum Duell forderte. Aber auch Hardenberg selbst wehrte sich mit äußerster Kraft. Der Miliz-Gedanke Rousseaus spukte herein.

Doch wenn auch die Jakobiner „stehendes Heer" und Volksaufgebot aus dem Zwang der Stunde heraus voneinander trennten, — an der aktiven Truppe als Rahmen-Armee selbst haben sie unerschütterlich festgehalten, und das hat Preußen gerettet. Mitbestimmend ist hierbei für die Jakobiner der Erziehungsgedanke gewesen. Das aktive Heer war für die Nation allein die Möglichkeit, den einzelnen zu erfassen und ihm die Liebe zum Vaterland einzuflößen, ihn stark zu machen in der Bewußtheit, Glied der

Nation zu sein. Mit diesem Gedanken auch hängt der Kampf um die Dienstzeit zusammen, der sich fast über das ganze Jahrhundert hinstrecken sollte. Nicht die militärische Schulung allein war ausschlaggebend bei der Frage, ob der Staatsbürger sechs, vier, drei oder zwei Jahre im stehenden Heer dienen sollte, sondern man wollte die Schule der Nation sich so weit wie möglich am einzelnen auswirken lassen. Selbstverständlich wurde der Gedanke der reinen Miliz damit von den Jakobinern überhaupt abgelehnt. — All dies erklärt den Ansturm der kosmopolitischen und marxistischen Gruppen und Parteien gegen das aktive Heer, gegen die „Kasernenarmee", die das einzige Bollwerk Deutschlands gegen den falschen Liberalismus geblieben ist. Nur dadurch ist Preußens Heer niemals ein liberales Bürgerheer geworden, sondern eine Nationalarmee geblieben. Erst als vor dem Weltkriege die Spitze, die Krone, in die kosmopolitischen Ideen einbog, war die Möglichkeit der Katastrophe gegeben, in die ein Teil der Armee am 9. November 1918 hineinstürzte.

Das muß eben an den Jakobinern immer wieder gerühmt werden, daß sie es verstanden, die liberale Form mit der Arteigenheit zu verschmelzen und in Einklang zu bringen. Sonst hätten wir Versailles nicht überlebt.

☆

Da, wie oben bemerkt, der König das entscheidende Wehrgesetz zu unterschreiben ablehnte und eine Handhabung des Wehrpflichtgedankens nur bei Einziehung der Krümper möglich war, so ergab sich 1813 die Kuriosität, daß Preußen noch auf Grund des alten Kantonsgesetzes von 1792 seine Mannschaften ins Feld schickte. Aber ein Ausweichen war rein schicksalhaft nicht mehr möglich. Abermals geboten auch die äußeren Umstände wieder ein Einbiegen in die Idee. So erschien am 17. März 1813 die Verordnung über die Organisation der Landwehr.

☆

Und diese „Landwehr" hat, schon mit ihrem Namen, die großen innerpolitischen Militärkämpfe des Jahrhunderts am meisten entfacht, denn jene Landwehr von 1813 war nicht das, was wir heute darunter zu verstehen haben, näm-

lich eine aus gedienten Soldaten bestehende Reserveformation, sondern sie war eine ausgesprochene Miliz. Der König forderte in seiner Verordnung einfach vom Lande die Aufstellung von 120 000 Mann Landwehr. Diese Zahl wurde auf die Kreise umgelegt, und die Kreise beriefen zunächst die freiwilligen ungedienten Männer. Reichten die Freiwilligen nicht aus, dann wurde unter allen wehrbaren Männern vom 17. bis zum 40. Lebensjahr ausgelost. Die Landwehr wählte überdies ihre Offiziere selbst. Während des Feldzuges wurden die Landwehrformationen in einer bestimmten Mischung den Formationen des stehenden Heeres zugeteilt.

Auf diese Landwehr von 1813 hat sich der bürgerliche Liberalismus fast das ganze Jahrhundert hindurch gestützt, wenn er den Milizgedanken propagieren wollte. Und im Hinblick auf diese Propaganda sind die Taten dieser Landwehr ungeheuerlich aufgebauscht worden, ja, das liberale Geschichtsbild hat die Freiheitskriege späterhin so dargestellt, als ob sie allein auf Grund der Landwehr gewonnen worden wären.

D i e s e s B i l d i s t f a l s c h. Die Landwehr von 1813 hat trotz vieler persönlicher Tapferkeit sich n i c h t bewährt. Grund: sie war einfach zu ungeübt, um in größeren Verbänden fechten zu können. Die Verordnung des Königs, daß zum Beispiel die schlesischen Landwehrleute durch „dreißig Prügel erfrischt" werden sollten, die Tatsache, daß Gneisenau einen großen Teil der schlesischen Landwehr gar nicht ins Feld nahm, mag zum Teil zu hart erscheinen, denn eine große Anzahl der Landwehrmänner war infolge der Entbehrungen durch die langen Jahre gar nicht imstande, den Feldzug physisch zu überstehen. Aber der Landwehrgedanke, also die Miliz-Idee selbst, erlitt bei den ersten Schüssen sofort Schiffbruch, denn ohne ausreichende Ausbildung waren die Landwehrleute unter diesem selbstgewählten Offizierkorps zu jeder größeren Schlacht unfähig. Die Verluste der Landwehr sind enorm gewesen, was nicht allein für ihre Tapferkeit, sondern auch für ihre Ungeschicklichkeit im Gefecht spricht. York hat während des Feldzuges 1813/14 neun Zehntel seiner Landwehr eingebüßt.

So muß die liberale Legende einmal zerstört werden. Die Freiheitskriege sind in der Hauptsache durchgeführt

worden durch die reorganisierte, von den Jakobinern mit neuem Geist erfüllte Armee von Jena und Auerstädt.

☆

Aber diese Landwehr hat dann, als der Feldzug 1814 beendet war, das erste preußische Gesetz über die allgemeine gleiche Wehrpflicht entscheidend mitbestimmt. Die Begeisterung war noch zu frisch, der große Impuls aus der allgemeinen Erhebung noch zu stark, und so erließ der Jakobiner Boyen, der nach Scharnhorsts Tode das Amt des Kriegsministers übernahm, am 3. September 1814 das berühmte Wehrgesetz, das in seinen Grundlagen entscheidend wurde für Preußens Wehranschauung bis zum Weltkriege, das aber in seinen Formen den Anlaß zu den wildesten Kämpfen gab.

Die hauptsächlichsten Bestimmungen des Wehrgesetzes vom 3. September 1814 waren:

1. Jeder Eingeborene, sobald er das 20. Jahr vollendet hat, ist zur Verteidigung des Vaterlandes verpflichtet. Um diese allgemeine Verpflichtung indes, besonders im Frieden, auf eine solche Art auszuführen, daß dadurch die Fortschritte der Wissenschaften und Gewerbe nicht gestört werden, so sollen in Hinsicht der Dienstleistung und Dienstzeit folgende Abstufungen stattfinden.
2. Die bewaffnete Macht soll bestehen:
   a) aus dem stehenden Heere,
   b) aus der Landwehr des ersten Aufgebots,
   c) aus der Landwehr des zweiten Aufgebots,
   d) aus dem Landsturm.
3. Die Stärke des stehenden Heeres und der Landwehr wird nach den jedesmaligen Staatsverhältnissen bestimmt.
4. Die stehende Armee ist beständig bereit, ins Feld zu rücken, sie ist die Haupt-Bildungsschule der ganzen Nation für den Krieg und umfaßt alle wissenschaftlichen Abteilungen des Heeres.
5. Die stehende Armee besteht:
   a) aus denjenigen, die sich, mit Rücksicht auf weitere Beförderung, zum Dienst melden und den in dieser Hinsicht vorgeschriebenen Prüfungen unterwerfen,

b) aus den Freiwilligen, die sich dem Kriegsdienst widmen wollen, aber keine Prüfung bestehen können, und
c) aus einem Teil der jungen Mannschaft der Nation vom 20. bis zum 25. Jahre.

6. Die drei ersten Jahre befindet sich die Mannschaft des stehenden Heeres durchgängig bei ihren Fahnen, die beiden letzten Jahre wird sie in ihre Heimat entlassen und dient im Falle eines entstehenden Krieges zum Ersatz des stehenden Heeres.

7. Junge Leute aus den gebildeten Ständen, die sich selbst kleiden und bewaffnen können, sollen die Erlaubnis erhalten, sich in die Jäger- und Schützenkorps aufnehmen zu lassen. Nach einer einjährigen Dienstzeit können sie zur Fortsetzung ihres Berufs auf ihr Verlangen beurlaubt werden. Nach den abgelaufenen drei Dienstjahren treten sie in die Landwehr des ersten Aufgebots, wo sie, nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten und Verhältnisse, die ersten Ansprüche auf die Offizierstellen haben sollen.

8. Die Landwehr des ersten Aufgebots ist, bei entstehendem Kriege, zur Unterstützung des stehenden Heeres bestimmt; sie dient gleich diesem im In- und Auslande; im Frieden ist sie dagegen, die zur Bildung und Übung nötige Zeit ausgenommen, in ihre Heimat zu entlassen.

Sie wird ausgewählt:

a) aus allen jungen Männern vom 20. bis 25. Jahre, die nicht in der stehenden Armee dienen,
b) aus denjenigen, die in den Jäger- und Schützen-Bataillonen ausgebildet worden,
c) aus der Mannschaft vom 26. bis zum zurückgelegten 32. Jahre.

Die Übungen der Landwehr des ersten Aufgebots sind zwiefach:

a) zu gewissen Tagen, in kleinen Abteilungen in der Heimat;
b) einmal des Jahres, in größeren Abteilungen in Verbindung mit Teilen des stehenden Heeres, welche zu diesem Zweck auf den Sammelplatz der Landwehr rücken.

10. Die Landwehr des zweiten Aufgebots ist im Kriege entweder bestimmt, die Garnisonen oder Garnison-Ba-

taillone durch einzelne Teile zu verstärken, oder sie wird nach dem augenblicklichen Bedürfnis auch im ganzen zu Besatzungen und Verstärkungen des stehenden Heeres gebraucht. Sie wird aus allen Männern, die sowohl aus der stehenden Armee als aus der Landwehr des ersten Aufgebots heraustreten, und aus den Waffenfähigen bis zum zurückgelegten 39. Jahre ausgewählt.

11. Da die Landwehr des zweiten Aufgebots größtenteils aus gedienten Männern besteht, so wird sie in Friedenszeiten nur in kleinen Abteilungen und an einzelnen Tagen jederzeit in ihrer Heimat versammelt . . .

13. Der Landsturm tritt nur in dem Augenblick, wenn ein feindlicher Anfall die Provinzen überzieht, auf Meinen Befehl zusammen; im Frieden ist es einer besonderen Bestimmung unterworfen, wie er von der Regierung zur Unterstützung der öffentlichen Ordnung in einzelnen Fällen gebraucht werden kann; er besteht aus allen Männern
   a) bis zum 50. Jahre, die nicht in das stehende Heer und die Landwehr eingeteilt sind,
   b) aus allen rüstigen Jünglingen vom 17. Jahre an.

15. Im Frieden bestimmen als Regel die in den obigen Gesetzen angegebenen Jahre den Ein- und Austritt in die verschiedenen Heeresabteilungen; im Kriege hingegen begründet sich dies durch das Bedürfnis, und alle zum Dienste aufgerufenen Abteilungen werden von den Zurückgebliebenen und den Herangewachsenen nach Verhältnis des Abganges ergänzt. —

Wir werden später sehen, wie der Landwehrgedanke die Krise von 1861 heraufbeschwört, wie der Spätliberalismus um ein Haar die Krone darüber zur Abdankung zwingt und wie ein Mann Preußen vor der Miliz-Ideologie rettet: Bismarck.

☆

Die Exemtionen, das heißt die Befreiung von der Kantonspflicht, waren zwar im Prinzip durch die allgemeine gleiche Wehrpflicht gefallen, aber leider ließ sich aus dem liberalen Bildungsprinzip heraus der Jakobiner Boyen zu einer anderen, viel schlimmer sich auswirkenden Exemtion bewegen. Es kam — der „Einjährige“.

Der Liberalismus kennt nur zwei Wert-Begriffe: Geist und Geld. Wer eines dieser beiden besitzt, kann zu Vorrechten greifen. Daher kannte die französische liberale Armee trotz Carnots Protest das „renseignement", die Stellvertretung. Der Kapitalkräftige konnte einen Stellvertreter senden, der an seiner Statt diente. Das liberale Preußen wählte die anständigere Exemtion, die des Geistes. — Am 3. Februar 1813 hatte die Regierung sich an diejenigen Klassen der Staatsbürger gewandt, welche nach den bisherigen Kantongesetzen vom Dienst befreit und wohlhabend genug waren, um sich selbst zu bekleiden und beritten machen zu können. So entstanden die Detachements der freiwilligen Jäger, denen auch die schnelle Beförderung zum Offizier zugesagt wurde. Das Freikorps Lützow ist ein Beispiel dieser Formationen, und die Armee hat tatsächlich nach dem Kriege noch viele dieser freiwilligen Offiziere in ihren Reihen gehabt, welche sich aber zum großen Teil auf die Dauer nicht bewährt haben.

Aber dieser freiwillige Jäger war der Anlaß zu den Verordnungen über den „einjährig-freiwilligen Dienst". Wer das Reifezeugnis für Obersekunda vorwies und sich selbst bekleiden und beköstigen konnte, brauchte nur ein Jahr zu dienen und hatte die Anwartschaft auf die unteren Offiziersgrade der Reserveformationen.

Dieser „Einjährige" ist stets, und zwar zu Recht, ein Fremdkörper in der preußischen Armee gewesen. Wer das hier bereits Gesagte über Zucht und Bildung weiter durchdenkt, wird ermessen, daß es eine Absurdität war, lediglich auf Grund eines sehr unsicheren geistigen Bildungsgrades ein Privileg zu geben. Die mehr oder weniger stille Wut sämtlicher Unteroffiziere aller Generationen auf den „Einjährigen" ist verständlich, und im Weltkrieg ist die Institution des Einjährigen endgültig gescheitert und zerbrochen. Die Einjährigen und Reserveoffiziere, die sich in dem letzten großen Ringen Deutschlands bewährt haben, jene „fixen Jungens", wie Spengler sie nennt, haben ihre Tapferkeit, Begabung und vor allem ihre Haltung nicht durch, sondern t r o t z dieser Institution erwiesen, aber es war ein Unglück, daß Deutschland im Weltkrieg im Prinzip über keine andere Auslesemethode verfügte als über diese. Der Einjährige des letzten Krieges ist, soweit er sich bewährte, nur aus der

völkischen Betrachtung heraus zu verstehen, denn diejenige Schicht, aus der er stammte, stand bereits in ihrer Jugendgeneration in einer neuen Epoche. Aber wer den Maßstab der „Bildung" hier anlegt, kommt zum falschen Schluß, denn diese hat im Weltkrieg auf den Schlachtfeldern keine Rolle gespielt. Das Bildungsprinzip hat lediglich verursacht, daß schlechte Einjährige und Reserveoffiziere berücksichtigt werden mußten, während Soldaten und Unteroffiziere, welche die Epauletten verdient hätten, zurücktraten und nur in sehr wenigen Fällen zum Offizier befördert wurden.

☆

Auch der Landsturm von 1813 war eine Miliz-Angelegenheit. Die Jakobiner hatten etwas ähnliches geplant, wie das staunende Europa 1809 an Spanien erlebt, dessen Volksaufgebote sich erbittert und zum Teil erfolgreich gegen den Korsen wehrten. Aber auch deren Gegenwehr wäre ohne die Rückenstärkung, die das stehende Heer — nämlich die englische Armee unter Wellington — ihnen bot, nicht möglich gewesen. Überdies lagen die Bodenverhältnisse in Spanien anders als in Preußen. Aber es muß den Jakobinern im Strom des liberalen Werdens auch ein Irrtum, ein Übers-Ziel-Schießen, gestattet sein. Der Irrtum des Landsturms, der als reines Volksaufgebot lediglich für den Fall gedacht war, daß der Feind einfiel, hat gottlob nie die große Feuerprobe zu bestehen brauchen. So wie der Landsturm von den Jakobinern geplant war, hätte er lediglich Franktireur-Charakter besessen, und das widersprach sowohl der Struktur der Nation als auch den bei kleinstem Gefechtswert geforderten Opfern.

Wie dem auch sei, — das Grundgesetz war ausgesprochen, Preußen in die liberale Form gebracht. Und in dieser Form hat Preußen seine Stellung von 1805 zurückerobert und den Korsen gestürzt.

Heftigster, oft häßlichster Zwiespalt hat in jenen Tagen durch das preußische Offizierkorps getobt. Aber in einem haben sie sich alle wiedergefunden, ob liberal oder konservativ: der Kern war und blieb preußisch. Die Jakobiner sind niemals in ihren großen Entscheidungen über den Kreis, den die Arteigenheit zog, hinausgegangen und die Konser-

vativen in ihrer Opposition gleichfalls nicht. So ist im Frühjahr 1813 auch das Offizierkorps bis auf wenige Außenseiter von einer wundervollen Geschlossenheit. Es ist gleichgültig, wen man in diesen Tagen sprechen hört. Sie haben alle die gleiche Sprache, und selbst einer der mittelmäßigsten der Konservativen, Bülow, schreibt an seinen Freund Thiele, er möchte wie Cromwell seinen roten Brüdern einem jeden Kavalleristen eine Bibel an den Sattelknopf hängen und ihnen in der Schlacht zurufen: Gott hat den Verruchten in Eure Hand gegeben. Und genau so sprechen die Liberalen, und es wäre keiner gewesen, der Gneisenaus Wort nach Waterloo nicht gebilligt hätte: „Wir haben die Nationalrache in langen Zügen genossen."

So ergab sich 1813 die bezeichnende Situation: die Liberalen hatten das Heer umgeformt vom „Wir" zum „Ich", aber die Führung übernahmen die Konservativen. Bis auf Gneisenau, der allerdings an entscheidender Stelle stand und als Danton der Jakobiner angesprochen werden kann, hat keiner seiner Freunde einen für die Gesamtkriegsführung bestimmenden Einfluß gehabt.

Es tut gut und ist notwendig, die Männer aus beiden Lagern einmal zu betrachten, da der Liberalismus sie allesamt verzerrt hat.

Der Lehrer

Graf Georg Wilhelm, Fürst zu Schaumburg-Lippe, der es eigentlich verdiente, kein Duodez-Serenissimus, sondern der Herrscher eines großen Landes zu sein, war einer der besten Soldaten seiner Zeit. Er hatte in englischen Diensten viel Ruhm geerntet, die portugiesische Armee organisiert und war derart tollkühn, daß ihn einmal die Österreicher wieder nach Hause schicken mußten. Als „Kronprinz" hatte er sich in dem Genf des epileptischen Uhrmachers am „Naturrecht" berauscht, aber an seinen Schlußfolgerungen, die er für sich selbst zog, den friedfertigen Jean Jacques doch furchtbar übers Ohr gehauen. — „Gewiß ist der Krieg verdammenswert", so ungefähr argumentierte der Schaumburger, „und die Vernunft wird und muß den Krieg beseitigen. Aber bis alle Menschen vernünftig geworden sind,

fließt noch viel Wasser den Rhein herunter. Unterdessen will man aber auch noch leben. Besonders die kleinen Staaten wollen es, die stets in Gefahr sind, von den großen aufgezehrt zu werden. Was können sie also besseres tun, als sich so gewaltig für die Defensive rüsten, daß sie in Ruhe den Sieg der Vernunft abwarten können."

Nach dieser Sicherheitsparole, vor der selbst ein französischer Völkerbundsdelegierter errötet wäre, handelte er auch. Er führte in seinem „Reich", das 1500 Einwohner zählte, neben seinem stehenden Heer als einer der ersten die allgemeine gleiche Wehrpflicht ein, so daß er über die stattliche „Kriegsmacht" von 800 Mann Infanterie, 50 Schützen und 300 Artilleristen gebot. Auf einer Insel im Steinhuder See legte er eine gigantische Festung, den Wilhelmstein, an, die außer der Besatzung noch eine Artillerie-Offiziersschule in Stärke von 12 Eleven aufnahm.

Der Graf liebte weder Maitressen noch Prunk, sondern nur seine Soldaten. Bei seinen Besuchen auf dem Wilhelmstein pflegte er stets über dem Pulvermagazin zu schlafen. Aber seine Artillerieschule war die beste Europas und sie gibt um so weniger Anlaß zur Karikatur, als einer der zwölf Artilleristen den Namen Gerhard Johann David Scharnhorst führte, der zweite Sohn eines Pächters aus Bordenau im Hannöverschen. Geboren am 12. November 1755.

☆

Als der Graf Anno 1778 stirbt, wird seine Schule geschlossen. Doch sein Name ist eine derart gute Empfehlung, daß der 22jährige Scharnhorst von seinem Heimatstaat, dem mit England in Personalunion verbundenen Hannover, sofort als Lehrer an die Artillerieschule in Northeim berufen wird.

Lehrer — das ist er im schönsten und tiefsten Sinne dieses Wortes recht eigentlich bis zu seinem Tode geblieben, und er war größer als viele der Pädagogen, von denen ansonst die sogenannte Geistesgeschichte erzählt. Es ist auch kein Zufall. Der spätere Führer des Heeresliberalismus konnte nur so und nicht anders in den Möglichkeiten seiner Mittel beschaffen sein. So wird auch bereits hier in Northeim seine zweite Bestimmung sichtbar, die gleichfalls von

seiner liberalen Wesenheit kündet; er schreibt seinen ersten Aufsatz, — eine Würdigung des Schaumburger Grafen — der in der besten Zeitschrift Deutschlands, im Briefwechsel Schlözers Aufnahme findet. Katheder und Feder, das sind und bleiben des großen Niedersachsen Waffen. Bis zum Tode.

Mit 37 Jahren ist er endlich Capitain und Lehrer an der Artillerieschule Hannover. Aber wenn er des Sonntags vor der Stadt mit seiner Frau, einer Schwester des Gelehrten Theodor Schmalz, und seinen Kindern unter den Bäumen spazierengeht, das mitgenommene Butterbrot verzehrend — oh, bürgerliche Idylle — dann sehen die Kameraden dem leicht vornübergebeugt gehenden, lässig grüßenden Mann mit dem schweren, nachdenklichen, aber doch feinen Bauerngesicht, ehrfurchtsvoll oder bissig nach; denn er ist bereits einer der ersten Militärschriftsteller seiner Zeit. Er hat ein „Taschenbuch" und ein „Handbuch für Offiziere" herausgegeben, sowie eine Neuauflage des vom großen Friedrich verfaßten „Unterrichts des Königs von Preußen an die Generale seiner Armee", welchem Scharnhorst derart geschickt ein Kapitel „Geheimunterricht" beifügte, daß erst in unseren Tagen der wahre Verfasser erkannt worden ist. Ferner ist er der Herausgeber eines „Neuen militärischen Journals", hat viele Reisen gemacht, an den preußischen Manövern teilgenommen, und die verspießerten Hannoveraner fühlen sich in seiner Nähe unbehaglich.

☆

Aber — es war bereits gesagt — alle Epochen werden durch Männer von Blut eingeleitet und mit Blut in den Sattel gehoben. Das ist die letzte Ironie aller liberalen Revolutionen, die im Namen des Geistes die Gewehre abfeuern, daß sie ebenso wie konservative nicht durch diesen Geist, sondern durch Instinkt und Tatkraft ans Ruder gelangen. Darum sind auch die preußischen Jakobiner bei ihrer Aufrichtung des Geistespaniers nur durch die Tat zum Siege gekommen. Wer das im überspitzten Geist absterbende Ende einer Epoche ansieht, tut gut, sich dessen zu versichern durch Betrachtung des Anfangs. Erst dann wird der organische Weg verständlich.

So war auch Scharnhorst Tatmensch. 1794 zeigt er dies zum ersten Male auf dem Schlachtfeld. Ein Jahr vorher war ein hannöversches Korps mit den Engländern zusammen in Belgien eingerückt gegen die französischen Revolutionsarmeen. Ein quälender Krieg. Die Heere der Verbündeten sind trotz einzelner Erfolge machtlos gegen die neue französische Taktik. Nichts kennzeichnet dies Gegeneinanderstehen zweier Epochen, das sich hieraus ergebende Unvermögen, den anderen auch nur im entferntesten zu begreifen, deutlicher, als der Ausspruch eines höheren Offiziers, der da meinte, man müsse schon aus dem Grunde mit den Franzosen Frieden machen, weil man mit Narren einfach nicht kämpfen könne. — Ein gefährlicher Krieg, — oder ist eine französische Armee nicht gefährlich, denen ihr Kriegsminister die Parole mitgibt: „Die Armen sollen in uns Befreier sehen."

Scharnhorst sieht sich gut um, beobachtet, lernt vom Feinde, aber das ist seine Wesenheit: selbst an den schwierigsten Tagen hört er mit schriftlichen Arbeiten nicht auf, übersetzt er die Bücher eines französischen Militärtheoretikers.

Da kommt seine Stunde. Im April 1794 wird der hannöversche General v. Hammerstein mit seinen 2400 Mann in der kleinen Festung Menin von den achtmal stärkeren Franzosen unter Moreau belagert. Hammerstein beschließt durchzubrechen. In der Nacht vom 29. zum 30. April sprengen die Eingeschlossenen den Ring.

Und hier zeigte Scharnhorst zum erstenmal die geradezu unheimliche Ruhe, die bei ihm stets dann, wenn die Gefahr am höchsten, ebenfalls auf dem Höhepunkt steht. Die Stadt ist ein Flammenmeer, Geschrei, zielloses Feuer, aber ruhig, wie auf dem Hof der Artillerieschule, führt der Capitain Scharnhorst unter unaufhörlichen Gefechten seine Geschütze aus der Stadt heraus, und an einem Bach vor dem Ort finden sich Scharnhorst und der General wieder. Das Unternehmen ist gelungen, und Hammerstein gibt einen lobenden Bericht nach London. Scharnhorst wird Major.

☆

Aber Menin — stets sein Stolz — bleibt symbolisch für Scharnhorsts Wirken in der Schlacht. — Keiner entgeht

seinem Stern. Vom ersten bis zum letzten Atemzug. Und das Wesen seiner Bestimmung manifestiert sich in jedem Zug seiner großen oder kleinen Taten. — So wird Scharnhorst stets der Zweite sein, und stets der Mann, der die von anderen verfahrene Karre aus dem Dreck zieht. Und stets wird er nur Rückzüge erleben, niemals Siege.

☆

Im hannöverschen Dienst bringt er es noch zum Oberstleutnant, aber dieses Anhängsel Englands ist zu klein für solchen Geist. Nicht als Feldsoldat, wohl aber als Militärtheoretiker hat er bereits europäischen Ruf. Schon Friedrich Wilhelm II. versuchte, ihn zu gewinnen, auch der dritte Friedrich Wilhelm umwirbt ihn. Der König fühlt irgendeine innere Verwandtschaft mit diesem Mann. Er liest Scharnhorsts Schriften, läßt ihm erneut ein Angebot machen. Scharnhorst fordert neben anderem — um seiner Söhne willen — den Adelsbrief. Der König sagt zu; 1801 geht Scharnhorst nach Preußen. „Wieder ein Ausländer!" schreien die alten Generale.

☆

Als Scharnhorst in Berlin eintraf, war das Heer der neuen Epoche von seinem Hirn im Urbild fertig gefügt. — Es war ein langer Weg der Gedanken gewesen, mühselig eigene Vorurteile überwindend, immer mit der Sprödigkeit der gegebenen Materie rechnend. Scharnhorst hatte anfänglich, ein Kind seiner Epoche, die alten stehenden Heere verteidigt. Aber er war nicht blind gegen ihre Mängel. Doch auf dem Wege, diese abzustellen, geriet er immer weiter auf der Bahn zur neuen liberalen Armee. Sofort nach Antritt gehen daher drei Denkschriften in das Kabinett des Königs, die dazu beitragen sollen, die in dem „nun geendeten Revolutionskriege" gemachten Erfahrungen für die preußische Armee nutzbar zu formen. Hier fordert er die Einteilung in Divisionen, die Durchbildung des dritten Gliedes im Tirailleurdienst, sowie eine Reform und Vermehrung der reitenden Artillerie. Der Braunschweiger zerpflückt diese Denkschriften, weniger mit Weisheit als mit Anciennität.

Die Revolutionskriege, — ihr Ergebnis war das für Scharnhorst Bestimmende. Denn alle seine Reformen entsprangen nie einem theoretischen Gedankengang, sondern stets der Praxis. Darin ist er vollkommen unbestechlich. Ein Berichterstatter schildert ihm das gute Aussehen der holländischen Kavallerie. Er gibt Bescheid: „Schöne Leute und schöne Pferde machen nicht das Wesen einer Kavallerie aus." Als er sich gegen den übertriebenen Putzdienst, vor allem gegen das sinnlose Blankpolieren des Gewehrkolbens wendet, wird ihm erwidert, wenn der Soldat nichts zu polieren habe, würde er sein point d'honneur der Reinlichkeit einbüßen. Er antwortet: „Dieses Point d'honneur mag er immer verlieren, es verdirbt den Soldaten. Man lehre ihn sein Gewehr kennen und so im Stande zu erhalten, daß er's gebrauchen kann: dafür erwecke man ein Point d'honneur. Man lehre ihn laden und schießen, man distinguire die besten Schützen, gebe ihnen Douceurs, höheren Unterhalt, wenn sie sonst im ganzen gute Soldaten sind."

In seinen Aufzeichnungen über die Gründung der „Militärischen Gesellschaft" bemerkt er ausdrücklich, daß die Stifter (also er) von vornherein „ihr Augenmerk auf die Verschiedenheit der im siebenjährigen und im Revolutionskriege angewandten Grundsätze gerichtet und den Wunsch gehegt, etwas zur Vereinigung und Berichtigung der sehr voneinander abweichenden Meinungen der Zeitgenossen, welche teils den ersten, teils den zweiten Krieg unbedingt zur Nachahmung empfahlen, beitragen zu können". — Man beachte den vorsichtigen Schluß dieses Satzes. Er ist nicht sofort und unbedingt für das Neue, er wagt, prüft die Realitäten. Die militärische Gesellschaft ist daher auch rein äußerlich keine Vereinigung von Ideologen, sondern ein Treffpunkt sehr strenger Fachmänner.

Er ist immer kühl und tut keinen unnützen Schritt. Seine Freunde, vor allem Gneisenau, sahen immer sofort das ideell Sittliche oder Unsittliche. Das tut er nie. Er entrüstet sich nur über Fehler. — Daher erkennt er die Grundsätze seiner Gegner auch durchaus an, wertet sie stets sachlich, nie moralisch. Die Freunde toben, fühlen sich als Jünger eines neuen Geistes gegenüber der alten verrotteten Welt. Er ist stets ruhig.

Den Konservativen erscheint er farblos, nichtssagend, formal. Die Freunde begeistert er durch seine Haltung, durch seine unauffällig wirkende Pädagogik.

☆

Aber hinter all dem steht doch der blutvolle Mensch. Am 16. April 1806 schreibt er an Rüchel: „Ich hasse die Franzosen von je her, und die Demüthigungen, welche jetzt dem König widerfahren, haben diesen Haß in Erbitterung verwandelt.“ — Aber dieser Haß befähigte ihn zu dem, was den Freunden so schwer fiel: zur List.

— Die deutsche Geschichte beginnt mit einem Meineid, nämlich demjenigen, welchen Armin dem römischen Gouverneur Varus schwor, und für diesen Meineid danken wir Gott bis auf den heutigen Tag. Denn es wäre ein Unglück und ist auch gar nicht wahr, daß wir die biederen Tölpel sind, welche der Vorkriegs-Oberlehrer aus uns machen wollte, der das Wort „fides“ aus der „Germania“ des Tacitus versehentlich mit „Treue“ übersetzt hatte und nun vor den armen Kindern die schlechtgefügte Leier erdröhnen ließ: „Das höchste Gut der Väter war, getreu und wahr zu sein“. Bestünde dieses zu Recht, so wären wir wohl nicht mehr am Leben, sondern Gott hätte uns für unsere Dummheit schon ausgetilgt. Die großen Deutschen haben dem Landesfeind gegenüber jede List für erlaubt gehalten, und es ist an der Zeit, daß für die Jugend unserer Tage endlich einmal der deutsche Machiavelli geschrieben wird mit dem Schluß, daß der Zweck — der Zweck der Landessicherung, n u r dieser! — jedes Mittel heilige.

Jedenfalls war Scharnhorst der Listigsten König. Nach außen Erfüllungspolitiker, nach innen Schürer der Flamme. Nicht mit seinem Krümper-System hat er seine Begabung bewiesen, sondern mit seiner sieben Jahre hindurch geübten List unter immer neuen Vorwänden, mehr oder weniger große Teile der Armee mobil zu halten. Es würde ein ganzes Buch füllen, um all die kleinen und großen Mittel aufzuzählen, mit denen er dicht unter den Mauern des Feindes die Kräfte bereit hielt. Als er 1811 eine Truppenverlegung über die Oder vornehmen will, spiegelt er den Franzosen vor, dies geschähe, um im Sinne der Kontinentalsperre einen Landungsversuch der Engländer zu verhindern und

gleich Odysseus veranlaßt er, daß der Franzosenfreund Kalckreuth entsandt wird, um vom Gegner die zum Brückenbau erforderlichen Kähne zu erbitten. — Und als der mißtrauische Napoleon ihn 1810 im „Journal de l'Empire" angreifen und verdächtigen ließ, ja, sogar durch den französischen Gesandten Scharnhorsts Entlassung „nahelegte", da nahm dieser keinen Anstand, dem Gesandten eine Rechtfertigung überreichen zu lassen, in der er es als ein Unglück bezeichnete, „dem größten Monarchen der Welt mißfallen zu haben" und seine Unschuld beteuerte. Es war ihm wichtiger, die Hand am Werk zu behalten, anstatt Rückgrat im nutzlosen Moment zu markieren. — Nach seiner persönlichen Ehre fragte er hierbei nicht, das tun die Jürg Jenatsch niemals, da ihnen das Vaterland voransteht.

Auch in einer anderen Stunde behielt er die Nerven. — Beim Betrachten dieser sieben Jahre ist zu bedenken, daß die zaudernde Politik des Königs, die ständig zwischen Paris und Petersburg hin und her schwankte, der Armee die größten Opfer zumutete. Der preußische Offizier ist in jenen Jahren durch ein Fegefeuer von Verwirrungen und Widersprüchen gegangen, so daß es kein Wunder, wenn 1812, nach dem Bündnis mit Napoleon, dreihundert Offiziere den Abschied nahmen. — Nur einer ließ sich nicht hinreißen, nur einer blieb: Scharnhorst. Er wußte, daß sein Weggang das Werk zerstören würde, daß der König den ausscheidenden und in fremde Dienste tretenden Offizieren diese Haltung nie verzeihen würde. Der englische Agent Ompteda hat später ausdrücklich bestätigt, daß der König Scharnhorst 1813 nie mehr ans Ruder gelassen hätte, wenn er sich den Dreihundert angeschlossen. Scharnhorst wußte ferner, wie es später nur noch einmal Bismarck gewußt hat, daß der Monarch der ausschlaggebende Faktor in Preußen war und blieb. So ist sein bestes Meisterstück in diesen sieben Jahren nicht die Überlistung des Feindes, sondern die Behandlung dieses Königs gewesen. Er war untadelig in seiner Lebensführung, besaß die äußere Gehaltenheit, die der König liebte, und es ist bezeichnend, daß gerade Marwitz hinter das Geheimnis der Methode Scharnhorsts kam:

„Er hatte ein eigenes Talent, mit dem Könige umzugehen und sich durch seine Brüskerien nicht abschrecken zu

lassen. Wenn dieser eine Sache zurückwies, so schwieg er und brachte sie den anderen Tag wieder vor, und den dritten Tag wieder, und wenn der König sagte: „Schon hundertmal gesagt, will's nicht haben", oder: „Bleiben mir vom Halse! Gar nicht mehr von reden hören!", so schwieg er wieder und rückte nach vierzehn Tagen oder drei Wochen aufs neue damit hervor, bis der König, teils aus Ungeduld, teils in dem Gedanken, es möchte doch wohl gut sein, weil der so sehr darauf versessen sei, zuhörte und nachgab. — Auch war er ganz unermüdet arbeitsam und dachte an nichts anderes, als an sein Geschäft."

Trotzdem ist ihm das Mißtrauen des Königs nicht erspart geblieben, und jener erschütternde Königsberger Brief Gneisenaus aus dem Jahre 1809 gibt Kunde von dem Kampf hinter dem Vorhang:

„Gegen den edlen General Scharnhorst treten heimliche Denuncianten auf, und er wird mißhandelt. Der ehemalige Kommandant von Berlin, Graf Chasot, ist ebenfalls hart angeklagt und zur Verantwortung hierher berufen worden. Auch gegen mich fand eine Anklage statt, und wurde ausdrücklich ein Kourier deswegen hierher gesandt. Ich sollte einer der Anführer der Verschwörung seyn, die eine Thronrevolution bewirken wollte. Man hat mich indessen noch nicht davon offiziell unterrichtet, und man muß wohl an meine Unschuld glauben, indem mich der König zum Obristen ernannt hat, und mich dabei allen Oberstlieutenants, meinen Vorderleuten, vorsetzte, was mir, natürlicherweise, auf's neue Feinde erregt und die alten erbittert. Die Anklage ist dumm und lächerlich. Der Ankläger ist ein Mensch, der notorisch den Franzosen verkauft ist, und über welchen man mir schon früher Anzeige gemacht hat. . . . Allein, ohnerachtet deren Abgeschmacktheit ist dennoch der Denunciant, der Oberförster Troß, zum Forstmeister ernannt worden!"

Es war oftmals ein giftbespritzter Weg. Wenn Scharnhorst eine neue Uhrkette trug, dann hieß es sofort in der Hof-Kamarilla, diese Kette sei sein Abzeichen als Obermeister des Tugendbundes. Bis selbst ihm einmal die Geduld riß und er in Beschwerden an den König drohte, diejenigen Maßregeln zu ergreifen, „die jedem zu Gebote stehen". Die Jakobiner waren nicht scheu in Duellforde-

rungen, aber es mußte weit kommen, daß ihr besonnener Führer gleichfalls mit der Pistole winkte.

☆

So geht er, während die französischen Riesenkolonnen sich durch Preußen wälzen, der russischen Grenze zu, das ausgeblutete Land noch einmal auf Grund des mit Napoleon geschlossenen Bündnisses verheert und gepeinigt wird, Ende März 1812 in das freiwillige Exil nach Breslau. Er wollte und konnte die Franzosen nicht ansehen, — aber dennoch fuhr er voller Hoffnung. Und das ist das zuletzt Geniale in ihm, daß er von dem Sturz Napoleons zu einer Zeit überzeugt war, wo außer Stein und Gneisenau ganz Preußen, vor allem der Hof, nicht nur die Hoffnung aufgegeben, sondern überhaupt den Willen zu jeglicher Gegenwehr. — „Was sollen wir denn tun, wir haben ja keine Waffen!" — — Glaubt denn jemand, diese Ausrede aller Lässigen und Materialisten sei erst in unseren Tagen geboren worden? Dieses Wort hat der König, haben die ewig Gestrigen damals unaufhörlich im Munde geführt, wobei man ihnen sogar noch eine Entschuldigung buchen muß. „Napoleon großes Genie sein, immer neue Hilfsmittel finden", dieses Angstwort des Königs, noch gesprochen nach der russischen Katastrophe, hatte doch damals zumindest sein Schwergewicht für den, der die Auswirkungen des Genies, aber nicht seine metaphysischen Bedingtheiten überschaute, und diese zu erfühlen vermögen die wenigsten. Napoleon war für seine Zeitgenossen der Genius schlechthin, und man brauchte nicht sein Bewunderer sein, um sich von ihm erdrückt zu fühlen. Wenn also die Preußen jener Tage für ihre zögernde Haltung neben allem noch dieses Argument besaßen — was viele unserer verehrten pazifistischen und defaitistischen Zeitgenossen nach dem Weltkrieg nicht vorweisen konnten — dann ist die Haltung der Jakobiner um so mehr einzuschätzen. Der Antrieb zu dieser Haltung aber lag im Seelischen. Wohl war Scharnhorst Realist und Fachmann ersten Grades. Bereits 1811 wies er in einer Denkschrift, die sich lediglich auf die realen Beobachtungen stützte, darauf hin, daß Napoleons Situation ungünstiger werde. England sei nicht zu besiegen, der spanische Kriegsschauplatz bleibe eine unheilvolle, stets blutende Wunde in

der Flanke des Imperialismus, die durch die ungeheuren Aushebungen sich steigernde Spannung im Innern Frankreichs verdiene als Symptom der wachsenden Kriegsmüdigkeit mehr und mehr Beachtung usw. Aber dieser Realismus wird doch erst fruchtbar, ja, ist überhaupt erst berechtigt, fundamentiert und in Verbindung mit der inneren seelischen Gewißheit vom organischen Sinn und Ablauf allen Geschehens. Und Scharnhorsts berühmtestes Wort, das er einem bewundernden oder verzweifelten Europa 1811, im Jahre des napoleonischen Höhepunktes, entgegenrief, dieses schlichte, alles umfassende: „Seine Macht ist so groß nicht mehr", dieses Kernwort des preußischen Jakobinismus ist doch nur denkbar in jener Glaubenshaltung, der Scharnhorst in seinen Abschiedsworten an die 1812 verzweifelt scheidenden und fremde Dienste suchenden Freunde Ausdruck gab: „Nichts hält jetzt den großen Gang der Weltbegebenheiten auf. Des einzelnen Entgegenstreben erzeugt die Wirkung eines Felsen in einem großen Strom: heftige Bewegungen und Stöße, ohne daß der Strom aufgehalten würde, seinem Lauf zu folgen. Ich sehe unsere Weltereignisse als den unabänderlichen Naturgang der Völker an. Wer kann mit der Vorsehung zürnen?"

Das germanische Schicksalsmotiv klingt hier auf. „Der Wollende folgt dem Schicksal, den Nichtwollenden reißt es mit!" — Aber der Mensch ist zur Haltung verpflichtet, und das läßt ihn Sieger bleiben. Wie jene Burgunden, die seit des Pfaffen Sturz in die Donau, wohin ihn Hagens eiserne Hand geschleudert, beim Anblick des sich dennoch ans Land rettenden Kuttenträgers wissen, daß für sie der Tod bestimmt. Und die dennoch kein Jota anders handeln, als ritten sie nicht zur todbringenden Etzelburg, sondern zum Siegesmahl. — Darum, nur darum bleiben sie auch die Sieger. Über den Tod hinaus.

☆

In Breslau findet er auch die anderen Exilierten, und es wird eine herrliche Runde. Nur Gneisenau fehlt. Aber Blücher und Boyen sind da, Prinz August, der unbedingte Freund der Jakobiner, Arndt und Chasot. Hier blüht dem seit Jahren Verwitweten noch ein eigenes Glück, das aber, angesichts seiner schweren Natur, ihn hin und her reißt.

Er legt seine Liebe auf ein Bürgermädchen von etlichen zwanzig Jahren, aber der Siebenundfünfzigjährige quält sich mit Zweifeln, ob er ihr nur Vater oder Liebster sein soll. Die beiden Söhne fechten in Spanien gegen den Korsen, die Tochter Agnes hat ihr Glück gefunden. Des „Ausländers" Kind, die kaum Geadelte, hat einen Grafen Dohna zum Gatten bekommen, den Bruder des Ministers Alexander Dohna. Scharnhorst ist allein und kann zum erstenmal an sich denken. Es sind ganz einfache, aber in ihrer Tiefe erschütternde Briefe, die er dem Mädchen schreibt, und er vermacht ihr soviel von seinem Vermögen, wie sie erhalten müßte, wenn sie seine Tochter wäre.

☆

Breslau ist das letzte Atemholen, die letzten Tage eigenen stillen Glanzes. Wenige Monate später, an einem Februartage 1813, steht er mit dem Könige auf einem Breslauer Balkon und die Freiwilligen jubeln zu ihnen hinauf.

Am Morgen des 28. Juni stirbt er zu Prag an der bei Großgörschen erhaltenen Wunde. Er ist ein rechter Mann; in seinen letzten Worten gehen das Vaterland und die Geliebte um.

„Alle sieben Orden und mein Leben gebe ich für das Kommando eines Tages." Dieser Wunsch seines tief in ihm brennenden Ehrgeizes — was wäre ein Mann ohne diesen — ist ihm nicht erfüllt worden. Auch die andere Sehnsucht, sein Werk wirken zu sehen, blieb ihm versagt. — Aber das war der Sinn seines Lebens, das zieht wie ein Faden durch seinen Weg: immer Sämann zu sein. Immer Lehrer, Spender — nie Sammler der Ernte. So gibt es — gern sieht die Nation den, der ihre Scheuern füllt mit Sieg und Lorbeer — wohl manchen, der heller strahlt, aber keinen, der mehr Licht schenkt denjenigen, die, wie er, in den Nächten vor dem Anbruch um ihr Volk ringen. — „Keiner war wohl treuer, reiner", singt Schenkendorf von ihm.

So hat dieser Vorkämpfer des Heeres-Liberalismus ein wahrhaft friderizianisches Leben gelebt. — Im Weltkrieg hat sein Werk den letzten Schlag geführt, aber seines Geistes Hauch ist uns verblieben.

Europas heimlicher Feldherr

Unter Fluchen und Angstgeschrei der Kutscher und Bedeckungsmannschaften fuhr der Troß der Reichsarmee am Abend des 2. November 1760 aus Schilda heraus. Der Schreck saß allen im Gebein, — die Nachricht vom blutigen Siege der Preußen bei Torgau scheuchte dieses gloriose, stets vom deutschen Gelächter umringte Reichsheer wieder auf die Landstraße.

Auf einem der Wagen saß die junge Frau des bei dem sächsischen Kontingent stehenden Artillerieleutnants Wilhelm v. Neithardt. Mühsam hielt sie in dem schaukelnden Gefährt ihr erstes Kind auf den Armen, das sie vor vier Tagen in Schilda geboren. An diesem traurigen Abend, noch geschüttelt von den Nachfiebern, mochte die Frau mit den Gedanken ein Jahr zurückwandern, wo der Mann sie, die Tochter des bekannten Artilleristen und Baumeisters Andreas Müller, aus dem elterlichen Hause geholt und in diese unsichere Zukunft geführt, die um so dunkler, da der Gatte so recht der Typ des unsteten Soldaten war, der im damaligen kleinstaatlichen Süddeutschland in Tausenden von Exemplaren eng, dumm, dann wieder bizarr, explosiv, oft auch närrisch dahinlebte. Hinzukam, daß Neithardt tatsächlich schon genug eigenes Abenteurerblut in seinen Beruf hineinbrachte, was die Aussichten auf Haus und Seßhaftigkeit für die junge Frau nicht gerade vermehrte, die, wie so viele Soldatenweiber, dem Gatten von einem Biwak ins andere nachzog.

— Übermüdet, frierend in der kalten Novembernacht, schlief die junge Frau ein. Als sie nach einiger Zeit durch einen Stoß der Räder wieder erwachte, waren ihre Arme leer, das vier Tage alte Kind war aus dem Wagen gestürzt. — Die Frau schrie und klagte die Nacht hindurch, denn der vom Preußenschreck gejagte Troß hielt nicht an, und es war nur zu gewiß, daß die Räder des nächsten Wagens bereits die kleinen Glieder zermalmt haben mußten.

Aber am nächsten Morgen, als die Frau schon keine Tränen mehr hatte, sah sie plötzlich einen Grenadier der Bedeckung mit einem Bündel auf dem Arm fragend und suchend von Wagen zu Wagen gehen. Er hatte das Kind am Wege liegend unversehrt wiedergefunden.

So wurde **August Wilhelm Antonius von Neithardt**, nach dem Schloß seiner österreichischen Vorfahren **Gneisenau** genannt, der Mutter zum zweiten Male geschenkt. — Aber noch der Feldmarschall Graf v. Gneisenau erzählte den Söhnen, daß die Mutter durch die Schrecken dieser Nacht ewig gekränkelt habe und bald darauf verstorben sei.

☆

Der Auftakt umfaßt, wie stets, die Melodie des Leitmotivs. — Der Vater zieht unstet weiter, Pflegeeltern in Schilda geben dem Jungen wohl „das Stück Schwarzbrot, aber nicht immer die Sohlen auf den Schuhen". —

Bis eines Tages das Märchen zu ihm kommt. Eine prächtige Kutsche fährt vor, der livrierte Diener öffnet den Schlag und der Junge, der tags zuvor noch die Gänse gehütet, zieht in das reiche Haus des Großvaters zu Würzburg ein.

Es ist zwar nicht alles Glanz. Noch der Siebzigjährige berichtet aus den Würzburger Tagen von seinem schwersten Konflikt:

„Wie sauer mir die Auffassung dieser Lehre wurde, will ich nicht näher erzählen, sondern davon nur soviel, daß ich öfters ein lutherischer Hund gescholten wurde. Bereits als Jüngling habe ich so wenig als möglich mich zur katholischen Kirche gehalten, einen förmlichen Übertritt zur protestantischen Kirche scheute ich indessen, um nicht meinen katholischen Verwandten ein Ärgernis zu geben. . . . Meine Kinder, männliche, sowohl als weibliche, habe ich in der evangelischen Kirche erziehen lassen, worin sie auch konfirmirt sind."

Doch sonst scheint Licht in seine Jugend zu kommen. Viel Geistigkeit, guter Unterricht bei den Jesuiten, — am 1. Oktober 1777 schreibt sich der Studiosus der Philosophie Anton Neithardt aus Torgau — wer möchte gern ein Schildbürger sein? — in die Matrikel der Universität Erfurt.

Aber es wird wieder dunkel. Wilde Studienjahre, sprunghaft Mathematik und Baukunst, — dann plötzlich Abbruch der Studien, Soldatendienst im österreichischen Heer, wohl bei den Wurmser Husaren. Der Inhalt dieser

Zeit ist Geheimnis. Bald muß er die Kaiserarmee, anscheinend wilden Raubhandels wegen, wieder verlassen. Nimmt dann Sold in Ansbach-Bayreuth, dessen Fürst seine Truppen für gute englische Wechsel nach Amerika sendet. Aber die Amerikaner sind gerade damit fertig, den „Menschenrechten" zum Siege zu verhelfen gegen die englische Tyrannei und sich damit die Anwartschaft auf kapitalistische Wolkenkratzer zu erwerben. Nach einem Jahr bereits kommt Gneisenau zurück. Einziger Lohn: eine wüste Duellschmarre. Noch bis 1786 quält er sich in dem kleinen fränkischen Dienst, unstet, arm, zerrüttet, in Gefahr abzusacken.

Aber etwas hält ihn. Er ist jetzt sein eigener Torgauer Grenadier, der ihn stets zu sich selbst zurückbringt. „Ich habe viel gewagt in meinem Leben, aber gespielt nie!" Er hat tatsächlich, wie alle ganz großen Abenteurer, nie eine Karte angerührt. — Irgendwo sitzt die wohltätige Selbstbremse. Und das läßt ihm die Möglichkeit, den schönsten Sprung zu wagen. Im Februar 1786 steht er in Sanssouci vor dem Alten, wild, federnd, ungebändigt, aber voll der Sehnsucht nach Kreis und Tat. Eine schöne Gestalt, adlig, mit großem kühnen Gesicht, hoher Stirn, mächtigen blauen Augen. Der kleine Ansbacher Leutnant hatte es in seinem Gesuch gewagt — „Ew. Königl. Majestät unterthänigst gehorsamst um eine Stelle in Allerhöchstdero Suite zu bitten, da mich meine Neigung für diese Art des Dienstes am fähigsten macht". — Wie er sich kennt! Und wahrhaftig, dem sonst so mißtrauischen Alten muß der Junge auf den ersten Anhieb gefallen haben. Er ernennt ihn zum Premier-Leutnant und reiht ihn in seinem Gefolge ein.

Wieder ein „Ausländer"!

☆

Erst als diese wilde Jugend sich mit dem Preußentum verschmelzt, — zu einer bestimmten Stunde, — ersteht jener Gneisenau, der den Buonaparte niederwirft. So ergibt es auch die Stunde, daß sie beide miteinander verwandt sind. Und natürlich hat eine Frau dies besser gefühlt als alle Männer. Gneisenaus Freundin, die Staatsrätin v. Beguelin, meinte später einmal von ihm, daß er zwanzig Jahre früher sicher nicht anders geworden wäre als der Imperator. — Auch der Korse war zu Beginn ein wilder, anarchistischer

Verschwörer, der über seine Heimatinsel nicht hinwegsah. Erst die große Plattform bringt ihn zum Ausströmen, wie den Gneisenau das preußische Portepee.

Aber das ist ja alles schon irgendwie rational; beiden war es doch in die Wiege gelegt, so zu leben und zu wirken. Und nicht anders.

☆

Aber der Fridericus stirbt. Wieder im Dunkel. Versetzung in das Füsilier-Bataillon Forcade, Standort Löwenberg in Schlesien.

Wohl bedeutsam, weil er damit Tirailleur wird. Aber wohl auch sinnlos, denn nun muß er zwanzig Jahre in kleinen schlesischen Garnisonen vegetieren. Zwanzig grauenvolle Jahre. Zwar bringt er viele Liebhabereien mit — die in den neuen Formationen dienenden, von der Linie verachteten, recht zusammengewürfelten Kameraden belächeln es — Er spielt Flöte, schreibt Verse, leitet Liebhaber-Theater. Für den verstorbenen Baron v. Hoberg entwirft und baut er ein Grabmal; es steht heute noch auf dem Löwenberger Kirchhof. Von dem Baulohn kann er die Bäder in Warmbrunn besuchen. Er heiratet, — das Mädchen, dem er die Nachricht vom Duelltode des glühendgeliebten Bräutigams bringt, — er, der allzeit in den Frauen die Frau sucht und suchen wird. Es ist viel Qual, aber er wird die Ehe durchfechten bis zum Ende.

Und er beobachtet Europa. Napoleon ermißt er früher als die anderen. Im kleinen Kasino dröhnt oft Gelächter auf, wenn er bereits vor dem erst 28jährigen Buonaparte warnt, der mit seinen verhungerten Soldaten durch Italien tobt, wenn er schreit, vor diesem Mann müsse Preußen sich hüten. Die zwanzig Jahre in dem kleinen Nest über Karten und Berichten, sie haben ihn erst befähigt, später mitzuspielen am großen Tisch der eisernen Würfel. „Buonaparte war mein Lehrer in Krieg und Politik", so schreibt er noch 1830, und dieses Wort mag vor allem auf jene Jahre zurückgehen.

So ist also selbst bei diesem Gneisenau die kleine Garnison bedeutsam. Ach, was wäre der gesamte Offiziersstand ohne sie? (Um wieder einmal rational zu reden.) Das hat dem schlechten Liberalismus stets gefallen, die kleine Garni-

son zu schmähen, diese Brutanstalt „dummer bornierter Offiziere", wo es kein „vernünftiger Mensch" aushielt. — Nur ist damit das Bild schon beim Beschreiben der Folgen verzerrt. Mit und nach dem großen Gneisenau haben Tausende von Offizieren ihr Leben in der Garnison irgendwie bunt gehalten. Nicht nur mit „Suff und Spiel", sondern gerade die Besten fanden Eigenes, und auf die Besten kommt es doch an. — Doch, abgesehen davon — die kleine Garnison soll ja gerade kein Zerstreuungsort sein! — Wie steht es denn um die Voraussetzung, die der Liberalismus ja gar nicht begreift? Wo wird denn Waterloo oder Sedan geformt? In der kleinen Garnison! — Und das gerade ist Tragik und Größe des preußischen Offiziers, daß in manchem Pensionopolis dieser oder jener Abgehalfterte seiner Frau beim Lesen der Siegesnachricht sagen konnte: „Eigentlich habe ich mitgesiegt. Denn die Batterie, die bis zum Schluß aushielt, die Kompanie, die den Schlüsselpunkt gestürmt, die habe ich noch ausgebildet." Aber wenn auch das Band zwischen Zucht und Sieg zumeist nicht so deutlich sichtbar wurde — es ist gerade das letzte Wesen jeder Gemeinschaft, unsichtbar den Zielen entgegenzureifen — so blieb doch dem einzelnen das Gefühl, Glied einer Kette zu sein, um das Geheimnis des Grals zu wissen, irgendwie lebendig, nicht nur an Festen oder Erinnerungstagen. Gewiß fielen unzählige Ich in tiefe Tragik; Generationen von Leutnants gingen durch die kleinen Garnisonen, mit einem Gesicht, als pflückten sie morgen schon den Lorbeer wie Suppengrün. Und wie wenige von ihnen erklommen den Feldherrnhügel und gaben zumeist bereits als Hauptmann a. D. dem Hutmacher Gelegenheit, einen Zylinder zu bauen. Vielleicht saß irgendwo in einem Dorf ein Bauernsohn mit dem Vater vor der Tür und las ihm einen Brief vor, mit welchem ein „alter Knochen" dem einstigen Kameraden die Verabschiedung des Häuptlings berichtete und der Sohn sagte: „Schade, daß er nun auch weg mußte, ich habe als Rekrut mit bei ihm gelernt. Schimpfte wie der Deiwel, war aber taku." — Für den Häuptling aber war dies ein schwacher, zumeist gar nicht vernommener Trost, obwohl hierin der Sinn seiner Arbeit lag, denn die große Flamme seines Daseins war erloschen. So gab es viele „Ich"-Tragödien. — Gewiß auch barg die kleine Garnison viel eingesperrte Jugend, die

sich dann irgendwie Luft machte, und wenn es nur darin bestand, daß vor dem Kriege die Offiziere im Kasino zu Goldap nach der Melodie des Sorrent-Liedes den Kantus sangen: „Sei verflucht, oh, du lausiges Nest!", bis der Bürgermeister sich an allerhöchster Stelle beschwerte.

Aber nach all dem kann die Gemeinschaft nicht fragen. In ihr hat der einzelne nicht zu ernten, was er gesät. Hier ist kein Platz für die Karl Moors und Marquis Posas, keine Reitbahn für „verkannte" Genies. Genie? Der Staat, beauftragt von der Nation, diese in Form zu halten, muß als Zuchtnorm für seine Krieger ein Mittelmaß nehmen. Formungsziel ist der restlos durchgebildete, bis ins letzte gezüchtete Hauptmann Müller, der dann durch die Auslese zum Feldmarschall Graf Müller aufsteigen kann. Aber Ziel ist nicht der genialische Leutnant, der innerhalb von drei Tagen zum Korpschef avanciert. Nur so, getragen von Generationen, die das Mosaik des Standes gefügt, kann auch das Genie kommen, findet es auch den Gemeinschaftskreis, ohne den es nicht leben kann, ohne den es überhaupt gar nicht denkbar ist. Vier Generationen Bach mußten in Dörfern fideln und auf vielen Orgeln gute, vom Vater gelehrte, in der Familie genährte Mittelmaß-Musik machen, ehe e i n Johann Sebastian Bach seine Fugen über die Welt senden konnte. Gewiß soll das Gefüge des Standes, des hinter ihm stehenden Staates, so aufgebaut sein, daß die Genialen nicht schon vor der Reise zerschlagen werden. Aber soll der Stand auf das Genie warten? Die englische Diplomatie und das preußische Offizierkorps zeigen eben, daß die unverbrüchliche Fortdauer, die Existenz der Nation, vor allem nur dadurch verbürgt wird, daß ein Gleichmaß vorhanden ist. Daß die Zucht stets sofort in die Lücke wieder einen Mann stellt, der um die Aufgabe weiß, sie weiterführt, die Linie hält, bis wiederum Ablösung kommt — und der nicht etwa genialisch, auf Kosten der Gesamtheit, herumexperimentiert.

Aber das entscheidende Moment der kleinen Garnison: allzeit des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr — aber gleichzeitig die höchste Bereitschaft. Diese Bereitschaft zum Einsatz hebt den Soldaten über alle anderen Stände. — Die liberale Epoche hat gleichfalls eine Unzahl „kleiner Garnisonen" geschaffen, aber sind sie nicht wahrhaftig trostlos

durch die sich heute beim Absterben herausstellende Sinnlosigkeit ihres Daseins, da ihnen eben dieses Bereitsein für die Gemeinschaft fehlt? — Da hockt der Büroangestellte, der „Industriebeamte", am Schreibpult, der, nachdem er erkannt hat, daß er es höchstens bis zum Ressortchef bringt, aber nie zum Generaldirektor, geduldig weiter seine Zettel schmiert, weil das „Ich" in keinem „Wir" eingefügt ist, kein Über-sich-Hinausschwingen möglich. — Und ist der Arbeiter am laufenden Band ein Vergnügen, der wohl Sonntags vom „Aufstieg der Begabten" lesen mag, aber am Werktag inne wird, daß er in diesem von Gott verlassenen Kapitalismus nie nach oben kommt, selbst wenn er die Begabung in sich trüge, da ja keine „freie Konkurrenz" existiert, sondern der mit dem Geld seiner Eltern geborene Direktorssohn viel weiter vor ihm liegt, als es ehedem der „Junker" auf Grund seiner Geburt vermochte?" —

Der Hauptmann mag nach dem letzten Manöver erkannt haben, daß er es nicht zum Marschall bringen wird, er mag sich vielleicht verkannt fühlen, aber ihm bleibt stets die Hoffnung auf den Einsatz, die Hoffnung auf den Beweis in einer Schlacht, der das über ihn gefällte Urteil zu korrigieren imstande ist. So hat der Hauptmann immerhin zwei Felder, — der Unterdrückte der kapitalistischen Welt hat aber nur eins, und dessen Hoffnungslosigkeit wird ihm nur zu bald gewiß.

Vielleicht wird hiermit manchem, der mitbauen will am neuen Deutschland, der letzte Sinn klar, der hinter der von Marx (leider unwahr) gepredigten „proletarischen Revolution" steht. Welchen Antrieb sie für die Arbeiterschaft haben mußte. Die proletarische Revolution war das, was für den Hauptmann das Schlachtfeld, nämlich die letzte Chance. Nicht etwa um Geld und fette Beute — das wollen weder der gute Soldat noch der gute Prolet — sondern um die Möglichkeit zu erringen, die in ihm bisher unterdrückten Kräfte zu zeigen, nutzbar zu machen. Ein Staat, der nicht all seinen Volksgenossen diese Chance gibt, und zwar in der Form, daß die Triebkraft des Ich, des Egoismus, eingebaut ist in den Motor der Gemeinschaft — ein Staat, der dies nicht vermag, ist sinnlos und naturwidrig. —

— So lohnt es sich, sie zu durchwandern, die kleine Garnison.

☆

Zwar den Gneisenau traf's hart. Nach zwanzig Jahren war er nicht nur drauf und dran, Philister zu werden, sondern er hatte es, 46jährig, nur bis zum Capitain gebracht.

Da kommt der Krieg, da kommt Kolberg. Mit einer ganz neuartigen Verteidigungskunst, die sich nicht darauf beschränkt, den Feind hinter der Mauer zu erwarten, sondern immer wieder durch schnell errichtete Feldbefestigungen offensiv vorstößt, verteidigt er den Platz bis zum Frieden. Der Franzose verlor zehntausend Mann vor Kolberg, Gneisenau dreitausend. Kaltblütig steht er am 2. Juli 1807 auf der Bastion Neumark, im Rücken die brennende Stadt, und nimmt dem Kurier die beiden Kabinettsorders ab, von denen eine die Meldung des Waffenstillstandes, die andere seine Ernennung zum Oberstleutnant enthält. Sein erstes Wort: „Meine Kanonen würden noch lange nicht geschwiegen haben."

Es folgt der Pour le mérite.

☆

Nach dem Kriege, neben Scharnhorst, der Führer der Jakobiner. In der Reorganisations-Kommission geht es wie in jeder Gemeinschaft; die Nachlebenden vermögen nicht mehr, bis ins einzelne festzustellen, wieviel jeder Kopf des Kreises zu dem Werk beigetragen. Gneisenaus Aufzeichnungen aus jenen Tagen lassen aber erkennen, daß er sich über die Gesamtform bis ins letzte klar war. Vor allem, daß eine Umgestaltung des Heeres ohne die der Nation überhaupt nicht denkbar war.

Aber nachdenklich liest man unter seinen Stichworten auch dieses: „Die Freiheit jedes einzelnen, sich auszubilden, erwerben, emporschwingen zu können, bewirkt Wunder." So edel war das gedacht! So edel fließt es zu Beginn jeder Epoche „Ich"- oder „Wir"-Idee aus den Federn oder Mündern ihrer ersten Verkünder. „Die Freiheit jedes einzelnen" — und nun blicke man sich heute nach hundert Jahren um, wo jener edle Anfang dieses kapitalistische Ende hatte, haben m u ß t e. Denn es ist ein organischer Weg, und im jungen Tiger ist es schon beschlossen, daß der alte Tiger Menschen frißt. —

☆

An einem grauen Novembertage 1811 steht ein seltsamer junger Mann vor Gneisenau. Der ruhelos suchende einstige Leutnant Heinrich von Kleist, der hier hofft, einen empfehlenden Gönner zu finden. Er schreibt nach dem Besuch an die Schwester:

„Gneisenau ist ein herrlicher Mann; ich fand ihn Abends, da er sich zu einer Abreise anschickte, und war in einer ganz freien Entfaltung des Gesprächs nach allen Richtungen hin wohl bis um 10 Uhr bei ihm. Ich bin gewiß, daß, wenn er den Platz fände, für den er sich geschaffen und bestimmt fühlt, ich wieder in seiner Umringung den meinigen gefunden haben würde. Wie glücklich würde mich dies in der Stimmung, in der ich jetzt bin, gemacht haben: es ist eine Lust, bei einem tüchtigen Mann zu seyn. Kräfte, die in der Welt nirgend mehr an ihrem Orte sind, wachen in solcher Nähe und unter solchem Schutze wieder zu einem neuen freudigen Leben auf."

Aber der Brief schließt: „Doch daran ist nach allem, was man hier hört, kaum zu denken." — Nicht zu hoffen, daß Gneisenau jemanden empfehlen könnte, er täte gut, sich selbst zu empfehlen. So wird der Dichter wenige Tage später, am 21. November, zur Pistole greifen, da auch die Hoffnung auf Gneisenau nur ein Nebel ist, und der Gneisenau selbst wird einen ohnmächtigen Trauerbrief über den Dichter schreiben. Ein Feuer hat das andere nicht am Leben zu erhalten vermocht, da sie beide in stickiger Luft atmen. —

Denn der König liebt den Gneisenau nicht. Das Regelmaß muß den unberechenbaren Sturmschritt hassen. Der König schreibt an den Rand einer Denkschrift Gneisenaus: „Gut als Poesie", Gneisenau setzt daneben: „Auf Poesie ist die Sicherheit der Throne gegründet". Was soll der König mit solchem Phantasten? Sie werden immer aneinander vorbeigehen. Der König wird auf die Intrigen hören, wird sich schadlos halten durch die Verzögerung des Avancements. Da er, die Zeitwende nicht erfassend, die um ihn gärende Unruhe denen zur Last legt, die scheinbar ihre Anlasser sind. Im Feldzug 1815 wird es große Konfusionen geben, da Blücher sich nicht von Gneisenau trennen will, die Korpsführer aber sich von dem frischgebackenen Generalleutnant nichts sagen lassen wollen. — So gleitet er immer

wieder ins Dunkel. Die Armee kennt ihn kaum. Er hat nie im Krieg ein Kommando gehabt, trotz aller Bitten. 1813 ist er, zweiter Generalquartiermeister Blüchers, nach Scharnhorsts Tode erster. Wenn es ihm dank seiner seelischen Verknüpftheit mit dem Alten gelang, aus diesem Posten, der in der „Wir"-Epoche lediglich eine Handlanger-Stelle war, aus der Konsequenz der Stunde heraus dank seiner Genialität die Funktion eines wahren Stabschefs zu machen, so trägt doch alles noch den Charakter des Nicht-Amtlichen, Zufälligen. Es sind eben alle Formen noch im Werden. Und so unsicher fühlt er sich in trüben Stunden, daß er noch kurz vor der Leipziger Schlacht am 7. Oktober 1813 an Hardenberg schreibt:

„Im Frieden mag ich nicht mehr Soldat seyn. Ich habe auch andere Gründe, die es mir wünschenswerth machen, aus der Armee zu treten, worunter mit der gehört, daß mir der König nicht gewogen ist. Nach meiner Neigung würde ich mich in die Stille des Landlebens zurückziehen, bei der Zerrüttung meiner häuslichen Angelegenheiten indessen finde ich dies nicht ausführbar. Ich muß mich demnach um ein Amt und ein Einkommen bewerben, womit ich meine noch junge Kinder erziehen und wovon ich etwas ersparen könnte, um sie nach meinem Tode nicht dem Mangel auszusetzen. Dergleichen Ämter denen ich vorstehen könnte, sind wenige; aber es giebt Eines, das ich mir, mit Hülfe einiger routinirter Männer zu verwalten getraute, und das ist das eines Generalpostmeisters. . . . Halten Ew. Exzellenz mir nicht etwa andere Aussichten vor. Ich sehe nur mit Bitterkeit auf selbige; und ehe ich mich auf selbige verweisen ließe, lieber würde ich in irgend einem stillen Winkel der Erde das Brod des Kummers essen."

Hardenberg geht gottlob nicht darauf ein. —

Aber alle diese Reibungen und Widerstände sind doch nicht zufällig oder rein der Böswilligkeit entsprungen. — Immer noch fluten die Formen beider Epochen ineinander; unverständlich ist es nicht nur den Alten, daß aus dem Generalquartiermeister plötzlich der Generalstabschef erstehen soll. Immer noch gilt der Feldherr, die sichtbare soldatische, aus Zucht und Instinkt wirkende Persönlichkeit, als das Erste, daher konnte keiner der von Geistigen herkommenden Jakobiner Feldherr sein, so sehr ihnen, als den

ersten des „Ich" das Blutvolle innewohnte. Lange, sehr lange werden sich die Kämpfe um die Stabsidee hinziehen — aber in der Stunde, wo nach organischem Ablauf der Feldherr vom Stabschef verdrängt wird, an die Stelle der Persönlichkeit das Büro tritt, in dieser Stunde — im Weltkrieg — ist auch die Epoche zu Ende und der Feldherr kommt wieder. Das 20. Jahrhundert wird wieder den von seinen Kämpfern umjubelten Generalissimus sehen, der allein die gesamte Armee leitet und dessen Suite abermals nur Werkzeug, nicht Mitspieler sind. Das Blut wird wieder über das Hirn gebieten.

☆

Neben Napoleon ist der einzige Vernichtungsstratege Europas Gneisenau. — Es war zu Anfang dieses Buches bereits gesagt worden, daß das Ziel der Kriegführung in der vergangenen „Wir"-Epoche, aus der organischen Betrachtung der Dinge heraus, nie auf die Vernichtung hinauslief. Der Wille zur vollkommenen Ausmerzung des Gegners ist dem Liberalismus zu eigen. Denn der Geist fragt nur nach den Lücken in der Logik, nicht nach denen, die er in der organischen Wirklichkeit schlägt. Erst Napoleon löscht ganze Staaten aus.

So vernichtend wie der Liberalen Kriege sind auch ihre Friedensverträge. Der liberale Mensch preist die Friedensschlüsse von Tilsit und Versailles, der konservative die von Prag und Frankfurt nach den Kriegen von 1866 und 1870. Der Konservative korrigiert durch eine Operation eine Unstimmigkeit im „Konzert der Mächte", der Liberale erwürgt, löscht aus, zumindest hat er den Willen dazu. Daher sind liberale Friedensschlüsse zuletzt nutzlos. — Das Versagen des Versailler Vertrages in all seinen vom Westen gewünschten Hauptpunkten wird täglich klarer, — der konservative Schluß aber schafft immer eine Stituation, auf der ohne Groll weitergebaut werden kann.

Darum muß der liberale Soldat durch den konservativen Staatsmann gebändigt werden. Gelingt das, dann werden Vernichtungsschlachten fruchtbar, da die Schlacht ja nur Mittel, nicht Zweck. Hier liegt der später zu schildernde Konflikt Bismarck-Moltke.

Tragödie und Triumph Gneisenaus besteht darin, daß er die gegen den liberalen Napoleon allein mögliche liberale Vernichtungsstrategie den alten Konservativen gegenüber durchsetzen muß und auch durchsetzt. Denn der Einzug in Paris, der bereits für das damalige Frankreich die restlose Niederwerfung bedeutet, ist ihm das einzig Gegebene, und Schwarzenbergs Ausflug auf das Plateau von Langres erscheint ihm sinnlos.

Denn Gneisenau hat nach Jena eine von Jammer und Schande durchzitterte Nacht am Webichtholze zugebracht, während sich die letzten Atome des Heeres auflösten. Das geht ihm nie aus dem Hirn. Und bei Waterloo springt es zur rechten Zeit auf.

So fließen Logik der Idee und persönliches Geschick wieder sinnvoll zusammen, wie stets in der Wendezeit, und das Geschehen erscheint impulsiv blutvoll. Aber in der Spätzeit tritt an die Stelle des Impulses zur Vernichtung der im Büro brütende Geist allein. Herrscht der Apparat. Erst in der Spätzeit wird „Cannae" inbrünstig angebetetes Symbol. Und da der Geist am Zuge, wird's auch erreicht — dreimal: Metz, Sedan, Tannenberg.

Aber das Vorspiel zu Waterloo zeigt doch abermals, wie in höchsten letzten Entscheidungen der Geschichte selbst in denen, die zu einer liberalen Ära führen, der Geist stumm wird, versagt und sich erst dann wieder vorwagt, wenn das Blut der Dantons und Gneisenau die Tore gesprengt. — Bei Ligny reitet Blücher eine unglückliche Nacht-Attacke, stürzt unters Pferd, wird als tot gemeldet. Gneisenau hat — zum ersten- und einzigenmal — wenige Minuten das Oberkommando. Er steht unter der Windmühle von Brye, um ihn die Offiziere der geschlagenen Armee, mit der Frage nach der Rückzugstraße auf den Lippen. Der Weg liegt bequem, hinter dem Schlachtfeld führt die alte Römerstraße in das Maastal, Richtung Nordost, der Heimat zu. Einige Truppenteile treten bereits ihr Pflaster. — Es ist Stille unter der Mühle, bis unvermutet der Feldherr, fast wie ein Schlafwandler, den Mund öffnet: „Die Armee geht nach Norden, nach Wavre." — Dieser Augenblick hat ein Jahrhundert entschieden und die Entscheidung fiel aus der Tiefe heraus, wo die Seziermesser des Geistes nicht mehr hinreichen. Der Abmarsch nach Ost, an den Rhein, hätte

Wellington auf die Schiffe verscheucht, Napoleon hätte sich stark machen können, die Koalition hätte sich — ja, hätte, hätte, hätte, — es war eben beschlossen in allen Himmeln, daß in dieser Minute Gneisenau Gott am Puls fühlte und Napoleon fallen mußte. Der Marsch nach Norden brachte die Vereinigung mit dem Engländer, brachte Waterloo. —

Und in dieser Nacht vom 18. auf 19. Juli 1815 ritt Gneisenau den Napoleon zu Tode. Gegen Morgen waren nur noch siebzig Mann um ihn. Der Trommler, den er aufs Pferd gesetzt, verlor die Schlegel vor Erschöpfung. Aber als der Tag kam, hatte die fanatische Verfolgung ihr Ziel erreicht, besaß Napoleon kein Heer mehr. Die erste preußische Vernichtungsschlacht.

Bei Genappe steht Napoleons Wagen verlassen auf der Landstraße. Gold und Juwelen liegen unter den Kissen, Hut und Degen des Imperators und — der Schwarze Adler-Orden, den der König 1804 dem „befreundeten Monarchen" verliehen. Und diesen Schwarzen Adler überreicht der König später dem Gneisenau. Der gleiche Stern für beide Verwandte.

☆

Nach dem Frieden ein sonnenvolles Jahr. Er erhält das Generalkommando am Rhein, residiert in Koblenz, umgeben von seinen Freunden. Mit Clausewitz als Stabschef besteht seine Suite aus einer Galerie bester Namen. Major v. Scharnhorst, der Sohn des toten Freundes, der Gneisenaus Tochter Agnes geheiratet. Bärsch, Schills Kampfgefährte, der Herausgeber des Jakobinerblattes „Volksfreund". Hellwig, jener tollkühne Husar, der nach Jena die zehntausend Gefangenen befreit, in den Befreiungskriegen ein Freikorps geführt. Und dann — einer der besten Preußen überhaupt, der Graf Karl von der Gröben. Ein Riese und Krieger, der fast überall in Europa gegen Napoleon gefochten, für den „heiligen Krieg" gepredigt. Der es jeden Tag noch dartut, daß nicht weniger als vierzig Männer seiner Familie unter dem Banner der Deutschherren 1410 bei Tannenberg gefallen. — So finden immer die richtigen Kerle zueinander, mein lieber Zeitgenosse, und beim nächsten Fanfarenstoß wird es nicht anders sein.

Aber in Koblenz sammelt sich noch mehr: Max von Schenkendorf, der Dichter, Sixt v. Arnim und Werner v. Haxthausen, die Romantiker. Die Gelehrten Meusebach und Johannes Schulz.

Und so blüht ein buntes Leben auf, mit Becherfahrten auf dem Rhein, wozu die schönen Frauen in Napoleons Kutsche herbeifahren (immer wieder der große Vetter!), und mit guter Geistigkeit. In einem Kreise wie diesen umfängt jene aus der neuen Epoche quellende Freude am „Ich", am Aufbrechen des Geistes noch ein freundliches Licht, während in Berlin bereits der Urvater des Romanischen Cafes, der Zirkel der Rahel Levin, seine schon nicht mehr klaren Blasen wirft.

— Für die soeben im Wiener Kongreß erworbenen Rheinlande, die noch lange nach Westen blicken werden, ist Gneisenau der rechte Mann. Er wird geliebt von der Bevölkerung in seiner lachenden, offenen, aber seigneuralen Haltung. Und überall spenden sie ihm freudig den Ehrenwein.

Das Generalkommando ist im Gebäude der früheren französischen Präfektur untergebracht, und Stosch, der Adjutant Gneisenaus, erzählt, wie es dem Grafen ein Vergnügen gewesen sei, in Napoleons Bett zu schlafen, oder sich auf den Thronsessel zu setzen. So ist der große Vetter ihm nochmals nahe. — Gneisenau war übrigens mit Blücher der einzige, der nach Waterloo den Korsen an die Mauer stellen wollte, und es ist zwischen ihm und Wellington hierüber zu turbulenten Szenen gekommen. Es steht kaum in Frage, welches Verfahren „humaner" war: das langsame Abtöten des gefangenen Imperators auf St. Helena oder die von Gneisenau gewünschte Salve. Vielleicht war das englische Verfahren klüger, aber die preußische Absicht war ehrlicher und entsprach dem neuen Zeitgeist, dem der Korse ja selbst ersten Ausdruck verliehen, als er den Herzog von Enghien, den Palm, den Hofer vor die Gewehre stellte.

Aber als sich eines Tages, während der zweiten Besetzung von Paris, bei Gneisenau der Polizeiminister Fouché meldete, das Rattengesicht, der durch sein Nagen den Thron des Buonaparte unterwühlt, — da ließ Gneisenau diesen absichtlich über Gebühr im Vorzimmer warten und bat zuerst den viel später gekommenen General von Zieten zu sich.

Dieser Exjakobiner, der nur den Maulwurf in der Riesenpyramide des Napoleon gespielt, war ihm zuwider wie die Pest. Auch vor der Frau von Staël floh er, so schnell ihn seine Füße aus dem Ballsaal trugen. Er liebte wie sein Vetter klare Linien, klare heldische Fronten und alles, wenn auch nicht unwichtige Beiwerk in diesem Gigantenkampf war ihm verhaßt.

☆

Aber nur ein Jahr währen die Idylle am Rhein. Am Berliner Hof springt jetzt eine — ach, so nutzlose — reaktionäre letzte Welle empor. Ein perfides Wort geht um: „Wallensteins Lager in Koblenz". — Und der König läßt es zu, denn noch lange klingt ihm das Wort des Zaren in den Ohren: „Man könne nicht wissen, ob er noch einmal dem König von Preußen gegen seine eigene Armee zu Hilfe kommen müßte." Seine eigene Armee, die ihm im Frühjahr 1813 fast vollständig entglitten, weil allen, ob Jakobiner oder Konservativer, ob York oder Gneisenau, die Nation über dem König galt. Jene Armee, deren Stimmung Englands Beobachter Ompteda in Breslau zu der Meldung an seine Regierung veranlaßte: „Wenn der König länger zaudert, so sehe ich die Revolution als unausbleiblich an." —

Aber es ist doch ein Unterschied; Männer wie York waren bereit, den König zu stoßen. Selbst Blücher meinte einmal, es wäre besser, der König ginge zum Teufel als die Nation. Aber all diese hatten doch keine Zweifel an der Institution des Königtums selbst. Von jenem aber in Koblenz stammte ein böses Wort, das er im Jahre 1812 gesprochen. Ein Wort mit ganz neuen Schlaglichtern: „Zu einer Revolution würde ein Volkskrieg führen? Ja, wenn die Völker, von ihren Regierungen verraten und verlassen, zur Selbsthilfe greifen werden. Dann möchten die Regenten leicht über glücklichen Anführern vergessen werden." Gewiß, ein Wort aus der Stunde des Unmuts, aber spukte da nicht Napoleonisches? Die Offiziere hätten 1813 ohne Besinnen den König auf die Festung Spandau gebracht, aber dann hätte einer der Prinzen geführt. Dieses Gneisenau-Wort aber barg Explosionsstoff einer neuen Epoche. „—über glücklichen Anführern", was tat sich da auf? —

Das frißt und bohrt in Berlin. Die Koblenzer werden durch Intrigen und Aktenschikane mürbe gemacht, bis dem Gneisenau die Geduld reißt, er 1816 den Posten niederlegt, nach Schlesien geht.

So sieht es immer aus in den Anfangszeiten einer neuen Ära. — Da werden die Menschen, deren Formen noch von gestern, das neue, unheimlich auf sie Zukommende, das unfaßliche Umformen der Umwelt dadurch zu erklären, zu bannen versuchen, daß sie menschlichem, ihnen feindlichem Treiben Schuld geben. So ist der König nicht nur verbittert über seine widerspenstigen Offiziere, sondern auch traurig, hilflos über die neue aufsteigende Welt. So tobt York vor Katzbach gegen Gneisenau, dessen Stellung neben Blücher er technisch einfach nicht begreift, als Amtsanmaßung ansieht. — So ist dem Liberalen von heute der Nationalsozialismus „die Revolte eines durch die Inflation unzufriedenen Kleinbürgertums, geschürt durch gewissenlose Demagogen." Sela!

So ist Verbitterung hüben und drüben, weil Menschen das Unsichtbare, sich unmittelbar zwischen ihnen Erhebende noch nicht zu umreißen vermögen, aber doch das Schicksal stets annageln wollen. An Menschen, Kabalen und Zufällen.

☆

Aber Gneisenaus Abschied ist dem König ebenfalls gegen den Strich. In solchem Augenblick wacht wieder sein Gerechtigkeitsgefühl auf. In diesem Jahre treffen sie einmal in Berlin zusammen, sprechen sich aus. Und Friedrich Wilhelm III. ist Monarch genug, einzugestehen: „Sind mir sehr verleumdet worden, habe Sie oft verkannt." — 1817 wird Gneisenau Gouverneur von Berlin und Mitglied des Staatsrates. Bei der Feier der zehnjährigen Wiederkehr von Waterloo überreicht ihm der König den Marschallstab.

☆

Als sich 1831 der polnische Aufstand der preußischen Grenze nähert, erhält Gneisenau das Kommando des Beobachtungskorps. Clausewitz ist sein Stabschef.

Die Cholera geht um. Am 10. Juni fällt sie den Führer der Russenarmee, den Marschall Diebitsch-Sabalkanski, den

Balkanüberschreiter, den berühmten Partner Yorks bei der Tauroggener Konvention. Gneisenau spottet noch über die „Feldmarschallskrankheit", — am 23. August rafft sie ihn innerhalb von 24 Stunden von der Erde.

Er stirbt in voller Uniform.

Sein englischer Freund Gibsone — Gneisenau ist der erste restlos englisch orientierte preußische Offizier — setzt ein Legat aus für den Kriegsinvaliden, der an dem Grabmal des Marschalls Wache halten soll. Er ruht auf seinem Dotationsgut Sommerschenburg bei Helmstedt.

☆

Sein Geist fuhr über Europa, aber sein Herz war festgebannt in Preußen. Leuchtendes Symbol jenes völkischen Gesetzes, das wir heute als „Verpreußung Deutschlands" ersehnen und fördern wollen.

Der erste Stratege der „Ich"-Epoche, wie Ludendorff der letzte. Doch was das Volk, das ihn eingeschmolzen, in seiner Seele bewegt, das steht über den Zeiten.

Wenn Männer zusammenkommen und von ihm sprechen, so sollten sie getrost am Schluß den Hohenfriedberger singen.

Der Denker

Die polnische Cholera, die in jenem Sommer 1831 zwei Marschälle das Leben gekostet, nimmt wenige Monate später, am 16. November, noch einen Nachzügler hinweg. Zu Breslau stirbt an diesem Tage der General Karl von Clausewitz, der letzte Stabschef Gneisenaus.

Ein äußerlich gedrücktes enges Leben vom ersten bis zum letzten Tage, das in der Mitte seinen Bruch bekommt und nur noch gehalten wird durch die große Liebe seiner Frau, die glücklich ist, selbst bei seinen letzten Briefen, wo der ewig Zurückgestoßene in Nörgeln verfällt. Es schien, als sollte bei diesem Mann alle Kraft sich innen sammeln, nicht ausströmen dürfen, auf daß der Nachwelt ein einziges Buch geschenkt werde. Das, seltsam und gewaltig, alle Zeit Soldaten in Bann halten wird.

☆

Der Vater, als schwerverwundeter Leutnant nach dem siebenjährigen Kriege verabschiedet, ist froh, als Akzise-Einnehmer einen Ankerplatz zu finden. Dreihundert Taler im Jahr ist ein spärliches Gut bei fünf Kindern, so muß der Zweitjüngste, der am 1. Juni 1780 in Burg geborene Karl, schon mit zwölf Jahren als Junker in ein Potsdamer Regiment. Ein Jahr später macht das Kind bereits die Revolutionskriege mit. Liest, was ihm unter die Finger kommt, büffelt wild und regellos, und der Leutnant setzt es durch, daß er 1801 nach Berlin auf die Kriegsakademie gesandt wird. Hier wird Scharnhorst sein Lehrer, vor allem aber sein Freund. Sie haben beide die stärkste innere Verwandtschaft zueinander. Der Große nennt ihn bald seinen „Johannes", und der Kreis seines Wissens schließt sich, wird überreichlich gefüllt.

☆

Graf Heinrich Brühl, der Erzfeind des Fridericus, hat zwei Enkelinnen hinterlassen, und die beiden Mädchen werden — auf ganz anderer Art als alle jene emanzipierten Lucinden in den Berliner Zirkeln — großen Männern das beste geben, was Frauen geben können, obwohl der Lebensweg der einen tragisch kurz ist. Aber in unseren chaotischen Tagen, da auch die Polarität Mann — Weib zergrübelt, zerdacht und zum „Problem" zerschrieben worden ist, soll der, der einmal Muße und Besinnlichkeit hat, das Leben von Marie und Franziska Brühl ruhig anschauen, um zu erkennen, wie viel und wie wenig wir in der Liebe vermögen und wie sehr dieser um uns herum sterbende Spätliberalismus die einfachsten Dinge zerpflückt hat. Gräfin Marie, Hofdame, heiratet 1810 den Capitain v. Clausewitz, überlebt ihn nach schönsten Ehejahren voll bester Gemeinschaft, und ihre jüngere Schwester, die schöne Franziska, führt Friedrich August Ludwig von der Marwitz heim, um sie im ersten Wochenbett, aber nie in seinem Herzen zu verlieren. Eigentlich sehr ruhige und prosaische Angelegenheiten, wenn man das als „Poesie" auffaßt, was der aus Angst auf die Regellosigkeit, auf die „Sensation" verfallene Liberalismus so nennt. Aber wir sehen das heute anders: „Du" und „Ich" sollen ein „Wir" ergeben, indem sie „Du" und „Ich" bleiben, und die Erfüllung dieses Gesetzes, unter

den Auspizien von Schicksal und Stunde, macht letzthin mit allen Verwicklungen, Hindernissen, Zueinanderkommen die höchste Poesie aus. Das happy end im Kinostück ist für die liberale Masse, — das glückliche Ende des Konservativen ist die Sterbestunde, in der ihn seine Kinder umgeben. Und wer es am schwersten gehabt hat, ist vielleicht am glücklichsten gewesen, als er sein „Ich" in das „Wir" hineinzwang.

Seltsames Widerspiel. Der größte Konservative, der so groß war, daß er nie Reaktionär werden konnte, selbst als seine Anschauung nicht am Zuge war, und der größte Denker der neuen Epoche, der Mann der genialen Meditation, sind Schwäger gewesen. Und jeder erhielt vom Leben auch in der Liebe recht eigentlich, was ihm zukam, als habe Gott jedes Maß sorgfältig abgewogen. — Aber ist es wirklich so seltsam, daß zwei Gegner in das gleiche Haus traten, um ihre Mädchen zu freien? Stehen wir nicht alle im gleichen Haus, das wir Vaterland nennen? — In diesem Buch, verehrter Zeitgenosse, läuft alles durcheinander, ist ohne Anfang und Ende, — wie im Leben. Irgendwo laufen wir zusammen, sind wir Brüder und wenn wir uns totschlagen müssen. Dieses Brudersein soll uns nicht schlapp machen — im Gegenteil, aber es soll unsere Haltung bestimmen. Der andere ist genau so viel wert wie ich, denn er hat das gleiche Mädchen, spricht die gleiche Sprache und — das ist natürlich Grundbedingung — hat das gleiche tapfere Wollen. — Bring ihn um, aber zieh ihn nicht durch die Gosse.

Draußen nannte man das „Frontgeist", und nur die Etappe witzelte oder höhnte in dummen Blättern. Wollen wir es nicht drin ebenso halten? — Zu guter Letzt sind der Marwitz und der Clausewitz doch auf die gleichen Schlachtfelder gegangen für das gleiche Ziel.

☆

Aber dieses Jahr 1810, da er die Frau heimführt, ist der letzte Lichtpunkt in des Clausewitz Leben. 1812 geht er verbittert über die Entschlußlosigkeit der preußischen Krone in russische Dienste mit vielen Kameraden. Dort wird er eine große Tat mitfördern helfen; als York, der den Russen nicht traut, von ihnen für die Verhandlungen um die Kon-

vention einen früheren preußischen Offizier zu den Besprechungen erbittet, senden sie ihm Clausewitz, der für sein Teil den Isegrimm gleichfalls mürbe klopft.

Aber der König vergißt ihm wie den anderen den Übertritt nicht. Gneisenau bittet, reicht Gesuche ein, — nutzlos. So wird die Burleske geboren; der Preuße Clausewitz macht den ersten Feldzug 1813 als russischer Nachrichtenoffizier im Hauptquartier Blüchers mit. Scharnhorsts diplomatische Hand hatte wenigstens das durchsetzen können.

Nach dem Waffenstillstand wird er Generalquartiermeister des Generals Wallmoden, dessen Korps (russisch-deutsche und britisch-deutsche Legion, Freikorps Lützow) auf dem äußersten rechten Flügel des Kriegsschauplatzes steht. Kleine Gefechte, wenig Ruhm. — Erst nach Schluß des Feldzuges 1814 wird er wieder eingestellt, 1815 als Stabschef dem III. preußischen Armeekorps beigegeben, das der frühere sächsische General v. Thielmann führt. Aber der General und sein Chef haben Unglück. Der von Napoleon entsandte Grouchy, dem sie zur Deckung der nach Waterloo abmarschierten Armee gegenüberstehen, zaust sie reichlich bei Wavre, während am gleichen Tage die Kameraden unerhörten Ruhm ernten. Auch gelingt es ihnen nicht, Grouchy an seinem Rückzug nach Frankreich zu hindern. Die Armee spottet über die beiden gelehrten Häuser, denen auf dem Schlachtfeld nichts gelang. — Clausewitz hat immer geglaubt, ein mißverstandener Feldherr zu sein, aber seiner Wesensart nach war er dies nie. Er ist der Betrachtende, nicht der Handelnde. Von den Jakobinern hat nur einer beides vereinigt: Gneisenau.

☆

Ein gutes Jahr in Koblenz. Nach Gneisenaus Weggang wird er kaltgestellt. Schöner Titel: „Direktor der Allgemeinen Kriegsschule", — aber er ist nur der militärische Vorgesetzte der Anstalt und hat auf den Unterricht keinerlei Einfluß. — In den folgenden zwölf Jahren stirbt er äußerlich langsam ab. Er resigniert: „Ich bin nicht der Mann, meine Meinungen durchzukämpfen."

1830 geht er nach Breslau als Artillerieinspekteur, aber Ende des Jahres holt ihn Gneisenau endlich noch einmal

aus der Versenkung. Im Anschluß an die Juli-Revolution droht Krieg mit Frankreich. Da auch die Belgier aufstehen, sich von den Holländern trennen und einen französischen Prinzen wünschen, wird die europäische Lage wieder einmal „gespannt". Für den Kriegsfall soll Gneisenau das Heer führen. Er ruft Clausewitz als Stabschef nach Berlin, und hier legt der große Denker zum erstenmal jenen Plan vor, der, wenn auch in ähnlichen Varianten bereits ausgeführt, doch als Projekt bis zum Weltkrieg gewirkt hat. Clausewitz schlägt vor: Schutz des Oberrheins durch süddeutsche und österreichische Armeekorps mit Einfall in Lothringen, Zusammenballung der gesamten preußischen und norddeutschen Kräfte auf dem rechten Flügel, Durchstoß durch Belgien. Die ersten Konturen des Schlieffen-Planes tauchen damit auf. Aber was nun kommt, ist echt liberal, weshalb es gleichfalls bis in den Weltkrieg hinein gespukt hat: Annexion Belgiens. Clausewitz geht von dem Grundgedanken aus, daß die Franzosen nicht genügend geschlagen werden könnten, man also für die kommende Friedenszeit Sicherung haben müsse. Auf einer ähnlichen These fußte die Heeresleitung noch 1917. Sie forderte die Maaslinie und engsten wirtschaftlichen Anschluß Belgiens an Deutschland, was durch eine längere Okkupation Belgiens und durch die Besetzung Lüttichs zu erreichen sei. Ja, über Lüttich schreibt Hindenburg noch im gleichen Jahre an Hertling: „Nur wenn wir in Lüttich als Besitzer unbeschränkte Herren der Lage sind und bleiben, können wir die erforderlichen militärischen Verwaltungsmaßregeln treffen. Ich vermag mir daher nicht zu denken, daß wir in irgendeiner absehbaren und vertragsmäßigen Zeit aus Lüttich herausgehen könnten." — Bedeutsam für den inneren Umbruch im Weltkriege, daß neben diesen aus dem Liberalen entsprungenen, von der Schwerindustrie geförderten Annexionsplänen bereits die aus dem Völkischen kommende Sicherungsidee organischer Natur nebenherläuft: Befreiung Flanderns, Angliederung als autonomer Staat. Die Annexionisten sind tot oder verstummt, aber der flandrische Gedanke lebt weiter und wird siegen. Mit ihm ist Clausewitz und sein Annektionsplan abgelöst worden.

*

Die Kriegsgefahr im Westen wird behoben, Gneisenau und sein Stabschef gehen nach Polen, wo sie keine Lorbeeren, aber den Tod finden.

Aber in seinen letzten dreizehn Lebensjahren, eingeferchт, im Schatten stehend, hat er am Schreibtisch eine Welt durchdacht, sie auf dem Papier zu umreißen versucht.

Ein Jahr nach seinem Tode übergibt die Gattin sein Werk der Öffentlichkeit. Und so ist es ein Symbol, das jenes Buch „Vom Kriege" durch eine Frau der Nation und der Welt überreicht wurde.

„Vom Kriege" — seltsames, gefährliches, lebendigstes und doch totes Buch. Erhabenster Versuch, gedachtes und wirkliches Leben in das rechte Verhältnis zu bringen. — Kann man recht eigentlich ein Buch über das Leben schreiben? — Und der Krieg ist doch gesteigertes Leben! Man kann es nicht, — aber jede liberale Epoche brachte und bringt Männer hervor, die es immer wieder versuchen werden. Versuchen müssen. — Der Geist ist das Werkzeug zur Regelung der Beziehungen zwischen den Menschen, also des Gesellschaftlichen, des Horizontalen. Doch in liberalen Epochen wird der Geist in schicksalhafter Unduldsamkeit immer danach trachten, alles Leben, auf allen Ebenen, seiner Ordnung zu unterwerfen. Auch auf jener, die dem Geist unfaßbar und nur der Seele vorbehalten. Warum? — Die Betonung des „Ich" durch den Geist im Liberalismus steigert sich nicht allein zur Anmaßung des „Ich", sondern sie birgt auch eine andere Komponente. Zuallerletzt liegt in dem allein gestellten, sich in der Welt als Mittelpunkt sehenden „Ich" eine Angst vor dem Leben, die das „Wir" nicht kennt, eine Angst, die sich in liberalen Epochen gleichfalls übersteigert und Ausweg sucht in zwei Formen: im Willen zur Vernichtung und in der Sehnsucht nach Frieden. Das Gefährliche auslöschen oder es milde stimmen, das ist das Ziel. Hierin liegt die Rückflucht des Geistes in das Seelische, aber, oh Ironie, stets bewiesen durch den Geist. — Daher der Vertrag von Versailles, daher aber auch — der Pazifismus. Beide stammen aus einer Quelle: Lebensangst.

Aber das Leben ist stärker als etwa die Vernichtung. Stärker als der Hang zum Frieden, den es seinerseits mit Vernichtung bestraft. Das Schicksal — liberal „Zufall" ge-

nannt — dringt immer wieder ein. So sucht der Geist es zu ordnen, ihm das Unberechenbare zu nehmen, Zäune um es herum zu bauen: durch die vorgefaßte Theorie. Daher die großen theoretischen Werke der liberalen Epoche.

Wer liest diese Werke? Wiederum der Liberale. „Sage mir, was Du liest —", daran mag sich der Konservative vom Liberalen unterscheiden. Der Liberale wird Machiavellis „Il principe" zur Hand nehmen, der Konservative Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen". Der eine beschreibt, wie es getan werden m ü ß t e, und das will auch sein Leser erfahren, — der andere, wie es getan w u r d e. Das eine Vorsatz, das andere Rechenschaft. „Der Ideologe studiert immer den Anfang einer Revolution, der Skeptiker immer das Ende", sagt Spengler. Das ist zutiefst der Gegensatz zwischen konservativ und liberal. Konservative Epochen kennen daher weder Bücher noch Redner, sondern höchstens eins: den Prediger. (Darin bestand Hitlers Stärke auf dem Podium.) Liberale beides in Fülle. Von Aristoteles bis Marx, von Sokrates bis Virchow.

Friedrich der Große verbot seinen Offizieren, Bücher über die Kriegskunst zu schreiben. „Es genügt, wenn wir es wissen, dann braucht es der Feind nicht zu wissen." Gewiß gab es Ausführungsvorschriften und Regeln über die Organisation. Aber sie beschränkten sich eben nur auf die Ebene, die der Geist zu ordnen vermag. Über den Aufbau eines Bataillons gab es Bibliotheken, aber nicht über den Angriffsmut eines solchen, denn darüber ließ sich nichts schreiben. Doch nach dem Fridericus setzt auch hierin das liberale Zeitalter ein. Und hat seinen grandiosesten Ausdruck in Clausewitz acht Bänden „Vom Kriege" gefunden.

Aber Clausewitz gehörte noch zu den Jakobinern, den ersten, den blutvollen, die, wie schon einmal bemerkt, stets die große vom Liberalismus geleugnete Ironie dartun, daß auch seine Epochen nur durch die Tat des Blutes eröffnet werden, daß er nur vermöge der Seelen der Jakobiner seine Herrschaft antreten kann. Das hat nicht nur unbewußt, sondern auch bewußt in Clausewitz gelebt. Und so zieht durch sein Werk eigentlich der Zwiespalt eines Mannes, der vom Leben, seiner Grenzenlosigkeit, seiner Unfaßbarkeit weiß, den aber der Geist seiner Epoche zwingt, diesem Leben die Grenze der Theorie aufzurichten. Schon in der

Form seines Werkes findet er diesen Zwiespalt. „Ich betrachte die ersten sechs Bücher, welche sich schon ins reine geschrieben finden, nur als eine noch ziemlich unförmliche Masse, die durchaus noch einmal umgearbeitet werden soll", sagt er in einem Nachwort. Er ist nicht mehr zum „Umarbeiten" gekommen, er würde es auch nie fertiggebracht haben, denn es wäre ihm immer wieder noch eine Seite am Kriege beschreibenswert erschienen. — Sprich eine Lebenswahrheit aus und gehe ihr konsequent nach, unter „Berücksichtigung aller Ausnahmen", es wird immer eine „unförmliche Masse" und zuletzt mußt Du es aufgeben!

Aber auch im Tenor seines Buches hat er oft die Kluft entdeckt. Er warnt, bittet, beschwört unaufhörlich, dieses Buch nicht etwa als eine Gebrauchsanweisung für den Ernstfall anzusehen. Es soll keine „positive Lehre, das ist eine Anweisung zum Handeln" sein, sondern von der „objektiven Gestalt eines Wissens in die subjektive eines Könnens" übergehen.

Und in dem Kapitel „Absoluter und wirklicher Krieg" spricht er noch eine resignierte Entschuldigung für sein Werk überhaupt:

„Müssen wir das, müssen wir zugeben, daß der Krieg entspringt und seine Gestalt erhält nicht aus einer endlichen Abgleichung aller unzähligen Verhältnisse, die er berührt, sondern aus einzelnen unter ihnen, die gerade vorherrschen, so folgt von selbst, daß er auf einem Spiel von Möglichkeiten, Wahrscheinlichkeiten, Glück und Unglück beruht, in dem sich die strenge logische Folgerung oft ganz verliert und wobei sie überhaupt ein sehr unbehülfliches, unbequemes Instrument des Kopfes ist; auch folgt dann, daß der Krieg ein Ding sein kann, das bald mehr, bald weniger Krieg ist.

Dies alles muß die Theorie zugeben, aber es ist ihre Pflicht, die absolute Gestalt des Krieges obenan zu stellen und sie als einen allgemeinen Richtpunkt zu brauchen, damit Derjenige, der aus der Theorie etwas lernen will, sich gewöhne, sie nie aus den Augen zu verlieren, sie als das ursprüngliche Maß aller seiner Hoffnungen und Befürchtungen zu betrachten, um sich ihr zu nähern, wo er *kann*, oder wo er *muß*."

— Doch was er zutiefst darstellt, ist tatsächlich die liberale Kriegsform, so wie sie in allen Kampfhandlungen von 1789

ab irgendwie bestimmend wirksam war, und so hat sein Buch im großen bis zum Weltkrieg hinein Geltung gehabt. Zum Beispiel seine These, daß die „Verteidigung eine stärkere Kriegsform als der Angriff sei", hat im Weltkrieg eine fundamentale Bestätigung erfahren, ohne daß er in seinen Tagen bereits übersehen konnte, wie sehr die Steigerung der liberalen Epoche im Materialkampf dieser These Vorschub leisten würde. Die an innerer Kraft schwächere Entente vermochte dem Furor der Deutschen mit Hilfe des Materials solange Widerstand zu leisten, bis die Stoßkraft sich erschöpfte, und dem Deutschen gelang später, selbst bei Materialunterlegenheit, Zahl und Materie des Feindes durch die Verteidigung so zu schwächen, daß die Partie recht eigentlich remis ausging. (Wobei 1917 allerdings bei den Deutschen ein anderer Faktor in Rechnung gestellt werden muß, der, aus einer neuen Epoche kommend, die Materie bereits damals nahezu ad absurdum führte. Davon später.)

Natürlich liegt in Clausewitz' Werk irgendwo „der Krieg an sich" verborgen, das heißt, der Verfasser sieht irgendwie doch eine „Entwicklung" des Krieges, — ungeachtet der organischen und zeitlichen Gegebenheiten — insofern, als er, je nach dem Zweck, zwei Arten des Krieges unterscheidet, nämlich zwischen dem „Niederwerfen des Gegners" und derjenigen „wo man bloß an den Grenzen seines Reiches einige Eroberungen machen will". Das erstere aber ist in zugespitzter Form ausgesprochen eine liberale Kriegsart, das zweite eine konservative, und beide Formen sind in ihrer Idee jeweils nur möglich in den Epochen, zu denen sie gehören.

So ist er durchaus Glied seiner Zeit, wenn er schreibt:

„Sind die Kriege gebildeter Völker viel weniger grausam und zerstörend als die der ungebildeten, so liegt das in dem gesellschaftlichen Zustande, sowohl der Staaten in sich, als unter einander. Aus diesem Zustande und seinen Verhältnissen geht der Krieg hervor, durch ihn wird er bedingt, eingeengt, ermäßigt; aber diese Dinge gehören ihm nicht selbst an, sind ihm nur ein gegebenes, und nie kann in die Philosophie des Krieges selbst ein Prinzip der Ermäßigung hineingetragen werden, ohne eine Absurdität zu begehen."

Über die Kriege „gebildeter Völker" haben wir nun heute keine Illusionen mehr. Und Clausewitz hebt das Lob über die geringere Grausamkeit recht eigentlich wieder dadurch auf, daß er sich gegen das „Prinzip der Ermäßigung" wehrt. Hier überschneiden sich in letzter Konsequenz abermals die beiden liberalen Ströme, die aus der Lebensfurcht des Ich kommen. Die „Bildung" soll die Völker „humaner" machen, aber der Krieg als Manifestation eines geistigen Wollens, der „absolute Krieg", verwirft jede „Ermäßigung" im Hinblick auf das Endziel. Der konservative Mensch kannte durchaus maßvoll geführte Kriege.

Es war vorhin gesagt: obwohl er es nicht vermag, versucht der Geist stets aufs neue, das Unberechenbare festzulegen, selbst wenn er sich damit begnügen muß, eben das Unwägbare anzuerkennen und — natürlich möglichst eng — zu umreißen. Aber schon Sätze wie diesen würde der konservative Mensch in ihrer Abstraktion niemals niederschreiben:

„Werfen wir nun einen Blick auf die subjektive Natur des Krieges, d. h. auf diejenigen Kräfte, mit welchen er geführt werden muß, so muß er uns noch mehr als Spiel erscheinen. Das Element, in welchem die kriegerische Thätigkeit sich bewegt, ist Gefahr; welche aber ist in der Gefahr die vornehmste aller Seelenkräfte? der Muth. Nun kann zwar Muth sich wohl mit kluger Berechnung vertragen, aber sie sind doch Dinge von verschiedener Art, gehören verschiedenen Seiten der Seele an; dagegen sind Wagen, Vertrauen auf Glück, Kühnheit, Verwegenheit nur Äußerungen des Muthes, und alle diese Richtungen der Seele suchen das Ungefähr, weil es ihr Element ist."

☆

Indes, was diesem Buch dennoch seinen über die Epoche ragenden Wert gibt, sind nicht die Kapitel mit den mehr oder weniger vergänglichen Regeln, sondern der erste Band allein, wo uns der Mann des Blutes zwischen den Zeilen den ganzen Atem des Krieges verspüren läßt und an die Urgründe rührt. Zwar trägt dieser erste Band die für das organische Schauen schon unbegreifliche Überschrift „Was ist der Krieg?" (Was ist das Leben?), aber es sollte dennoch

von jedem Deutschen gelesen werden. Denn hier steht geschrieben das Kapitel: „Der Krieg ist mit seinem Resultat nie etwas Absolutes", und hieraus zieht er die Folgerung in Kapitel 10: „Die Wahrscheinlichkeiten des wirklichen Lebens treten an die Stelle des Äußersten und Absoluten der Begriffe":

„Auf diese Weise wird dem ganzen kriegerischen Akt das strenge Gesetz der nach dem Äußersten getriebenen Kräfte genommen. Wird das Äußerste nicht mehr gefürchtet und nicht mehr gesucht, so bleibt dem Urtheil überlassen, statt seiner die Grenzen für die Anstrengungen festzustellen, und dies kann nur aus den Daten, welche die Erscheinungen der wirklichen Welt darbieten, nach Wahrscheinlichkeits-Gesetzen geschehen. Sind die beiden Gegner nicht mehr bloße Begriffe, sondern individuelle Staaten und Regierungen, ist der Krieg nicht mehr ein idealer, sondern ein sich eigenthümlich gestaltender Verlauf der Handlung: so wird das wirklich Vorhandene die Daten abgeben für das Unbekannte, zu Erwartende, das gefunden werden soll.

Aus dem Charakter, den Einrichtungen, dem Zustande, den Verhältnissen des Gegners wird jeder der beiden Theile nach Wahrscheinlichkeits-Gesetzen auf das Handeln des andern schließen und danach das seinige bestimmen."

Das aber ist anti-liberal und liberal höchstens darin, wie schon einmal bemerkt, daß es überhaupt niedergeschrieben wurde.

Zur höchsten Wucht aber steigert sich das Werk in jenen großen so oft zitierten, noch öfter mißverstandenen Sätzen:

„So sehen wir also, daß der Krieg nicht bloß ein politischer Akt, sondern ein wahres politisches Instrument ist, eine Fortsetzung des politischen Verkehrs, ein Durchführen desselben mit anderen Mitteln. Was dem Kriege nun noch eigenthümlich bleibt, bezieht sich bloß auf die eigenthümliche Natur seiner Mittel. Daß die Richtungen und Absichten der Politik mit diesen Mitteln nicht in Widerspruch treten, das kann die Kriegskunst im Allgemeinen, und der Feldherr in jedem einzelnen Falle fordern, und dieser Anspruch ist wahrlich nicht gering; aber wie stark er auch in einzelnen Fällen auf die politischen Absichten zurückwirkt, so muß dies doch immer nur als eine Modifikation derselben gedacht werden; denn die politische Absicht ist der

Zweck, der Krieg ist das Mittel, und niemals kann das Mittel ohne Zweck gedacht werden."

Hier haben sich Konservative und Liberale stets geschieden, und Clausewitz wird plötzlich der Apostel der organischen Lebensanschauung. Wir werden später sehen, wie Moltke diesen Satz abzubiegen versucht, und wir haben bis in unsere Tage erlebt, wie Generale diesen Satz dahin mißdeutet haben, daß sie nun die Träger der Staatsführung wären. Seitdem haben nur zwei Clausewitz hierin erfühlt: Bismarck und Clemenceau. Der eine hat im Geiste dieses Satzes Moltke, der andere Foch niedergerungen, wobei das jeweilige Resultat der Arteigenheit der Staatsmänner entsprechend war. Welche Größe darin liegt, ermißt der, welcher sich auszumalen vermag, wie die Höhenstimmung siegreicher Generale nach dem Kriege beschaffen ist. In Nikolsburg 1866 ist ein Gigantenkampf um diesen Lebenssatz ausgefochten worden.

☆

Dennoch: „Ich habe sechzig Schlachten geschlagen und aus keiner für die nachfolgende etwas gelernt," sagt Napoleon. Auch kein Offizier hat je aus dem Clausewitz etwas gelernt; die Warnungen seines Verfassers lagen von selbst in der Natur seines Werkes begründet. Clausewitz hatte fünf Kriege mitgemacht, mehr als hundertdreißig Feldzüge eingehend studiert, ehe er sein Buch niederschrieb. Aber ist das nicht alles ein Tropfen im Meer des Lebens? — Errechne, vorkalkuliere 1 000 000 Fälle, dann stehe vom Schreibtisch auf und gehe vor die Tür und Fall 1 000 001 wird Dir begegnen!

So ist in der Mitte des Weltkrieges auch die theoretische Kraft des Clausewitz erschöpft. Das „Frontschwein" von 1917/18 gehört bereits einer neuen Welt an, und alle Maßstäbe des großen Denkers werden, an ihm gemessen, schief. Die letzte Wechselwirkung zwischen Mensch und Material, der neue Pflichtbegriff, der gar nichts mit der liberalen Wehrpflicht zu tun hat, aber auch von dem des friderizianischen Heeres sich, wenn auch innerlich verwandt, doch eben um zwei Jahrhunderte unterscheidet — all dies und mehr noch steht nicht mehr im Buch „Vom Kriege". So fehlt auch bei Clausewitz, der den Krieg nur als eine

Auseinandersetzung zwischen zwei Staaten sieht, jene Erscheinung, die für uns Lebende von stärkstem Interesse ist und die Clausewitz, obwohl er sie einmal sogar miterlebt, in ihrer Totalität gar nicht empfunden hat: der Revolutionskrieg. Darum sind durch seine Thesen weder die Heere des Konvents erfaßt, noch die Partisanen der Sowjet-Union gegen die Interventionsarmeen, — noch vermögen wir etwas über die nächste Erhebung Deutschlands zu lesen, die ebenfalls ein Revolutionskrieg sein wird.

☆

Aber in einem anderen Schriftstück, die 1812 geschriebenen „Drei Bekenntnisse", hat er als Preuße und Jakobiner jenen Willen zum Aufstand in Worten Ausdruck gegeben, die immer leben werden, solange noch ein Deutscher die Waffe zieht. Aus einer ähnlichen verzweifelten Stunde heraus wie die unsrige, klingt eine Botschaft an die Deutschen:

„Ich sage mich los:

von der leichtsinnigen Hoffnung einer Errettung durch die Hand des Zufalls;

von der dumpfen Erwartung der Zukunft, die ein stumpfer Sinn nicht erkennen will;

von der kindischen Hoffnung, den Zorn eines Tyrannen durch freiwillige Entwaffnung zu beschwören, durch niedrige Untertänigkeit und Schmeichelei sein Vertrauen zu gewinnen;

von dem unvernünftigen Mißtrauen in die uns von Gott gegebenen Kräfte;

von der sündhaften Vergessenheit aller Pflichten für das allgemeine Beste;

von der schamlosen Aufopferung aller Ehre des Staates und Volkes, aller persönlichen und Menschenwürde.

Ich glaube und bekenne:

daß ein Volk nichts höher zu achten hat als die Würde und Freiheit seines Daseins;

daß es diese mit dem letzten Blutstropfen verteidigen soll;

daß es keine heiligere Pflicht zu erfüllen, keinem höheren Gesetze zu gehorchen hat;

daß der Schandfleck einer feigen Unterwerfung nie zu verwischen ist;

daß man die Ehre nur einmal verlieren kann;

daß die Ehre des Königs und der Regierung eins ist mit der Ehre des Volkes und das einzige Palladium seines Wohles;

daß ein Volk unter den meisten Verhältnissen unüberwindlich ist in dem großen Kampfe um seine Freiheit;

daß selbst der Untergang dieser Freiheit nach einem blutigen und ehrenvollen Kampfe die Wiedergeburt des Volkes sichert und der Kern des Lebens ist, aus dem einst ein neuer Baum die sichere Wurzel schlägt.

Ich erkläre und beteuere der Welt und Nachwelt:

daß ich die falsche Klugheit, die sich der Gefahr entziehen will, für das Verderblichste halte, was Furcht und Angst einflößen können;

daß ich die wildeste Verzweiflung für weiser halten würde, wenn es uns durchaus versagt wäre, mit einem männlichen Mute, d. h. mit ruhigem, aber festem Entschlusse und klarem Bewußtsein der Gefahr zu begegnen;

daß ich mich rein fühle von jeder Selbstsucht;

daß ich jeden Gedanken und jedes Gefühl in mir vor allen meinen Mitbürgern mit offener Stirne bekennen darf;

daß ich mich nur zu glücklich fühlen würde, einst in dem herrlichen Kampfe um Freiheit und Würde des Vaterlandes einen glorreichen Untergang zu finden!"

☆

Wenn dieses Wort in diesen Tagen irgendwo einen Kerl aufgerüttelt, zum Kampf gestählt hat, dann haben er und die Frau, die seine Flamme gehütet, nicht umsonst gelebt.

Der Organisator

Das preußische Korps, welches 1794 im Verfolg der Kämpfe um die dritte Teilung Polens am Narew stand,

hatte einen Kommandeur, der wohl zu den seltsamsten und größten Persönlichkeiten der preußischen Armee gehört. Es war der General Günther, Sohn eines Feldpredigers aus Neuruppin, der, obwohl bürgerlich, doch bei dem Fridericus in so hoher Gunst stand, daß alle Zeit die Fama umging, er sei wohl ein Sohn des Königs, der sicher als Kronprinz die schöne Feldpredigersgattin zu oft besucht habe. So versucht der Klatsch das Außergewöhnliche gewöhnlich zu machen, denn Günthers Art und Leben waren nun tatsächlich eine so grandiose Manifestation des friderizianischen Gedankens, daß seine Zeitgenossen, vornehmlich als die Königssonne und der Tag, den sie bestrahlt, längst versunken waren, nicht mehr wußten, was sie mit diesem General anfangen sollten. Günther konnte tatsächlich für einen Sproß des Fridericus gelten. Er war klein von Statur, so daß er Mühe hatte, aufs Pferd zu kommen. War Junggeselle und besaß für die Weiber nicht das mindeste Interesse. Aber seine Stärke und Ausdauer streuten Legenden aus. Wohl der beste Reiter seiner Zeit, der seine Pferdchen lobte, wenn er sie „neun Stunden in einem Futter geritten". — Er war unaufhörlich unterwegs, auch der letzte Mann in der Vorpostenkette war niemals sicher vor ihm, er schlief auf jeder polnischen Ofenbank genau so gut wie im Bett, und seine Lieblingswaffe war die Lanze, in deren Handhabung er Meister war. Am 18. Juli 1794 ritt er an der Spitze des Bosniaken-Korps die polnische Reiterei zu Hackfleisch, und er war der einzige, der in diesem Buschkrieg mit den polnischen Insurgenten diesen an Schlauheit und Schnelligkeit noch überlegen war.

Von seinem Gehalt gab er das meiste wieder an die Armee zurück, und sein sittlicher Einfluß auf die Soldaten war groß. Nach dem Feldzug zeigte er sich in den neuerworbenen polnischen Gebietsteilen als genialer Organisator; er hat schon damals ein „Ober-Ost" aufgebaut, das sich sehen lassen konnte. Er war ursprünglich Kandidat der Theologie gewesen, und erst der Siebenjährige Krieg drückte ihm die Waffe in die Hand; so rissen die Polen die Augen weit auf, als sich dieser preußische General eines Tages vor den Appellations-Gerichtshof in Novemiasko hinstellte und den Gerichtsherren eine formvollendete lange Rede über die Gerechtigkeit hielt — und zwar in Latein.

Es war, als ob Preußentum und Protestantismus diesen General Günther als Sinnbild geschaffen hätten. Und so sprach er auch recht wie ein Ordensmann, als er sich eines Tages im Sattel zu seinem Adjutanten niederbeugte und sagte: „Sehen Sie, wenn man zu Pferde steigt, muß man immer nur militärische oder gottselige Gedanken haben."

Und dieser Adjutant liebte seinen Chef. Ließ von ihm jenen Teil seines Wesens befruchten, welcher dem Günthers ähnlich war. Der Adjutant hieß Hermann v. Boyen.

☆

Der Vater Boyens war Oberstleutnant. Der am 23. Juli 1771 in Creuzburg Geborene erhält sein Patent 1787 im ältesten preußischen Infanterieregiment, später Grenadierregiment König Friedrich der Große (3. Ostpr.) Nr. 4. Nach dem polnischen Feldzug dient er in Bartenstein, kommt bald in Verkehr mit den Jakobinern und ist gewissermaßen ihr Testamentsvollstrecker. Wir sahen, wie er bei Jena aushielt bis zur schweren Verwundung und Gefangennahme, — wie überhaupt keiner der kommenden Männer in dem Unglücksjahr versagt hat. Von 1807—1809 gehört er dem Jakobiner-Klub an. 1813 wird er Stabschef Bülows beim III. Korps, das im Herbst des Jahres die Eroberung von Holland durchführt, ein mittelschweres Unternehmen, das gelingt, bis auf die Eroberung von Antwerpen, wo der große Carnot in edler Selbstverleugnung den Platz hält. Als Hardenberg 1814 das Ministerium neu bildet, schlägt er für den toten Scharnhorst den Generalmajor v. Boyen vor, der am 3. Juni sein Amt als Kriegsminister antritt. Schon drei Monate später bringt er jenes Gesetz heraus, das wohl das größte und folgenschwerste im 19. Jahrhundert gewesen ist.

☆

Es ist nichts Geniales an ihm; er ist der schlichteste und klarste der Jakobiner. Seine Seele hat, wie es bei den anderen gewesen, keinerlei geheime Falten, aber gerade in seiner Klarheit ist dieses Leben ungeheuer aufschlußreich für den, der den Wandel der Epochen an einem Einzel-

menschen total demonstriert sehen möchte. Durch eine besondere Note seines Seins ist er wie geschaffen für die Synthese Preußentum und Liberalismus: das ist seine idealistische Anschauung. An ihm erweist sich am schlagendsten der Optimismus, mit dem das Ich in die Arena getreten. Dieser Glaube an das „Gute im Menschen“, das nur geweckt werden müsse durch Vorbild, Lehre und Leitung. Scharnhorst war in der Arbeit Realist, Gneisenau Diktator, Clausewitz übergroßer, zeitloser Denker, *aber dieser ist der Mann, der auch das kleinste gern tut und das kleinste edeln möchte, indem er stets seine Verbindung mit der großen Sache sucht und sinnfällig macht.* Darum widerstrebt es ihm als Kriegsminister, daß die Gestellungspflichtigen wie die Hammel zum Sammelplatz geführt werden sollen; vor Antritt des Marsches soll der Prediger in der Kirche zu ihnen sprechen, Musik soll ihnen voranschreiten. Jeder einzelne soll das Bewußtsein empfangen, von Stund an Glied einer ihn erhöhenden Gemeinschaft zu sein. Sie sollen nicht ängstlich bewacht werden, sondern im Notfall wird der Landrat angehalten, die Väter, Vormünder, Lehrer und älteren Bürger des Ortes zur Begleitung zu bestimmen.

Als 1801 verschiedene Linienoffiziere der Provinz als Gäste zu den Berliner Manövern zitiert werden, da benutzt der junge Stabscapitain die Gelegenheit, um eine damals viel umstrittene Frage von sich aus zu lösen. Es war die Frage, ob die Subaltern-Offiziere Pferde benötigen oder nicht. Boyen schnallt sich den Ranzen auf und marschiert von Bartenstein nach Berlin.

— Er schreibt Verse wie Gneisenau. Fast alle Ereignisse seines Lebens und darüber hinaus fast alle geschichtlichen und politischen Geschehnisse hat er mit Lyrik umkränzt. *Er ist ein kluger, restlos geschulter Fachmann, aber irgendwann beginnen die Verse bei ihm.* In der Lebenshaltung untadelig, wie sein Vorbild Günther. In seinen letzten Jahren wird er den nächsten Generationen sogar altfränkisch vorkommen, aber über dem Ganzen liegt doch immer wieder der poetische Schimmer, welchen die Aufklärung in ihrer Jugendzeit verbreitete, gewissermaßen aus Freude an sich selbst, an ihrer eigenen Entdeckung.

So ist auch seine Gesellschaftskritik beschaffen. Schon 1798 legt er in einem Diskurs über das „Heiraten der Subaltern-Offiziere" folgende Anschauungen nieder:

„Überhaupt muß ich ehrlich gestehn, daß der noch so sehr herrschende indianische Kastenwahn, als wenn die Kinder durchaus immer in die Fußstapfen der Eltern treten müssen, mir für das Wohl des Staats äußerst verderblich scheint. Ich will bei Gott keine Ständezertrümmerung nach unseren Modegrundsätzen, aber etwas mehr Verschmelzung und Annäherung scheint mir für unser Zeitalter in moralischer und politischer Hinsicht Pflicht. Und ergreift wirklich einmal das Kind eines Offiziers ein Handwerk, es schadet bei Gott der Achtung des Standes nichts. Der Lieutenant, wenn er mit seinem Tischlersohne des Sonntags spazieren geht, erscheint mir zehnmal minder nachteilig für die Ehre unseres Standes als der altadligste Offizier mit zwei Domstifter- und Johanniterexspektanzen in einem Bordell oder in Gesellschaft eines Wechseljuden."

All dies aber wächst langsam gleichsam parallel mit der aufsteigenden Kurve der Epoche in seinem Innern auf, und ebenso langsam kommt er zu seinen Erkenntnissen über die Notwendigkeiten einer neuen Armee. Aber er hat zwischen dem friderizianischen Zeitalter und demjenigen, welchem er das Gesetz gab, nie einen Gegensatz gesehen. So merkwürdig das klingt, aber für den, der die Variationen zwischen den Epochen nachzufühlen vermag, ist es verständlich. Auch Boyen lobt zuerst die stehenden Heere, da sie den Krieg gewissermaßen isolieren:

„Ehedem glich jede Fehde einem persönlichen Kampfe, der die Leidenschaften zur Volkswut steigerte. Nun aber seit der Einführung der stehenden Heere wird ein jeder Krieg in den Augen des Volkes ein Prozeß, den die dazu angeordneten Sachwalter (die Soldaten) für die Augen des ruhig gebliebenen Publikums führen."

Auch umfaßt er die Tirailleur-Taktik nicht sofort in ihrer Totalität. Er lehnt sogar anfänglich die Füsilier-Bataillone ab, will jedem Regiment nur eine Jäger-Kompanie beigeben. Neu ist allerdings hierbei schon sein Vorschlag, in diesen Kompanien auch Bürgerliche ordnungsgemäß zu Offizieren zu machen. Aber als 1804 die „Militärische Gesellschaft" eine Preisarbeit aufgibt: „Soll die Linieninfanterie zum

Dienst der leichten und zum Fechten a la debandade abgerichtet werden?", da gewinnt das korrespondierende Mitglied Stabscapitain v. Boyen den Preis. Wie bei den übrigen Jakobinern, so ist auch bei ihm um 1806 das innere Bild vom Neuen abgeschlossen.

In den Notjahren ist er der einzige der Jakobiner, der tatsächlich dem „Tugendbund" angehört, oder wie er sich nannte, der „sittlich-wissenschaftlichen Gesellschaft". Er hält auch mehrere Vorträge dort, wie überhaupt auch in ihm der idealistisch-lehrhafte Drang hervorragend stark ist. Er ist einer der Hauptkämpfer für die Schulpflicht.

Aber gerade dieser idealistische Zug zum Lehren und Anleitenwollen durch Appell an den Verstand ist doch die Keimzelle dessen, was wir heute in unserem Spätliberalismus als schlimmste Fessel erkennen. „Wenn der Mensch das Gute erkennt, tut er es auch", dieses unselige liberale Axiom, das von Sokrates an in allen liberalen Epochen neu ersteht, dieser Drang, den Menschen an irgendeiner Seite zu beschneiden, um ihn an einer anderen Seite besser zu machen, dieser Drang führt doch irgendwann zum Bürokratismus. Der das „Gute" bereits Erkannthabende wird aus dem Bewußtsein seiner idealen Sendung immer die Berechtigung zu ziehen glauben, der Erkenntnis bei den Schülern etwas nachzuhelfen durch öftere Wiederholung des bereits gehabten Stoffes. Da das „Gute" in jedem einzelnen vorhanden sein m u ß — wo wäre sonst der Liberalismus? — so darf der Pädagoge nicht ablassen, selbst wenn alle Tatsachen (lies: der störrische Schüler!) wider ihn sprechen sollten. Der Pädagoge kann daher auch um des idealen Zieles willen ruhig zu kleinen Kunstkniffen greifen, und auch Boyen hat sie nicht verschmäht bei seiner Arbeit, all die guten Ichs in der Nation zugunsten des liberalen Volksgedankens zu wecken. Aber bei dem Kriegsminister Boyen ist dies noch alles groß und liebenswert, da die Idee noch lebendig, — bei dem liberalen Kriegsminister Gröner, am Ende der Epoche, ersetzt den Idealismus das Dekret. Jener sah den liberalen Staat kommen, und um ihn zu schützen, konnte er getrost an den idealen Schwung appellieren, der 1813 die Schlachtfelder durchschritten und noch lange nachzitterte. Der andere aber kann für das gleiche Ziel nur eine

goldene Uhr versprechen. Der Volksstaat ist zum „Nachtwächterstaat" geworden, die Epoche ist zu Ende.

☆

Aber diese Verklärtheit im Glauben — auch der Marxismus war einmal ein Glaube, keine Beweisführung, — sie allein macht Boyen für jene kritischen Jahre nach dem Kriege allein geeignet für seinen Posten. Seine Günthersche untadelige Haltung, seine beschwingte Sachlichkeit verbieten jeden Dreckwurf von vornherein. Wer ihn angreift, greift die Idee an. Nur so rettet er das Werk. Denn mit jenem Gesetz über die allgemeine gleiche Wehrpflicht ist das Wollen der Jakobiner wohl im Staatsbau verankert, aber es ist noch lange die Frage, ob die jetzt naturgemäß einsetzende Konter-Revolution das Gesetz nicht noch einmal hinausfegt. Dieser Gegner hat er sich erwehren können. Schwieriger war aber für die Lebenden die Frage nach der Brauchbarkeit dieses Gesetzes. „Leicht beieinander wohnen die Gedanken", aber in der Praxis ergaben sich ein Unzahl Hindernisse, und nur dieser Boyen vermochte mit eiserner Geduld auf alle Einzeldinge einzugehen. Denjenigen unter uns, die mit einer vorgefaßten Doktrin an die Neuordnung Deutschlands herangehen, ohne jene federnde Schwungkraft, ohne das die Diskrepanz zwischen Ideal und Wirklichkeit aufspürende Gefühl — ein Gefühl, das den wahren Konservativen nie verläßt! — denen kann gar nicht genug angeraten werden, die Geschichte dieses Wehrgesetzes in den Jahren 1815—60 zu verfolgen. Es seien hier nur einige Hemmungsmomente genannt aus einer Flut von vielen. So begann das Gesetz wohl mit den Worten: „Jeder Eingeborene, sobald er das 20. Jahr vollendet hat, ist zur Verteidigung des Vaterlandes verpflichtet", aber dieser Gleichheitsgedanke, in dem Wort „jeder" verankert, war von Anfang an gar nicht durchzuführen, und zwar — oh, schnöde Materie — infolge der Finanzlage des Staates, die einfach nicht erlaubte, jeden Wehrpflichtigen aufzubieten. Zwar hatte das Gesetz diesem Rechnung getragen durch die vorsichtige Klausel: „die Stärke des stehenden Heeres und der Landwehr wird nach den jedesmaligen Staatsverhältnissen bestimmt". — Aber wie sollte das nun in der Praxis aussehen? Es lag nahe, zu den alten Exemtionen zu greifen

und die Gesuche um Befreiung der Wehrpflicht häuften sich auf Boyens Tisch. Stände, Gruppen, Kreise rückten geschlossen an. Aber damit würde wieder der Grundsatz der Gleichheit durchbrochen worden sein. Es kam der Vorschlag, das Los entscheiden zu lassen, aber abgesehen davon, daß dies eine Nachahmung der französischen Konskription bedeutet hätte, hätte das Los die Dienstpflicht in den Geruch von etwas Nachteiligem gebracht, was man bei dieser Ehrensache vermeiden wollte. So verfiel Boyen auf einen Ausweg, der allerdings noch folgenschwerer wurde: das Lebensalter sollte entscheiden. Die Zwanzigjährigen wurden vor den Einundzwanzigjährigen genommen, innerhalb der Jahresklassen aber entschied wiederum der Geburtstag. Die Jünglinge aus dem Januar mußten dran glauben, die Dezember-Kinder aber nicht. Das hatte eine Generation später zur Folge, daß alte Männer Familie und Beruf lassen mußten und unter die Waffe traten, während die Jungen an der Straßenecke herumstanden. Die innerpolitische Wirkung vermag man sich auszumalen.

— Hinzukamen vor allem die ideellen Widerstände, unterstützt durch Wirklichkeiten. Die Nation war kriegsmüde, das Land lag darnieder, wie eine Seuche brachen die englischen Industrieprodukte herein, die während der Kontinentalsperre auf Vorrat gearbeitet worden waren. Mit Mühe hielt sich das einheimische Gewerbe. Alle Kräfte mußten angespannt werden. Man war zu jeder Belastung in Kriegszeiten bereit, aber warum all dies schon in Friedenstagen? Die aus dem Kosmopolitischen kommenden Sperrungen kamen hinzu. Selbst der Kultusminister Altenstein war der Meinung, daß die allgemeine Verpflichtung zum Militärdienste die Entwicklung geistig begabter und strebsamer Menschen knicken werde, daß „wahre Kräfte zerstört oder gemißbraucht werden" durch den harten Druck der dreijährigen Dienstzeit.

Widerstand leistete naturgemäß das Finanzministerium, das den Kriegsminister Boyen schon 1817 um ein Haar stürzte. Den Finanzleuten gegenüber konnte Boyen zwar auf die Billigkeit seiner Institution hinweisen, welche Billigkeit vornehmlich durch die Landwehr gegeben sei. Aber gerade um die Landwehr ging der heftigste Kampf, denn sie war ideologisch und praktisch der Kernpunkt seines Werkes.

über die Landwehr sollte Boyen noch fallen, da er an ihr den Fehler beging, — einen zwangsläufigen Fehler, — daß er Arteigenheit und Form verwechselte.

Die Landwehr von 1813 war eine ausgesprochene Miliz gewesen, die sich geformt hatte aus dem Schwung der Stunde heraus, unter der Geißel des Feindes und unter jenem, nicht durch Versprechungen herausgelockten Gefühl von der Gewißheit über die Ankunft von etwas Neuem, jenem Gefühl, „das da glaubet, auch wenn es nicht sieht". Diese Landwehr-Miliz hatte sich nicht bewähren können, da ihr die Kriegstüchtigkeit fehlte. Aber die Tragik wollte, daß Boyen beim III. Korps gerade diejenigen Landwehrformationen erlebt hatte, die infolge des verhältnismäßig leichten holländischen Feldzuges allmählich in die Linie hineingewachsen waren, so daß Boyen bereits ein verzerrtes Bild über die ganze Institution bekam. Doch abgesehen davon war es Boyen — und zwar mit welthistorischem Recht — doch um den idealen Gedanken zu tun, der in der Landwehr lag — in der Übernahme der Landesverteidigung durch das gesamte Volk. Nur in der Landwehrform befreundete sich der Bürger mit der ihm bisher fremd gewesenen Form des Waffentragens. Auf dem aktiven Heer aber lag nach wie vor das Odium der bei Jena zu Grabe getragenen Epoche. Zu Unrecht zwar, wie die Freiheitskriege bewiesen, aber die Legenden der Völker formen sich nach eigenen Gesetzen, nicht nach Tatsächlichkeiten. Der liberale Boyen mußte daher gerade in diesen müden Nachkriegszeiten die Wehrfrage dem liberalen Bürger in sichtbarer liberaler Form schmackhaft machen. So hielt er — was sich aber ohne Schaden der Wehrkraft nicht durchführen ließ — aktives Heer und Landwehr schroff voneinander getrennt. Erst im Kriegsfall sollten beide in entsprechender Mischung zusammenwirken. Auch das Offizierkorps der Landwehr war in Anlehnung an die Freiheitskriege dementsprechend zusammengesetzt. Die Kreisbehörde schlug drei Kandidaten vor, von denen das Offizierkorps des Landwehrbataillons einen wählte, dem der König dann das Patent gab. Gewählt werden konnten:

a) die aus dem stehenden Heere ausscheidenden, noch landwehrpflichtigen Offiziere, die ihren Rang behielten,

b) freiwillige Jäger, die bei ihrer Entlassung die Befähigung zum Offizier erhalten hatten und in dem betreffenden Bezirk ansässig oder angestellt waren,

c) Unteroffiziere, die freie Grundeigentümer waren,

d) Kreiseingesessene mit einem Vermögen von 10 000 Talern oder einem entsprechenden Einkommen.

(Die unter b genannten freiwilligen Jäger sind die „Einjährigen".)

In der Landwehrfrage griff 1819 der König ein. Er stieß sich nicht so sehr an der fehlerhaften Zusammensetzung des Offizierkorps, die etliche Jahrzehnte später sich sogar zur Katastrophe auswachsen sollte, er hatte auch nichts gegen die Landwehr an sich einzuwenden, aber er wünschte ihre Verschmelzung mit der Linie. Und zwar aus Gründen der „Egalité". Der König war ein Mann des Paradeplatzes. Er wollte nach allen vier Richtungen der Windrose das gleiche Bild sehen. Boyen hatte den König schon eine Konzession gemacht; das war die Vergrößerung und Heraushebung der Garden aus der Linie gewesen. Boyen hatte sich gewehrt, da dies dem liberalen Prinzip widersprach, aber schließlich hatte er nachgegeben. Aber in der Frage der Form der Verschmelzung von Linie und Landwehr glaubte er eine Bedrohung des gesamten Werkes zu sehen. Am 8. Dezember 1819 reichte er seinen Abschied ein. Mit ihm ging der Chef des Generalstabes, Grolman.

Beide Männer traten voreilig ab. Der König tat in seiner Landwehrordnung vom 22. Dezember tatsächlich weiter nichts, als daß er in den Divisionen je eine Linien-, eine Landwehr- und eine Kavallerie-Brigade vereinigte und die Landwehr unter einen aktiven General stellte. Die Maßnahme des Königs kam tatsächlich der Wehrkraft zugute, denn dadurch erübrigte sich jede Neuformation der Landwehr für den Kriegsfall und die gemeinsamen Übungen mit der Linie konnten nur von Vorteil sein. Darüber hinaus aber war, was man damals noch nicht übersah, vielen kosmopolitischen Manövern die Spitze abgebrochen.

Boyen aber war gefallen; der Abschied war ungnädig, bei Lebzeiten des Königs kam er nicht mehr zur Verwendung.

☆

Friedrich Wilhelm IV. aber sah in dem Alten in seiner stets überschwenglichen unklaren Art mehr als nur den letzten Zeugen der glorreichen Befreiungskriege, ihm war der „teure teutsche Mann“ gleichsam ein Gefäß göttlicher Kraft, die man noch einmal nutzbar machen konnte, wenn man das Gefäß nur auf den rechten Platz stellte. Der Romantiker übersah Boyens liberale Grundhaltung über dem großen Erlebnis, das der Alte verkörperte. Boyen wird 1840 noch einmal Kriegsminister, und bei der Einweihung des von der Armee gestifteten Gneisenau-Denkmals läßt sich der König den Schwarzen Adler von seiner Brust lösen und ihn Boyen anheften.

Es ist wohl nur Boyens idealistischer Haltung zu danken, daß dieses vom König überschwenglich gepflegte Verhältnis nicht zur Katastrophe führte, ja, daß Boyen sogar noch vielfach eine fruchtbare Tätigkeit entfalten konnte. Er führt noch das Dreysesche Zündnadelgewehr in die Armee ein, schafft wichtige Verbesserungen in der Armeeverpflegung, erläßt ein neues Exerzierreglement u. a. m. Aber es ist recht eigentlich nur Nachlese. Die großen Dinge sind getan. Der Gedanke der allgemeinen gleichen Wehrpflicht selbst steht bereits unerschüttert.

Hin und wieder aber spürt er doch, daß dem ganzen Werk noch ein Stein fehlt. Wohl greift der Landwehrmann zur Waffe, wenn das Vaterland ruft, aber noch immer ist die den ganzen Bau erst überdachende Volksvertretung nicht gegeben. Wie vor 1806, so ist die Luft mit Gewitter geladen, die Kluft zwischen Heer und Volk ist abermals sehr groß. Auch die Landwehr in ihrer bisherigen Form ächzt in ihrem Gefüge.

Die „Ich“-Epoche wird schärfer, bewußter. Der anfängliche Idealismus ist längst abgelöst durch den immer stärker werdenden Drang zur Einheitlichkeit, Präzision. Der wachsende Begriff der Masse hat nur Stoßkraft, wenn diese Masse das ihren Ichs längst fehlende Feuer durch die Organisation ersetzt hat. — Aber die Landwehr hat immer noch ihre kleinen Sonntagsübungen allmonatlich, ist immer noch ein heterogenes Gemisch von gedienthabenden Liniensoldaten und Milizrekruten. Der Prinz von Preußen, der spätere Kaiser, einer der kommenden Soldaten, fällt bei der Landwehrbesichtigung oftmals vor Schreck fast vom Pferde,

hat böse Auftritte mit Boyen, der aus seiner Weltanschauung heraus sich, ganz wie einst, immer noch bemüht, zwischen aktivem Heer und Landwehr Dämme zu ziehen.

Die Landwehr in dieser Form bleibt die zu starke Konzession an den Liberalismus auf Kosten der preußischen Arteigenheit, auf Kosten der Schlagkraft der Armee.

Auch das Landwehroffizierkorps verschlechtert sich zusehends in der Qualität. Denn die Wahl durch die Kreisbehörden erfolgte, wie sich denken läßt, nicht immer nach militärischen Gesichtspunkten, sondern auf Grund wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Rücksichten. Der um die Mitte des Jahrhunderts wachsende „Gewerbefleiß" tat das seinige; Kaufleute und Industrielle, die eine Schädigung ihres Geschäfts durch die zahlreichen Übungen fürchteten, entzogen sich oft der Offizierswahl. Aber vor allem blieb es letzten Endes doch bei dem, was Marwitz bereits dreißig Jahre früher sagte: „Der Erwerbsstand blieb bei seinem Trachten nach Erwerb — der Überrest des Adels beim Degen. Art läßt nicht von Art — vom Vater werden weit mehr Eigenschaften auf den Sohn vererbt, als die neuen Philosophanten und Sophisten zugeben wollen." Und jene Denkschrift des Hauptmanns Zimmermann vom Januar 1842 mag hart klingen, aber sie entsprach den Tatsachen. „Fast keiner der wirklichen Landwehroffiziere ist von den Pflichten, der Ehre des Standes durchdrungen; wie sollte er auch? Ist seine Erziehung, seine bürgerliche Stellung danach? Kann man überhaupt verlangen, daß der Mensch seinen Interessen entgegen denken und handeln soll? . . . Was taugen solche unerfahrene mißvergnügte Offiziere, welche sich nicht scheuen, vor ihren Leuten mit Tränen in den Augen zu erzählen, wie hart es wäre, sie von ihrer Familie, aus ihrer Stellung zu reißen?" Bei der Einstellung zum Soldatischen versagen eben alle geistigen Schlüsse, wie sie der Liberalismus in das Bürgertum getragen. Vor allem ist der Geist immer irgendwie antisoldatisch. Einen ähnlichen Vorgang wie den hier geschilderten haben wir erst vor etlichen Jahren erlebt: es stand dem SPD.-Funktionär gut zum satten Gesicht, in marxistischen Versammlungen auf die „reaktionäre" Reichswehr zu schelten, die nur „konterrevolutionäre" Elemente zu Offizieren befördere, und den Gewerkschaftsvertretern schwoll die Gesinnungsbrust, als sie 1920 beim Bielefelder

Abkommen dem Reichskommissar Severing gegenüber durchsetzten, daß von nun an mehr „Republikaner" Aufnahme und Beförderung in die Reichswehr finden, also Menschen liberaler Haltung das Offizierkorps durchsetzen sollten. Woran ist diese edle Absicht gescheitert? Doch nicht an der Sabotage der Reichswehr, sondern einfach an der Tatsache, daß sich gar keine Republikaner meldeten, welche die Neigung in sich trugen, das ganz anders geformte Leben des Offiziers auf sich zu nehmen und das große schöne weite Feld des „bürgerlichen Erwerbs" hinter sich zu lassen, jene Freiheit aufzugeben, die einem erlaubt, ohne zu fragen, in den Kintopp zu gehen. Zum freiwilligen Soldaten muß man geboren sein, — die Kräfte des Blutes müssen in einem vorherrschen. Daher rekrutiert sich die Reichswehr nach wie vor zum stärksten Teil aus den Söhnen soldatischer und ländlicher Familien.

—Auch die „Einjährigen" waren ein Sorgenkind geworden. Die durch den Liberalismus wachsende Abneigung der gebildeten Kreise gegen das Soldatische bewirkte, daß die einstige Boyensche Grundidee in ihr Gegenteil verzerrt wurde. Boyen hatte durch das einjährige Dienstjahr den jungen Gebildeten eine zu lange Unterbrechung ihrer wissenschaftlichen Studien ersparen wollen. Der Gebildete — so war die aus der „Ich"-Idee hervorgehende Anschauung — würde eben durch seine Bildung die militärische Schulung nicht nur schneller erfassen, sondern er würde auch durch die bei ihm stärker vorhandene idealistische Einsicht ein besserer Soldat sein. Ja, sie würde ihn sogar vortrefflich für die Offiziersstellen der Landwehr befähigen. Es lag eben, wie schon öfter betont, im Fundament der „Ich"-Epoche, den geistigen Kräften den Vorrang zu geben über die des Blutes, der Zucht. Boyen hoffte, daß im Laufe der Jahre die „Einjährigen" dem Landwehroffizierkorps jene Einheitlichkeit geben würden, die ihm bis dahin gefehlt.

Wie sah die Wirklichkeit aus? Die bürgerlichen Eltern jagten die Kinder zumeist lediglich aus dem Grunde auf die Mittelschulen, damit sie sich dort die Berechtigung für den einjährig-freiwilligen Dienst holten, also gewissermaßen der Exemtion teilhaftig wurden. Diese Jagd nach dem Einjährigenzeugnis hat vornehmlich jene grauenvolle Halbbildung in Deutschland gezüchtet, die als eine der Haupt-

ursachen nicht nur der Revolte vom 9. November 1918 angesprochen werden kann. — Boyen hatte anfänglich die Einjährigen noch in den Verpflegungsetat übernommen. Nach seinem Sturz 1819 war das abgeschafft worden, da bei den kargen Finanzmitteln für einen solchen Einjährigen immer ein regulärer Liniensoldat eingespart werden mußte. Diese an sich richtige Maßnahme verschärfte aber unbewußt das Liberale dieser Institution, denn nun trat zu dem Bildungsmoment noch ein verstärktes materielles Moment. Es wurde eine kapitalistische Institution.

Boyen hat in diesen Jahren auch noch dem bereits fröhlich wachsenden Bruder des Liberalismus, dem Kapitalismus, ins Auge sehen können, und es kennzeichnet die Tragik der Jakobiner, wie sehr er über den Anblick dessen erschreckte, was doch zutiefst in ihrer Idee bereits begründet lag, wenn es sich auch in organischer Reihenfolge erst später auswirken sollte. Schon 1828 meldete der General v. Horn, daß die Bezirke im westfälischen Industrierevier ihr Kontingent an Wehrpflichtigen nicht mehr vollständig stellen könnten und berichtete, daß in den Fabriken Kinder in großer Zahl Nachtarbeit leisten müßten. Boyen, bestürzt durch diese und ähnliche Meldungen, forderte Eingriff der Gesetzgebung. Aber lag hierin nicht eine Unlogik? Die „Gewerbefreiheit" war eine der Haupterrungenschaften der preußischen Revolution gewesen. Wie konnte man jetzt dem „Ich", wenn es auch in letzter Konsequenz dieser Freiheit in den Kapitalismus hineinmarschierte, Zügel anlegen wollen? Er hat wie ein Seher geahnt, wohin die Reise ging und sprach es aus, daß von diesen Zuständen her in nicht zu ferner Zeit die bürgerliche Gesellschaft umgestürzt werden würde. „Die hier erzeugten Übel wirken wie ein ins Wasser geworfener Stein, mit jeder Generation werden die durch den Wurf gebildeten Ringe größer. Aber es lag, wie gesagt, Unlogik darin. Denn hatte er nicht selbst bereits 1819 bei Betrachtung des Landadels diesem die Zukunftsaussichten abgesprochen, da er sich im „freien Wettbewerb" doch nicht werde halten können? — „Der Handel, die Fabriken werden immer schneller und kräftiger die sich ihm widmenden Familien heben, und 200 000 Tlr., die ein Kaufmann seinem talentvollen Sohne hinterläßt, müssen diesem immer mehr staatsbürgerliches Ansehen geben als ein graues Majorat von 50 000 Tlr.

von Wert. Dies ist nun einmal die Macht der Zeit, deren Hemmung durch kein Gesetz möglich ist." Es lag eben im Sinn der Epoche, daß sich aus den 200 000 Talern des Bürgersohnes von 1819 die Kinder-Nachtarbeit von 1840 begab und weder das eine noch das andere durch ein Gesetz zu hemmen war.

So steht der organisch Betrachtende zuweilen in Demut vor dem schicksalhaften Ablauf einer Epoche, zu deren Anfang um der Idee willen ein halbverhungerter Marat mit 23 Sous in der Tasche starb, Grolman und Gneisenau auf ihre Gehälter verzichteten und an deren Ende die Wolkenkratzer und der J.G.Farben-Trust stehen. Und beides fließt aus der gleichen Idee, ist das eine Mal nur Jugendfrische, das andere Mal Greisentum. Niemand aber kann es abwenden, denn es ist ein allmächtiges Geschick.

☆

1847 nimmt Boyen seinen Abschied, 76 Jahre alt. Er geht als Generalfeldmarschall. In den letzten Jahren hat er mit Grolman zusammen viel für die Ostbefestigungen tun können, und auch wir haben sein Werk noch erlebt. Im Weltkrieg rannten die Russen vergeblich gegen jene Feste in dem Engpaß zwischen den Masurischen Seen, die von ihm angelegt wurde und die seinen Namen trägt. „Feste Boyen" nannte sie der König, drei ihrer Bastionen tragen seine Vornamen: Hermann, Leopold, Ludwig, drei weitere heißen: Recht, Licht und Schwert — nach den Versen eines Boyenschen Preußenliedes.

Zwar steht sein Wehrgesetz nur noch auf dem Pergament und die Epoche, die es trug, ist zu Ende gegangen. Aber bleiben wird das Gedenken eines Mannes, der seiner Epoche in schönster Form den Zoll entrichtet, alle Zeit groß und gut von seinem Volke gedacht und nichts weiter gekannt hat als P r e u ß e n.

Der Krieger

Wenn der Präsident des Geheimen Ober-Tribunals, H e i n r i c h D i e t r i c h v. G r o l m a n, Ritter des Schwarzen Adler-Ordens, noch 71 Tage gewartet hätte, dann

wäre er 100 Jahre alt geworden. Und diese Kraft der Sippe vererbte er dem Sohn, dem zu Berlin geborenen Karl Georg Wilhelm v. Grolman, der am 30. Juli 1777 zur Welt kam und der Berühmteste einer Familie wurde, die stets vortreffliche Juristen und Soldaten hervorgebracht.

Der Vierzehnjährige tritt als Junker in das Regiment Moellendorf. 1805 ist er Stabscapitain. Fechtet bei Jena mit. Bei den Kämpfen um Soldau im Dezember 1806 erhält er einen Knochenschuß in den Arm, als er mit einer Handvoll Soldaten versucht, das Soldauer Schloß wiederzunehmen, das ihm durch die Dummheit seines Generals vorher entrissen worden war. Pour le mérite. In der Schlacht bei Heilsberg am 10. Juni glänzt er wiederum. 1807 wird er Mitglied der Heeres-Reorganisations-Kommission, 1809 muß er seinen Abschied nehmen, da sein Briefwechsel mit dem in Paris weilenden Prinzen Wilhelm von Preußen aufgefangen wird von den Franzosen und nicht nur die Franzosen, sondern vor allem der König ob der in den Briefen gefällten Werturteile über die Hofkamarilla in Harnisch gerät. Er geht zu den Österreichern, kämpft bei Aspern mit, zieht dann nach Spanien, wo die ob seiner Tollkühnheit begeisterten Spanier ihm nach der Schlacht bei Albuchera am 16. Mai 1811 das spanische Ehrenkreuz verleihen und ihn zum Oberstleutnant in der Fremdenlegion machen. Kurze Zeit danach wird er von den Franzosen kriegsgefangen, aber er entflieht nach der Schweiz, und nun kommt etwas, was für ihn und seinen Kreis bezeichnend ist: nach Deutschland zurückgekehrt, studiert er unter dem Namen seiner Frau (v. Gerlach) in Erfurt.

1813 wird er wieder in die Armee aufgenommen, holt sich bei Großgörschen einen Bajonettstich und das E.K. 2, für ein niedergerittenes französisches Karree im Gefecht bei Haynau das E.K. 1. Woran der Frontsoldat, der dieses liest, ersehen wolle, wie schwer es vor hundert Jahren war, die Auszeichnung zu bekommen und daß noch keine von Gott verlassene Etappe wagen konnte, es etwa der Köchin von Krupp zu verleihen, wie im Weltkrieg geschehen. — Im Herbstfeldzug ist er Kleists Stabschef und dessen Sieg von Nollendorf kommt auf Grolmans Konto. Grolman selbst holt sich einen Bauchschuß. Im Frühjahr 1814 setzt er durch

ein gefährliches Spiel die Trennung des Blücherschen Heeres von dem unförmigen Koloß, genannt Hauptarmee, durch, was Blücher die langersehnte Bewegungsfreiheit gibt. Am 30. Mai des Jahres wird er Generalmajor. 1815 steht er im Stabe Blüchers, und nach dem Kriege übernimmt er unter Boyen die Leitung des Generalstabes. Er ist der erste Topograph der Armee und läßt ganz Preußen neu vermessen. 1819 geht er mit Boyen zusammen, und da sein Abschiedsgesuch in den schroffsten Formen gehalten ist, gibt man ihm keine Pension mit.

Er ist nicht vermögend und spielt sechs Jahre mühselig den Landwirt, bis ihn Prinz August von Preußen wieder in die Armee hineinbringt, wo er 1825 die neunte Division in Glogau und 1832 das Korpskommando in Posen übernimmt. 1839 erhält er den Schwarzen Adler. Vater und Sohn können sich in die Augen sehen. Am 15. September 1843 stirbt er, „als Soldat und brav".

☆

Innen und außen ein Berserker. Sein Eindruck auf die Zeitgenossen ist außerordentlich stark, — einen „altrömischen Charakter" nennt ihn Boyen. Von den Reformern der allerwildeste, so daß sogar Gneisenau erschreckt wörtlich von ihm schreibt: „Er ist in den krassesten Grundsätzen des Jakobinismus befangen und würde solchen alles blutig aufopfern." Und wenn Stein einmal in einer geheimen Sitzung, an der noch Scharnhorst, Gneisenau und Boyen teilnahmen, den Vorschlag machte, bei Beginn des Krieges den Adel aufzuheben und ihn durch den König nur denjenigen zuerkennen zu lassen, die sich im Felde bewähren würden, dann brauchte er Grolman um seine Zustimmung nicht erst zu fragen. Im inneren Furor ist er auch Stein am nächsten verwandt, und wenn dieser einmal erklärte, er wäre viel lieber Flibustier oder Kondottiers als Staatsminister, so paßte das genau auf Grolman, der überall, wo er hinkam, wie Sprengpulver wirkte. Sein Bildnis war auch das einzige, was auf Steins Arbeitszimmer in Burg Nassau hing. Er besaß vor nichts Respekt, und Gneisenau sagte von ihm, daß er als einziges Gesetz nur den Verstand anerkenne. Als Bülow bei Ligny zu spät kommt, brüllt Grolman sofort, daß man den Mann an die Wand stellen müsse. Und bei

Waterloo jagt er Bülow mit Furor ins Feuer, führt dann selbst den Sturm auf Plançenoit.

In der Gefahr ist er aus Eisen. Im Gefecht bei Etoges am 14. Februar 1814 waren Blücher, Gneisenau, Kleist, Grolman und Prinz August unglücklich in einem Karree eingekeilt, das von überlegenen französischen Reiterkräften vollständig umzingelt war. Selbst Blücher sprach bereits vom Freitod, da er nicht dem Feinde in die Hände fallen wollte. Aber Grolman ließ seinen dröhnenden Baß sprechen, flößte den Truppen Ruhe ein, und ein verbissener Bajonettangriff bahnte den Generalen den Weg in den nahen, schützenden Wald. Paris hat er zweimal miterstürmt, aber er hat die Stadt nie betreten. So groß war sein Haß gegen das „Räubernest".

Als Kommandierender General in Posen ist er mit dem Oberpräsidenten v. Flottwell vollkommen einig, mit allen Mitteln die Macht des polnischen Adels und des Klerus zu brechen. Das war Labsal für sein preußisches und jakobinisches Herz.

Er war das stärkste „Ich" mit aller Größe und — allen Gefahren. Niebuhr wünschte ihn sich als den Feldherrn Deutschlands, aber Grolman hätte dies nie sein können. Ein Grolman ist in jenem Kreise gut als Sauerteig, aber hundert seiner Art hätten jede Armee gesprengt. Doch in unseren Tagen tut es wohl, einen zu sehen, der dahinstürmt wie das Feuer. Und wenn einer über ihr, der sie zu lenken weiß, so wird auch die Flamme zum Segen.

Er hat die Freiheit geliebt wie keiner, und er hat sie für Preußen erfechten helfen. Er war ein Krieger, wie junge Deutsche sie lieben. Oder lieben sollten.

☆

Er hat stets die Lauen wieder mit Kraft erfüllt, sein Anteil an den Befreiungskriegen, als Trommler in den oft zaudernden Hauptquartieren ist ungeheuer groß, und mit Recht hat General von Hofmann seinem Werk über die Geschichte des Feldzuges diese Widmung vorangesetzt:

„Dem, der den unternehmenden Geist Gneisenaus mit der Kraft Steins, der Beharrlichkeit und Sachkenntniß von Scharnhorst's verbindet, der den Pflug wie das Schwert geführt, und auch im alten Rom groß gewesen sein würde,

— der zum Befreiungskrieg in Österreich und Spanien aufgetreten, die Kolonnen über den Kamm des Erzgebirges nach Culm und weg von der Defensive über die Aube zur Offensive nach der Marne geführt hat, dem tapferen Kämpfer bei Leipzig und Paris, dem Schützer von Ligny, dem Dränger bei St. Lambert zum letzten entscheidenden Sieg, kurz — dem General von Grolman!"

„Die Reaktion"

So haben wir die Jakobiner betrachtet, deren Werk in diesen Jahren ein organisches Ende nimmt, da Deutschland, nach dem Schlag der Schicksalsuhr, in eine neue Wir-Epoche hineinmarschiert. Da wir alle, ob passiv oder aktiv, irgendwie mittätig sind an diesem Umbruch (als Nationalsozialisten, Nationalisten, Bündische, oder wie wir uns sonst nennen mögen), so wendet sich naturgemäß unser Interesse nunmehr denjenigen Männern zu, die damals von den Jakobinern abgelöst wurden, und an die wir heute mit unserem Wollen wieder anknüpfen. Jene Männer des „Wir", die damals abtreten mußten, da das „Ich" am Zuge war und die heute gleichsam im neuen Zeitgewand wieder unter uns stehen. Der Liberalismus hat diese letzten Konservativen unterschiedslos, ohne auf die Haltung der einzelnen zu achten, „Reaktionäre" genannt und mit diesem Etikett nicht nur das Bild jener Männer verfälscht, sondern den Begriff „Reaktion" überhaupt. Für uns formt sich dieser Begriff heute anders, und ehe wir zur Betrachtung der „Reaktionäre" selbst schreiten, tut es not, das bereits am Anfang dieses Buches über die „Reaktion" Gesagte im Hinblick auf unsere Zeit näher zu umreißen.

☆

Den Jakobinern stand gegenüber die konservative Reaktion. Wir fechten heute gegen die letzten Kohorten der liberalen Reaktion.

Beide Arten des Reaktionären sind sich einig, in dem Willen etwas Bestehendes zu erhalten, den Fluß des Lebens stauen, ja, ihn sogar zurückwerfen zu wollen. Beide halten die Form aufrecht, obwohl der Rhythmus längst versiegt.

Sie entspringen beide — im letzten Kern auch die Reaktion des vom Geist ausgehenden Liberalismus — der gleichen Quelle: dem Verdorren des Blutes. Jeder Reaktion gelingt nur noch eine geistige Beweisführung, aber keine tätige. Das Pulsieren der Tradition erstirbt, — dann verbleibt dem konservativen Reaktionär nur noch die Konvention. Das Ideal ist erloschen, — dann leiert der liberale Reaktionär die Doktrin herunter, womit sie beide die Revolution nicht aufhalten können.

Beide möchten auch — wie jedes alte, das sich an das Leben klammert — um der Form willen der Art Gewalt antun. Aber es fragt sich, wie weit beide hierin zu gehen bereit sind. Es gibt da eine lange Skala, — von der Resignation bis zum Verbrechen, bis zum Dolchstoß gegen das Volk. Es war bereits ausgeführt, daß unfertige Völker und unfertige Stände hierin Grauenvolles zu tun vermögen, und beide Arten der Reaktion haben ihre Emigranten und ihre Landesverräter gehabt. Konservative Reaktionäre haben die „heilige Allianz" angerufen und liberale haben in Paris Rüstungen der Reichswehr verraten.

So ist die Reaktion etwas Naturgegebenes — auch der abgestorbene Baum steht noch lange im Walde, der Umgebung die Sonne nehmend, wenn die barmherzige Axt ihn nicht umhaut, — aber ihre Betätigung ist eine Frage der Haltung. Wider das Schicksal vermag auch der konservative Reaktionär nichts, aber die Haltung, in welcher er es trägt, — ob mit oder wider sein Volk, — entscheidet über die Art, wie die Urenkel, die ja seine Idee wieder neu aufnehmen, an ihn anknüpfen können. So gibt es letzte Konservative und Liberale, die sich durch ihre artfremde Haltung ausgelöscht haben für alle Zukunft. Wer spricht heute noch von den Emigranten in Koblenz, es sei denn mit Widerwillen in der Stimme, und wer wird von denjenigen anders als mit Verachtung reden, die sich in Paris und London ihre Instruktionen für die Innenpolitik holten. Das Verbrechen wird zur Blasphemie, wenn solches geschieht um des eigenen Leibes willen, der Kampf um die Form nur Vorwand ist. Da sehen sie jämmerlich aus, die alten Exzellenzen von 1807—13, die stur und korrupt nur um Privilegien bangten und durch ihren Fürsten Wittgenstein dem Metternich die nötigen Tips gaben, — genau so

wie die Bonzen, die um Diäten und Posten mit den Bajonetten des Westens drohten, wenn sich im Lande der Young-Paragraphen so etwas wie ein Wille regte. „Die Geschichte liebt die Coriolane nicht", sagt Mommsen, aber was muß sie, wenn schon der Gutgläubige dem Untergang verfällt, mit jenen Menschenrechtlern machen, die für ihre reaktionäre Betätigung das Salär in Franken ausbezahlt erhielten? —

Aber diejenigen, welche die Art über die ihnen feindliche Form gestellt, welche weder resigniert noch gemeuchelt, sondern mitgekämpft in Reih und Glied, die stehen wieder auf in Ehren, wenn die Urenkel erneut in die gleichgerichtete Epoche treten. Die wirken über die Zeiten, und — nur zu natürlich ist es — die haben den Nachfahren gleichsam als Gralshüter etwas zu geben, etwas zu sagen.

In diesem Sinn wollen wir einige Männer der konservativen Reaktion betrachten. Da sie um der Sache willen in Opposition gestanden, so ist es wiederum natürlich, daß sie viel schärfer als die anderen Zeitgenossen die letzten Konsequenzen des Neuen übersehen und oftmals den sie ablösenden wehrten, zum Schaden der Arteigenheit über die Stränge zu hauen.

Der bereits im Einklang mit der Arteigenheit geformte einzige Stand war in jenen Tagen das preußische Offizierkorps. Von den Führern seines besten Kerns ging daher auch die gesundeste Opposition gegen die kommende „Ich"-Epoche aus. Darum wollen wir ihr Vermächtnis betrachten, das in seinen Gedanken heute wieder lebendig wird und erneut auf die Bühne der Geschichte tritt.

Der König der Scholle

So zeigt ihn das Bild von der Hand Franz Krügers: ein Gesicht, in dem alle Einzelzüge stark und schön, das Ganze aber von einer kräftigen männlichen Harmonie durchdrungen. Eine hohe Stirn, große blaue Augen, eine schmalrückige, aber nicht schmächtige Nase, ein fester Mund mit einem guten auch sarkastischen Lächeln in den Winkeln, ein ebenso festes, aber nicht eckiges Kinn, feine Schläfen voll Geist. Alter, aus dem Nordischen kommender Adel.

Das Bannende aber, immer wieder: die Ausgeglichenheit. Ein Tatmensch, aber in sich ruhend. Das Gesicht des wahren Konservativen überhaupt.

Friedrich August Ludwig von der Marwitz — ein märkischer Edelmann.

Im äußeren Leben: Führer der Stände von Lebus, Beeskow und Storkow, Kavallerie-General. Todfeind der Stein-Hardenbergschen Form.

Aber vor allem, — für ihn selbst das erste und letzte seines Daseins: Gutsherr auf Friedersdorf, — „2½ Meilen südlich von Küstrin". 2700 Morgen.

Krieger und Bauer zugleich. König der Scholle.

☆

Der Stiftungsbrief des Doms Soldin vom 30. Mai 1298 ist von zwei Zeugen unterschrieben, — Zabel und Henning von der Marwitz. — Also eine der ältesten Familien der Mark Brandenburg, noch ehe diese von den Zollern überhaupt etwas ahnte.

In seinen Lebenserinnerungen schreibt Ludwig von der Marwitz: „Seit etwa hundertundvierzig Jahren, seit es (damals) eine brandenburgisch-preußische Militärmacht gab, hatte unsere Familie dem Vaterlande einige hundert Offiziere, und unter diesen sieben Generale gegeben. Es war vom Schicksal beschlossen, daß ich der achte werden sollte." Hierbei hat er sich noch verrechnet, denn er war tatsächlich der zwölfte General seiner Familie. Und wenn er bei dieser Gelegenheit anführt, daß von den anderen märkischen Sippen, die Kleist vierzehn, Schwerin elf, von der Goltz zehn, Bork und Bredow je neun Generale gestellt haben, dann ermißt man die welthistorische Rolle des märkischen Kleinadels. (Das Wort „Klein" ist eigentlich falsch.) Dann versteht man das Wort des Fridericus über diese Familien: „Ihre Söhne sind es, die das Land defendieren, davon die Rasse so gut ist, daß sie auf alle Weise meritiret, konservirt zu werden." — Jene Rasse, der das schönste Zeugnis ausgestellt wurde, als der Fridericus nach Kolin besorgt in einem Feldlazarett nach einem von ihnen, einem Wedell, suchte und die auf den stinkenden Betten, in dem faulenden Stroh liegenden, verstümmelten Muskoten, Landsknechte

und Gepreßte, eifersüchtig und aller nacheifernden Achtung voll brüllten: „Hier sind lauter Wedells!"

☆

Dieser Ludwig von der Marwitz aber war ausersehen, von der Wiege bis zum Ende der beredteste Kronzeuge zu sein für diesen Stand, weil er auszusprechen vermochte, was diese fühlten und taten. Ausersehen, damit Inkarnation zu sein für Preußen überhaupt. Für die Totalität dieses Begriffs. Er vermochte dies, denn er hat dieses Preußen gelebt. Er ist der Stummen Sprecher und Zeichen. In Goethes Leben vermeint man stets, den Willen des Schicksals zu erblicken, alles, was die gotische Kultur bewegt, einmal zusammenzudrängen, gewissermaßen als fruchtbares Moment zusammenzufassen, in Form, Ablauf und Wiedergabe. — Viel stärker gilt dies von Marwitz; wenn das, was man Preußen nennt, sich überhaupt darstellen und aussprechen läßt, so ist dies — und zwar in der Harmonie — mit und durch Marwitz gezeigt und gesagt worden. Über die Zeiten hinaus.

☆

Zu Berlin in der Wilhelmstraße am 29. Mai 1777 geboren, läßt ihm der Vater, Kammerherr, aber nicht Hofmann, die übliche adlige Hauserziehung zuteil werden. Religion, Deutsch, Französisch, Rechnen, Geographie, Geschichte, Fechten. Ohne Schöngeisterei, ohne Esprit. Mit dreizehn Jahren Eintritt in das Kürassierregiment Gensdarmes, die vornehmste Kavallerietruppe Preußens, deren Oberst ein Onkel des Jungen war. — Harter Dienst für solch einen kleinen Burschen, wie überhaupt vor 1806 der Offizier durchaus nicht jener Muße oblag, die der Liberalismus ihm so gern andichten möchte. „Da zu jener Zeit alles Exerzieren mit der frühesten Morgenstunde begann, so mußte ich gewöhnlich schon um halb drei Uhr morgens im Stall zum Putzen sein", erzählt später der große Ludwig von dem kleinen. Der anfangs Schwächliche wird durch eiserne Energie bald der beste Reiter der Armee. Im Unglücksjahr 1806 ist er Rittmeister und Adjutant Hohenlohes. Die Bravour ist selbstverständlich. „Auch vermied mich der Tod: das beweisen mein getötetes Pferd und mein mehrmals

durchlöcherter Hut." 1807 führte er als Major ein Freikorps unter Blücher, das von Rügen her in die Mark einbrechen soll, welcher Plan durch den Frieden hinfällig wird. 1813 ist er Chef einer Landwehrkavalleriebrigade, die bei Hagelsberg den Sieg entscheiden hilft. Für Ligny erhält er den Pour le mérite. 1827 nimmt er als Divisionsgeneral seinen Abschied. Zehn Jahre später, am 6. Dezember, stirbt er zu Friedersdorf.

☆

Aber das Ganze ein überreiches, bedeutsames Leben, sich spiegelnd in seinen Erinnerungen. Keine „Memoiren", für ein Publikum bestimmt, — danach haben Konservative niemals Bedürfnis, — sondern: „Nachrichten aus meinem Leben für meine Nachkommen". Der Rechenschaftsbericht des konservativen Menschen.

Ein einfacher, glasklarer Stil, der aber eben deswegen in seiner Vitalität dem Leser sofort jene Beschwingtheit mitteilt, die immer dann von einem Buch ausstrahlt, wenn Leben, nicht Theorie, gegeben wird.

☆

Adel! Jene Daseinshaltung, die kein Dokument verleihen kann, sondern die da wächst auf Schlachtfeld und Scholle und geschliffen, stets auf der Höhe gesteigerten Lebens gehalten wird durch eiserne Zucht, durch ungeschriebenes Gesetz und Vorbild. Das organische Gewachsensein dieses Uradels kommt nirgends besser zum Ausdruck als in jener Szene, da Hardenberg, der liberale Staatskanzler, die Deputation fragt, woher diese Gutsbesitzer das Recht nähmen, sich Stände zu nennen, und Marwitz die Antwort gibt: „die Qualität der Landstandschaft ist uns angeboren so gut wie unsere Familiennamen, und wir können also eigentlich ebensowenig angeben, wodurch wir Stände sind, als wodurch wir unsere angeborenen Namen führen!"

Der Fürst ist diesem Adel nur primus inter pares, — der erste Soldat und Gutsbesitzer. Das ist einer der Vorwürfe Marwitz' gegen Hardenberg, daß der König nicht mehr die Erträgnisse der Domänen erhält wie bisher, sondern eine Zivilliste. „Seit aber Hardenberg den König auf eine gewisse Pension gesetzt, ihn dadurch aus den Reihen der Be-

sitzenden und Angesessenen hinausgestoßen und in die der Salarierten gestellt, aus einem Bezahlenden ihn in einen Bezahlten, aus dem geborenen Haupte des Landes ihn in einen Beamten verwandelt hatte, wurde alles anders." Das Anorganische dieser Neuordnung konnte Marwitz bald feststellen. „Der König machte nun bande anpart, und da seine Pension (2 500 000 Taler) höher war, als er sonst je Geld gebraucht hatte, so geriet er gerade in den umgekehrten Zustand gegen sein Land. Während hier die Einkünfte nicht reichten und alles in Not geriet, war bei ihm Überschuß, und während hier jährlich Schulden gemacht werden mußten, sammelte er einen Privatschatz."

Aber nicht wegen der materiellen Seite, sondern eben vornehmlich aus der konservativen Grundhaltung heraus schnitt noch Bismarck, der Seelenverwandte des Marwitz, das gleiche Thema 1895 vor einer Abordnung von Landwirten an:

„Ich schließe meine Äußerung mit der Bitte, mit mir zusammen den ersten Grundbesitzer unseres Landes, den Kaiser, leben zu lassen, . . . dem ich auch wünsche, daß die alte vornehme Art noch Geltung hätte, nach der ein regierender Herr, bei uns wenigstens, keine Geldabfindung vom Staate empfängt, sondern seine ihm angestammten Güter behält und aus denen herauswirtschaftet, und auf diese Weise mit der Landwirtschaft und mit dem Lande jede Bewegung fühlt an seinen eigenen Ergebnissen. Nun, das ist ein frommer Wunsch, der sich nicht verwirklichen wird."

An diesem Uradel kann auch kein Fürst etwas dazutun. Wiederum deutet Marwitz Wesen und Stellung dieses Adels am klarsten:

„Man kann unmöglich den Ursprung des Adels in etwas anderem suchen, als im Kriegsdienste. Gunst oder Geld haben fürwahr nichts Edles an sich, geben also auch keinen Grund zum Adel. Könige können aus Gunst oder des Geldes wegen Titel beilegen, also auch den Namen des Adels vergeben, — sie können demnach vornehme Herren erschaffen, aber keine Edelleute . . .

Nur hier kann man mit Sicherheit auf den Charakter des Menschen schließen. Er offenbart sich nur durch Taten, und kann nicht, wie Verstandeskräfte, im Examen

erprobt oder durch Reichtum ersetzt werden. — Solchen natürlichen, erworbenen Adel kann ein König anerkennen und durch Verleihung des Titels auf Nachkommen erstrecken, aber Edelleute nach Belieben zu machen, das ist er nicht imstande, also auch die bloße Verleihung des Titels eine ungeheure Absurdität!"

Der Briefadel ist ihm also ein absurdes Ding, und Titel empfindet er komisch. Anläßlich eines Besuches in Österreich mokiert er sich, daß dort der „Herr Baron" im Schwange sei, — „wie sauer dies auch einem Brandenburger, Pommern und Preußen ankommen mag, da es bei uns nie Freiherren und Barone gegeben hat und man sicher sein kann, daß, wenn bei uns ein Einheimischer sich „Baron" nennen läßt, es ein Neugebackener ist." Aber gerade im Hinblick auf den „Scheinadel", wie er ihn nennt, zeigt er gar nichts von dem, was der Liberale ihm als „Kastengeist" andichten könnte. Er wehrt sich nur gegen das Anorganische. „Nach und nach ging von diesem Scheinadel eine ganze Masse von Unheil und Verderben aus. Der bessere Teil desselben diente in der Armee (und näherte sich doch solchergestalt wenigstens seiner ursprünglichen Bestimmung), der schlechtere aber faulenzte in den Städten oder am Hofe, beide aber verpraßten ihr väterliches Erbteil, welches durch auf die Güter des Bruders oder Vetters aufgenommene Kapitalien beweglich gemacht worden war." Er erhebt sich auch nicht über den Bürger, sondern auch hier beseelt ihn, ganz abseits von Kaste und Klasse, das Gefühl der organischen Gliederung, nach der wir jungen Deutschen ja heute wieder streben. Er achtet die Bürgerehre, wie er für seine Adelsehre Achtung verlangt. Er rühmt an ihr, daß der wahre Bürger nicht mit dem Edelmann tauschen möchte, und er beklagt, daß ein instinktloser Teil des Bürgertums plötzlich eine Wertskala aufrichten wolle aus der „Aufklärung" heraus, und aufgestachelt durch den Anblick schlechten Adels. „Es war keiner weder besser noch schlechter als der andere, sondern beide Stände waren losgerissen vom Staat und in schnöder Selbstsucht befangen. Ihr einziges Trachten war auf den Genuß des Augenblicks gerichtet. Daß es ein geistiges Ganze gebe, wovon sie Teile wären, war ihnen vollkommen unbekannt."

Adel ist ihm stets lebendige Verpflichtung. Der Degen

allein macht nicht adlig, sondern nur in Verbindung mit dem Acker. Sein Stand soll nicht ausschließlich Kriegerkaste sein, er wehrt sich ausdrücklich dagegen, spricht von den „Mameluсken in Ägypten", sondern er soll Kriegerstand sein „als Anführer des Volkes, sich selbst erneuernd aus diesem", und in einer seiner berühmten Kampfschriften „Über eine Reform des Adels" (Januar 1812), wo er dem „Zeitgeist" Schuld gibt in bezug auf „die niedrigen Gesinnungen unseres Fürsten, die Verworfenheit des Adels, die Faulheit des Bauern und die beschränkte Weltlichkeit unserer Geistlichen", entwirft er über diese Frage ein herrliches Wunschbild, das für unsere Tage geschrieben sein könnte:

„Soll nachher bessere Zeit kommen, so muß aus dem Schutt hervorgehen ein wahrer Adel. Dieser wird alsdann ohne fremdes Zutun sogleich herbeiführen hochgesinnte Fürsten und treue nationale Bürger.

Von dem neuen wahren Adel wollen wir reden.

Als das erste Glied der Nation, muß er grundbesitzend sein; ohne dies wird die Nation eine wandernde Horde. — Er muß ferner erblich sein, damit seine Würde nicht nach Gunst oder Reichtum vergeben werden könne. Sein Grundeigentum muß unverschuldbar und unverkäuflich sein, damit er es nie verlieren und von der Nation sich losreißen könne, — woraus wiederum folgt, daß dieses unverschuldbare unverkäufliche Grundeigentum auch unteilbar vom Vater auf einen Sohn, und nicht auf alle Kinder übergehen muß.

Der ganze Adel sei nun geborner Soldat und müsse dienen sein Lebelang, die ältesten Söhne ausgenommen, diese succediren dem Vater, wenn er alt oder gebrechlich ist. — Untauglichkeit zum Soldatenstande zieht den Verlust des Adels nach sich; ebenso die Neigung nach friedlichen Beschäftigungen. Wer diesen nachgehen will, dem ist es erlaubt, er kann aber nicht wieder in den Adel eintreten, also z. B. auch nicht die Besitzungen eines kinderlosen Bruders erben.

Der Adel bildet ein für sich bestehendes Militärkorps, aus welchem zugleich die Offizierstellen in der Armee und Landwehr besetzt werden; die Unwissenden bleiben ewig

Gemeine im adligen Korps, oder werden dahin zurückgewiesen. Feigheit wird mit dem Tode bestraft.

Bürgerliche oder Bauern aus dem übrigen Teil der Armee werden geadelt, nicht wegen Tapferkeit (da diese Eigenschaft bei einem jeden vorausgesetzt und nur negativ zu schätzen, oder wie das Nichtdasein der Feigheit zu betrachten ist), sondern wegen ausgezeichneter Verdienste im Kriege.

Es kann aber keiner geadelt werden, der nicht zugleich Stifter einer neuen adelichen Familie wird; er muß also mit dem Adelsbriefe eine Dotation an Grundeigentum erhalten, dadurch werden dergleichen Erhebungen selten und wahrhaft lohnend für den Würdigen."

Klingt das heute noch so reaktionär? Ungarns Reichsverweser Horthy schlug bereits vor Jahren verdiente Kämpfer des Weltkrieges, Offiziere und Gemeine, zu Rittern und gab jedem von ihnen seinen Acker. Auch in Deutschland wird die Grundlegung der neuen Führerschicht nicht anders gehandhabt werden können, wenn diese fort und fort wirken soll. Wir reden so oft vom „Adel des Dritten Reiches", aber wir sollten uns auch ein Bild über seine Verankerung machen. Wißt Ihr, wo dieser Adel stehen wird? In den Soldatensiedlungen des Ostens werden die Männer des Schlachtfeldes zur Scholle gelangen, wird eine neue Aristokratie geboren, die sich heute bereits von den Städten von selbst loslöst. Hunderttausende bleiben im Schrebergarten hängen, aber einige hundert schaffen es, ganz herauszukommen, die Scholle zu zwingen, wie sie einstmals den Feind gezwungen haben und wiederum zwingen werden. Noch haben sie drei gigantische Gegner: den Westen, den Kapitalismus und die liberale Bürokratie, — aber sie werden siegen.

☆

Der wahre König, das ist für Marwitz der Fridericus, und von ihm hat er jenes Bild gegeben, das wohl zur klassischen Literatur des Preußentums gehört. Der Achtjährige sah den Alten 1785 von einer Revue zurückkehren und am Palast der Prinzessin Amalie vom Pferde steigen:

„Die Flügeltüren gingen zu, alles war verschwunden, und noch stand die Menge, entblößten Hauptes, schweigend,

alle Augen auf den Fleck gerichtet, wo er verschwunden war, und es dauerte eine Weile, bis ein jeder sich sammelte und ruhig seines Weges ging.

Und doch war nichts geschehen! keine Pracht, kein Feuerwerk, keine Kanonenschüsse, keine Trommeln und Pfeifen, keine Musik, kein vorangegangenes Ereignis! Nein, nur ein dreiundsiebzigjähriger Mann, schlecht gekleidet, staubbedeckt, kehrte von seinem mühsamen Tagewerk zurück. Aber jedermann wußte, daß dieser Alte auch für ihn arbeite, daß er sein ganzes Leben an diese Arbeit gesetzt und sie seit fünfundvierzig Jahren noch nicht einen einzigen Tag versäumt hatte!"

Aber dennoch ist er nicht blind gegen die Gefahren des Genialischen in Friedrich für die Gesamtheit. Wenn er es auch in Lob kleidet, so klingt doch das Unbehagen durch, das der Konservative stets einer Verlagerung der Kräfte und damit einer Verdorrung gegenüber empfindet. „Friedrichs des Zweiten lange und selbständige, gerechte Regierung vermehrte das Übel, sie gewöhnte das Volk ganz und gar an den Despotismus und erzeugte sogar eine Art von Enthusiasmus dafür, der dem ehemaligen französischen, unter den Königen, nicht unähnlich war."

Denn der König ist nicht Cäsar, er ist H e r z o g. Kein Gottesgnadentum romantischer und damit faschistischer Prägung. Und das war ein Grundzug des preußischen Offizierkorps allezeit, daß sie Berlin nie mit Rom oder Byzanz verwechselten (von etlichen Hofschranzen abgesehen), daß sie jedem Cäsarismus schroff gegenübertraten. Der Onkel des Ludwig von der Marwitz, jener Oberst der Gensdarmes, bewies, daß auch dem Fridericus gegenüber der Offizier in dieser seiner Haltung keine Ausnahme machte. Der König hatte zur Revanche für die Plünderung des Schlosses Charlottenburg durch die Österreicher diesem Oberst von der Marwitz das dem feindlichen Sachsenkönig gehörende Schloß Hubertusburg „geschenkt", was dem Befehl gleichkam: „Plündere nach Herzenslust und behalte die Beute." — „Es waren Kostbarkeiten, Silberzeug und viele herrliche Möbel und Tapeten, ein Geschenk von vielen tausend Talern." Aber der Oberst machte keine Anstalten. Als der König ihn darob bei der Tafel befragte: „Warum?" gab dieser zur Antwort: „Weil dies sich allenfalls für Offiziere eines Frei-

bataillons schicken würde, nicht aber für den Kommandeur Sr. Majestät Gensdarmes!"

Der Alte schikanierte hierfür den Obersten weidlich, bis dieser seinen Abschied nahm, aber der Neffe setzte ihm einen Denkstein. „Sah Friedrichs Heldenzeit und kämpfte mit ihm in allen seinen Kriegen; wählte Ungnade, wo Gehorsam nicht Ehre brachte." Die gleiche Haltung nimmt er auch gegenüber Friedrich Wilhelm III. ein, dem er zuweilen in schroffster Form seine Meinung sagt. Er tut dies um so lieber, weil ihm dessen Neigung zum Mittelmaß mißfällt. „. . . alles, womit er ohne Widerwillen zu tun haben mochte, mußte etwas Mediokres an sich haben", erzählte Marwitz von ihm. Und das war ihm widerwärtig.

Marwitz war durch Selbststudium ein Mann mit denkbar größter „Allgemeinbildung" geworden, wie der Liberale es nennt. Aber er wußte dem geistigen Wissen den richtigen Platz zu geben, wie es stets der Konservative tut, der das Gelesene höchstens zur zitierenden Unterstreichung des Erlebten benutzt, aber sich etwa hütet, sein Gesamtleben allein nach geistigen Schlüssen aufzubauen. Wir verstehen heute seinen Haß gegen den „nichtswürdigen gebildeten Mittelstand", dessen Bildung, da sie alles andere überwucherte, Instinkt und Triebkraft lähmte. Wenn ihm zum Beispiel Dahlberg als „aufgeklärter Geistlicher" und als „Menschenfreund" geschildert wird, so ist er von vornherein überzeugt, „daß nicht viel an ihm sei", und er hat fast ausnahmslos in solchen Fällen recht. Aber es ist wohl müßig, dies heute einem Forum junger Deutscher vorzutragen, die miterlebten, wie die „Allgemeinbildung" in dem gigantischen Ringen von 1914—18, in furchtbaren Nachkriegsjahren, ihren Unwert täglich demonstrierte und nichts anderes gebar als Klassendünkel. Ebenso, wie es Eulen nach Athen tragen hieße, vor dem gleichen Forum über Marwitzens Abneigung gegen die M a s s e zu reden. Aber es ist ergötzlich und stimmt nachdenklich, wie er all dieses bildhaft erfaßt, und zwar geradezu bei symbolischen Gelegenheiten. Pfingsten 1806 brannten auf Friedersdorf einige Wirtschaftsgebäude nieder, und auch das ist ihm Anlaß, seine konservative Anschauung sinnfällig zu demonstrieren:

„Nur drei Menschen haben mir selbständig geholfen, n a c h d e m i c h s i e i n G a n g g e b r a c h t, der erwähnte

Bauer Preuße, der Zimmermann Hartmann und ein Knecht namens Schöne. Diese zeigten Mut und Umsicht. Alles übrige aber, die ganze Menge, arbeitete zwar ordentlich auf bestimmten Befehl, aber dieser mußte erst da sein, und jeder an die ihm bestimmte Arbeit hingestellt. Alle, die mir nicht zu Gesicht kamen, standen, maulafften und redeten über das Feuer. So ist die Menge jederzeit. Sie wird durch Superiorität und Beispiel fortgetrieben. Aber jenes Pack, was man jetzt die Gebildeten nennt, taugt gar nichts und ist gar nicht zu gebrauchen."

Wenige haben wie Marwitz die letzten Konsequenzen und Gefahren der „Aufklärung" so vollkommen vorausgesehen und gegeißelt. Und hierbei ist es bezeichnend, daß er nicht gegen die Jakobiner in der Armee anging, — die ja schließlich auch „Aufklärer" waren, aber eben als Jakobiner, als die ersten, den Geist doch noch durch das Blut trugen, — sondern gegen die Gelehrten und das „aufgeklärte" Bürgertum. Und wie Stein ist er Todfeind der Bürokratie. Konservative Epochen kommen mit wenig Papier aus, und so mußte dem friderizianischen Marwitz der ständig anwachsende liberale Registraturbetrieb, die Beamtenhierarchie mit all ihren Kalvarienstationen der Examina mit Entsetzen erfüllen. „Die Schar von meistens unmanierlichen Knaben, welche man jetzt Referendarien nennt, und die sich für Staatsmänner halten, sobald sie ein Examen abgelegt haben, wurde damals gar nicht bemerkt." So lobt er die gute alte Vorzeit und darin lebt etwas von der Ironie des lebensweisen „Wir"-Menschen, mit der sein Nachfahre und Herzensbruder Bismarck eines Tages erklärte, daß er Geheimrat geworden sei, wäre die Strafe dafür, weil er immer auf die Geheimräte geschimpft habe.

Mit Hohn zerpflückt er die liberale Gesellschaftslehre, führt in plastischen Bildern jene aus dem individualistischen Naturrecht kommende naturwidrige Utopie vom „größtmöglichen Glück aller" ad absurdum.

„Vom Staat wurde gelehrt, er sei aus dem Bedürfnis gegenseitiger Hilfsleistung entstanden. Die Menschen seien zu diesem Zweck zusammengelaufen und hätten sich Oberhäupter gewählt, um diese gegenseitigen Hilfsleistungen zu dirigieren, überhaupt: um das Volk glücklich zu machen. — Wird diese grundfalsche Prämisse zugegeben,

so folgt auch die ganze Teufelei, die seitdem Europa auf den Kopf gestellt hat, ganz logisch aus derselben.

Nie ist es noch gesehen worden, daß sich ein Hauswesen zusammengefunden hätte von selbst, Kinder, Dienstboten, Erzieher, Kutscher, Koch usw. — und, nachdem sie sich zusammengefunden, gesprochen hätten: „da sind wir nun ein Hauswesen, lasset uns nun auch einen Hausherren erwählen!" Umgekehrt: der Hausvater ist immer zuerst da, und da er Kinder hat und hinreichende Macht und Geld, um Dienstboten, Erzieher, Kutscher und Koch halten zu können, so nimmt er sie in seinen Dienst, und dadurch entsteht die Familie und das Hauswesen. — Ebensowenig verlangen die Hausgenossen, daß er die gegenseitigen Hilfsleistungen dirigiere, und überhaupt, daß er sie glücklich mache. Im Gegenteil, der Hausherr legt einem jeden die Leistungen auf, die er der Familie leisten soll, aus eigener Macht und weil es sein Wille so ist. Er erhält Ordnung und übt Gerechtigkeit unter seinen Hausgenossen, das ist sein Amt, — wie glücklich ein jeder sich dabei fühlen möge oder nicht, das ist nicht des Hausherrn, sondern jedes einzelnen Dieners Sache. Er wird dem treuen Diener dazu behilflich sein, insofern er die Pflichten eines Christen übt, — aber es von Hause aus, als dazu angestellter Beamter, besorgen zu müssen, für den schlechten Knecht wie für den getreuen, dazu hat er gar keine Verpflichtung, ist es auch gar nicht einmal imstande, weil ein jeder Mensch sein Glück sich nur selber bereiten kann."

„Genau ebenso ist es mit dem Staat. Es ist noch nie vorgekommen, und kann auch gar nicht sein, daß ein Volk zusammengelaufen wäre, ohne vorherigen Zusammenhang und ohne Oberhaupt, und hätte nun gesprochen: „Wohlan! Da sind wir nun ein Volk, Vornehme und Geringe, Bürger und Bauern, lasset uns ein Oberhaupt erwählen, auf daß es unsere gegenseitigen Hilfsleistungen dirigiere und damit es uns glücklich mache!" Umgekehrt: Nachdem Gott Familien und Hauswesen instituiert hatte, so ließ er zu, daß es darunter Ungerechte gab, welche die anderen bedrängten. Wo nun ein mächtiger Familienvater schon da war, da schlossen sich andere an ihn an, damit er sie beschütze. Er aber nahm sie in seinen Schutz unter der Bedingung: daß sie ihm ebenso gehorchten, wie seine eigene Familie es

tat, und so entstanden Stammhäupter, Fürsten und Könige. Nimmermehr haben die Schutzgenossen verlangt oder verlangen können, daß er Leistungen verteile oder daß er beglücke! — Sie mußten sich die Leistungen gefallen lassen, die ihnen aufgelegt wurden, weil sonst der Schutz, dessen sie bedurften, ihnen unmöglich gewährt werden konnte. — Ob sie dabei glücklich seien, das blieb nach wie vor ihre eigene Sorge. Des Fürsten Pflicht war nur, Ordnung und Gerechtigkeit unter ihnen zu handhaben, deswegen hatte Gott ihn Fürst werden lassen, und konnte er außerdem einem zu seinem Glücke behülflich sein, so war dies wiederum eine Liebespflicht, die er als Christ übte, keineswegs eine ihm durch sein Fürstenamt gebotene, gesetzliche Pflicht." —

Alle seine Bilder sind stets von dieser Lebensfrische erfüllt, und es war eigentlich unnötig, daß sich die adlige Fronde den Staatsrechtler Adam Müller verschrieb, denn dessen Stil mutet neben dem des Marwitz in seiner Mittelbarkeit reichlich blaß an, trotz der Schnörkel. Während die Rebellentraktate des Friedersdorfers stets ins Schwarze treffen. (Adam Müller gehört auch als Romantiker gar nicht an die Seite der preußischen Konservativen. Dies zu glauben hieße den gleichen Irrtum begehen, wie heute etwa Moeller van den Bruck und Othmar Spann zusammenzudenken, nur weil beide vom Ständischen sprechen.)

☆

Soldatentum ist die eine Seite seines Wesens, und hier war er ganz der Offizier, wie Preußen ihn eben erforderte. Ohne viel Psychologie, aus der Zucht heraus. Es ist keine Übertreibung, wenn er von seinen Freikorpssoldaten erzählt: „Sie verehrten mich und trugen mich auf Händen, wie allemal geschieht, wenn der Befehlshaber immer bei den Soldaten ist, sich nicht schont, für sie sorgt und dabei strenge Disziplin hält, aber mit Gerechtigkeit. Dies ist die wahre Art, sich die Liebe der Soldaten zu verschaffen, denn sie entspringt aus der Ehrfurcht. Wer auf eine weichliche Art und durch Nachgiebigkeit um ihre Zuneigung buhlt, wird sie nie erwerben."

Von den Jakobinern verehrt er Scharnhorst, trotz gelegentlicher ironischer Ausfälle. Mit Gneisenau ist er befreundet. Die militärische Seite der Revolution sagt ihm

durchaus zu, wenn er auch mit Boyen später in Friedenszeiten nicht mehr mitgeht. 1813 übernimmt er gern den Befehl über eine Landwehrkavalleriebrigade, wohl vornehmlich, weil sie zumeist aus märkischen Bauern gebildet ist. Seine Truppe ist eine der ersten, die ins Feld gehen kann. Wie stets packt er die Schulung abseits von aller Theorie an. „Marwitz ließ seine märkischen Bauernjungen ihre kleinen Klepper nur auf der Trense reiten, ohne Kandare und Sporen, störte sie nicht in ihren ländlichen Reiterkünsten, verlangte nur, daß sie Pferd und Waffen mit Sicherheit zu brauchen lernten, und brachte diese naturwüchsige Kavallerie nach kurzer Zeit so weit, daß er von ihr im Felddienste alles fordern konnte", rühmt selbst sein Gegner Treitschke von ihm.

☆

Aber all sein Wesen und Wirken ist doch nur denkbar im Verbundensein mit der Scholle, mit Friedersdorf. Es ist schwer, das in Worten auszudeuten, vornehmlich in einer Zeit, wo eine gefährlich anwachsende Farmerschicht, der Traktor und die Börse, den wahren Bauern in den Hintergrund gedrängt haben und man den Acker nur von „Produzenten" bevölkert sieht. Es macht sich auch immer komisch in gedruckten Büchern, tiefsinnig darüber zu brabbeln, was ein Bauer sei, und was ein Gutsbesitzer vorstellt. Der Leser muß selber damit fertig werden und wenn er es fühlt, — wohl ihm. Wenn nicht, dann können ihm auch Worte und Beschreibungen nicht helfen. —

Jedenfalls war Marwitz einer der besten Landwirte des preußischen Ostens, ein wahrer Hausvater, ein Mann der Scholle, wie er sein soll. (Was von einem Gutteil des damaligen Adels schon nicht mehr gesagt werden konnte.) In Friedersdorf wenigstens, das er vor seinem Tode in ein Fideikommiß umwandelte, waren die Stein-Hardenbergschen Reformen auch den Tatsachen nach fehl am Platze, und eben aus diesem Gefühl heraus, stets wie ein Hausvater gewaltet, uneigennützig, nur als Glied einer Kette, die Scholle gehütet zu haben, wurde er der erbitterte Führer der Opposition gegen die Reformen. — Indes, — auf den einzelnen kommt es ja nicht an in solchen Umbruchzeiten. Aber es ehrt den Mann und verleiht der Tragik seines vom Schick-

sal als nutzlos bestimmten Kampfes einen schönen Glanz, daß er für seine eigene Person sich nichts von all dem vorzuwerfen hatte, was damals tatsächlich — rein im Verlauf des organischen Alterns der „Wir"-Epoche — im preußischen Gutsherrentum als Schaden zutage trat.

So wehrt er sich gegen die letzte Zertrümmerung ständischen Lebens mit aller Kraft. Als den Gutsherren die Patrimonialgerichtsbarkeit genommen werden sollte, aus dem Landrat, bisher einem ständischen Funktionär, ein Beamter ward, Hardenberg sich die gleichmäßige Besteuerung aller Stände zum Ziel nahm, — vor allem, als die Freizügigkeit des Bodens verkündet wurde, da brach der Kampf los, den Marwitz mit der ganzen schroffen Gewalt konservativer Lebensfülle führte. Er schärfte den Gänsekiel nadelspitz, wenn er die Hardenbergschen Edikte charakterisierte, und wir lesen heute am Ende der Epoche nachdenklich die Worte des Sehers:

„Hardenberg fing nun mit ihnen (und an Gefühlen aus den anderen Klassen fehlte es nicht) die Revolutionierung des Vaterlandes an, den Krieg der Besitzlosen gegen das Eigentum, der Industrie gegen den Ackerbau, des Beweglichen gegen das Stabile, des krassen Materialismus gegen die von Gott eingeführte Ordnung, des (eingebildeten) Nutzens gegen das Recht, des Augenblicks gegen die Vergangenheit und Zukunft, des Individuums gegen die Familie, der Spekulanten und Comtoire gegen die Felder und Gewerbe, der Bureaus gegen aus der Geschichte des Landes hervorgegangene Verhältnisse, des Wissens und eingebildeten Talents gegen Tugend und ehrenwerten Charakter."

Aber es faßt uns heutige Preußen ans Herz, wenn er schon damals die Folgerungen, die aus der, von Hardenberg überdies artfremd gestalteten Mobilisierung des Bodens entstanden in seinem Lapidarstil zusammenfaßt:

„Es wird jetzt weit einträglicher, an der Börse zu lauern und Staatspapiere bald zu kaufen, bald zu verkaufen, als sich mit dem Ackerbau, mit Fabriken oder mit Handarbeit zu quälen, und so wurden der müßigen Spekulanten immer mehr, der fleißigen Arbeiter, die doch am Ende den Aufwand decken mußten, immer weniger. Es gab jetzt eine Menge Leute in Berlin, die ohne das geringste Geschäft, ohne die mindeste

Arbeit, bloß von der Börse — andere, die bloß vom Finanzminister lebten."

Laß uns einen Augenblick in die Runde sehen, lieber Zeitgenosse, und beim Anblick unseres sterbenden Kapitalismus zugeben, daß Marwitz nicht übertrieben hat. —

Der Kampf wurde nicht nur dadurch verschärft, daß der Staatskanzler bei seinem Vorgehen gegen die Stände keinerlei Rechtsgrundlage besaß — das geht auf Konto der Revolution, — aber daß er in seiner laxen Auffassung von den Dingen, die Marwitz auch an Hardenbergs persönlicher Lebensführung haßte, eine grobe Fahrlässigkeit beging. 1809 berief er die kur- und neumärkischen Stände nach Berlin und forderte sie auf, zur Tilgung der an Frankreich versprochenen Kontribution eine Garantie von zehn Millionen Talern zu übernehmen, wogegen königliche Domänen den Ständen wiederkäuflich überlassen werden sollten. Marwitz berichtet weiter:

„Die Stände dagegen forderten eine allgemeine Liquidation der Kriegsschäden durch alle Provinzen und Ersatz dessen, was für das Allgemeine geleistet sei. Es ward versprochen, aber die königliche Forderung sehr dringend gemacht. Ich selbst half die große Zahl derer besiegen, die aus der Verlegenheit der Regierung Vorteil ziehen wollten. Der Kontrakt wurde geschlossen, die Garantie übernommen und der Landtag aufgehoben, so wie die Regierung ihre Absicht erreicht hatte. So wurden die Provinzen ihrem Schicksal überlassen."

Marwitz fügt zu diesem Begebnis noch einen für die schlechte Reaktion bezeichnenden Nachsatz hinzu: „Ich selbst hatte den Landtag schon früher verlassen, weil meine Mitdeputierten gar zu erbärmliche Kerle waren."

Doch es kam noch schlimmer. Hardenberg verkaufte die an die Stände verpfändeten Domänen anderweitig. Es mag ihn wohl hierzu die geradezu trostlose Finanzlage bestimmt haben, aber die Form, mit der er solche Handlungen vorzunehmen pflegte, reizte die Stände zu heller Wut. So kam die Explosion. —

Am 9. Mai 1811 faßte Marwitz die Beschwerden der Stände an den König nochmals in einer „Letzten Vorstellung" zusammen, wo mit bösen Worten das Alte und das Neue verglichen wurden. „Solchergestalt war unser Staat

einer großen Familie vergleichbar, in welcher der Vater das höchste Vertrauen aller Familienglieder genoß, und in welcher sich alle bestrebten, den Wohlstand des Hauses auch für ihre Nachkommen zu begründen. Jene Staaten dagegen scheinen uns einer Indischen Pflanzung zu gleichen, wo die Sklaven zur Arbeit getrieben werden und wo der Herr seiner großen Gewalt ungeachtet keinen Augenblick ruhig schlafen kann."

Über die letzte Tendenz der Reformen wurde gesagt:

„1. Gleichmachung aller Stände. Wir glauben aber, daß eine Monarchie ohne einen Mittelstand zwischen König und Volk nicht bestehen kann, weil dieser Mittelstand die Masse teilt, ihre Beherrschung also erleichtert und sie fester an den Staat knüpft. Eine Unzufriedenheit, sei sie jetzt in diesem Mittelstande oder beim Volke, kann keinem Regenten Sorge machen. — Man wage es aber einmal, wenn nur eine große, ungeteilte Masse dem Throne gegenüberstehen wird, Unzufriedenheit in ihr zu erregen!

2. Ist die Tendenz: Mobilisierung des Grundeigentums. Alles soll gekauft und verkauft werden und in den Handel und Wandel kommen. Und dennoch ist es gerade Grundbesitz, der am festesten an den Staat kettet, der Kaufmann aber ist der, der sich in allen Staaten gleichwohl befindet."

Und nun kam der gerade im Hinblick auf Hardenbergs liberal-philosemitische Haltung böseste Hieb:

„Diese doppelte Tendenz leuchtet aus allen Verordnungen und Schriften derjenigen hervor, die Ew. K. M. Minister umgeben. Schon gibt man uns und unsern Besitzungen den Namen nicht mehr, der uns zukommt, weil man ihn zu gut für uns hält.

Der uns mitgeteilte Entwurf zu einem Edikt über die bäuerlichen Verhältnisse redet von den „großen ländlichen Besitzungen, die man gewöhnlich Rittergüter nenne." Den Juden hingegen (um ein Beispiel anzuführen) gibt man auch nicht ihren Namen mehr, aber aus dem entgegengesetzten Grunde, nämlich: weil man ihn zu schlecht für sie hält. In der Verordnung, wo ihnen Grundeigentum zu acquiriren er-

laubt wird, heißen sie: „Die Bekenner der mosaischen Religion."

Diese Juden, wenn sie wirklich ihrem Glauben treu sind, die notwendigen Feinde eines jeden bestehenden Staates (wenn sie ihrem Glauben nicht treu sind, Heuchler), haben die Masse des baren Geldes in Händen; sobald also das Grundeigentum so in seinem Werte gesunken sein wird, daß es für sie mit Vorteil zu acquiriren ist, wird es sogleich in ihre Hände übergehen, sie werden als Grundbesitzer die Hauptrepräsentanten des Staates und so unser altes ehrwürdiges Brandenburg-Preußen ein neumodischer Judenstaat werden." —

Aber was hier gegeneinander stand, war eben ein schicksalhafter Umbruch, war Revolution. All dies mußte ungehört verhallen, da es nicht am Zuge war.

Jetzt schlug Hardenberg zu. Aber er, der den Oppositionellen zumeist eigennützige Motive unterschob, griff sich nicht diese heraus, bei denen er solches vermuten konnte, sondern gerade die Selbstlosen. Er erwirkte beim König gegen Marwitz und Finckenstein Festungshaft für diese Demonstration. Ein peinliches Begleitereignis hierbei ist nie ganz geklärt worden. Der französische Gesandte gab sofort eine Abschrift der „Letzten Vorstellung" wegen ihres, die französischen Grundsätze angreifenden Inhalts nach Paris, und dies soll Hardenberg benutzt haben, um auf den König einen Druck auszuüben. — Die Festungshaft währte nur fünf Wochen, aber für Marwitz war sie ein Schlag; er verlor indessen zwei Kinder durch eine plötzlich auftretende Ruhr. Die Mehrzahl derer, die mitunterschrieben, kniff natürlich jetzt, aber neben manchem tapferen Besuch während seiner Haft durch Standesgefährten erlebte er die Freude, daß eines Tages Gneisenau vor ihm stand, der es sich nicht nehmen ließ, dem Kriegskameraden aus dem Jahre 1806 die Hand zu geben.

(Und hier sei eine Zwischenbemerkung gestattet, die im Hinblick auf unsere Tage wichtig erscheint. Es muß einmal mit der Legende von der „Bauernbefreiung" aufgeräumt werden. Wie schon gesagt, die Revolution in der Armee war in ihren grundlegenden Anfängen geglückt, in der Durchführung des Neuen auf dem Lande hat — sehr im Gegen-

satz zur französischen Revolution — der Liberalismus versagt. Die Schuld hierfür trägt Hardenberg, der bei der Aufhebung der Erbuntertänigkeit einerseits zu sehr nach französischem Muster vorging, andererseits vor dem Adel sich fürchtete und vor allem — wie fast stets — die Gesetzgebung fahrlässig abfaßte. So konnte durch die artfremd gehaltene Mobilisierung des Bodens die Spekulation einbrechen, was gerade Marwitz am schärfsten geißelte. Der schlechte Adel aber konnte die an sich durchaus gerechtfertigte „Ablösung der Lasten" benutzen, um die Bauern zu prellen. Durch das „Bauernlegen" jener Tage ist der Großteil der freien Bauernschaft östlich der Elbe vernichtet worden, sind die Latifundien entstanden.

Männer wie Marwitz haben dies nicht gewollt, — Riesengüter sind etwas Unpreußisches — aber Hardenberg ließ es zu, ohne gegen die Eigensüchtigen das Geschütz aufzufahren, das er gegen den Friedersdorfer verwandte. Hier harrt dem neuen Deutschland immer noch die Aufgabe, welche seit den Tagen Thomas Münzer ungelöst: die Schaffung einer größtmöglichen Zahl von Bauernstellen unter Zurückdrängung der Latifundien. Ohne dies keine neue Wehrmacht.

☆

Aber trotz all dieser Kämpfe vergaß Marwitz nie sein Land; das scheidet eben den wahren fruchtbringenden Reaktionär von dem artfeindlichen. Schon 1810 schrieb er das herrliche Wort an Finckenstein: „Ich für mein Theil will lieber alles opfern und von einer Regierung, die meine Mitbürger, unter einem angebornen König, verwalten, jegliche Gewalt erdulden, als nur zu einem tausendsten Theil Schuld sein, daß der Fremdling in diesem Lande herrsche." Und dieses Wort setzte er auch in die Tat um. 1812, nach den ersten Nachrichten aus Rußland, nachdem er, ebenso wie die Jakobiner, immer wieder gegen die außenpolitische Unentschlossenheit der Regierung gewettert, eilt er zu Hardenberg und bietet seine Dienste an.

☆

Immer wieder rührt Marwitz in seinen Schriften gegen die Reform an einen der wundesten Punkte deutschen Lebens: das artfremde Recht. Kurz und knapp verurteilt er die Ju-

stiz: „Sie war tot für das Volk, weil sie nicht auf teutsche Verfassung und Sitten, sondern auf römische gegründet war.", und er freut sich, sie in seinen Tagen wenigstens an einem Ort noch vorzufinden: „In der Armee herrschen noch die letzten Überbleibsel alter teutscher Gerichtsformen, nämlich die, daß der Rechtsgelehrte nur den ordnungsmäßigen Gang der Sache leitet, der Urteilsspruch aber niemals durch ihn, sondern durch die Gleichen (les pairs) des Beklagten geschieht." Mit seinem untrügerischen Instinkt findet er das Liberale, das Statische, am römischen Recht heraus: „Es ist bemerkenswert, daß das Wesen der deutschen Verfassung dahin ging, das ganze Geschlecht (die moralische, unsterbliche Person) aufrecht zu erhalten, daß aber das fremde, undeutsche Recht hiervon gar keinen Begriff hatte und bloß die in dem Augenblick, wo es angewendet wurde, grade lebenden Individuen in Betrachtung zog."

Daß jemand mit seinem Eigentum tun könne, was ihm beliebe — die Heiligkeit des kapitalistischen Besitzmonopols, — daß es überhaupt ein „Eigentum an sich" gäbe, an eine Person gebunden, das hätte man einem Mann wie Marwitz nie erzählen dürfen. Der König war Lehnsherr, und Eigentum war immerwährende Verpflichtung, den Vorfahren und den Nachkommen gegenüber. — Ist es eigentlich sehr weit von jenem Lehnsbegriff bis zur Proklamierung des „Obereigentums der Nation an Grund und Boden, Bodenschätzen und Produktionsmitteln"? Wobei der einzelne nur Besitzer im „Erblehen" ist?

Daß der damals immer stärker werdenden Freimaurerei sein ganzer Haß galt, braucht wohl nicht erwähnt zu werden.

☆

Am konservativen Menschen gibt es kein Privatleben. Alles ist eine Einheit. Vom Adel verlangt Marwitz „beste Gesinnungen, richtigen Takt, angenehmste Formen". Sein Briefwechsel mit der Schwägerin Marie v. Clausewitz zeigt den großen Kavalier. „Ich grüße Deinen Mann und wünsche lebhaft, daß er bald aus dieser Ungewißheit befreit werden möge. Frau und Kinder empfehlen sich Dir, ich aber küsse in Demuth die Silberspitzen Deiner Goldfinger, indem ich stets bleibe, Beste Exzellenz, Dein getreuer Klient L. M."

Wer, wie wir Armen unter dem verblassenden Mond des Spätliberalismus, dazu verurteilt war, jene Büchersintflut über Liebes- und Eheprobleme über sich ergehen lassen zu müssen, mit ihrer gräßlichsten Zerfaserung und Überspitzung, mit ihrem individualistischen Gezerre, der erholt sich ordentlich, wenn er liest, wie dieser Marwitz um die etwas spröde Franziska Brühl geworben hat:

„Es wäre ganz gegen meine Natur gewesen, wenn ich irgendwie sie hätte attackieren sollen, sei es mit Liebesversicherungen, sei es mit Unglücksklagen oder dergleichen Narrenpossen, davon fiel nicht ein Wort, so wenig wie früher bei Irenen. Es fiel mir gar nicht ein, etwas anderes zu suchen, als die Übereinstimmung unserer Gedanken und Gefühle, und damit ging es ganz ruhig und langsam vorwärts."

Und immer wieder fühlt er sich verwoben im Ganzen, so wenn er vor dem Ausmarsch 1815 in das Tagebuch schreibt:

„Ich wünsche, daß meine Frau jetzt einen Sohn zur Welt bringe und daß dieser immer das Irdische dem Ewigen nachsetzen möge, daß meine Töchter tüchtige und ehrbare Gesinnungen in andere Geschlechter fortpflanzen mögen; daß mein Vaterland dauernd hochstehen möge über dem schlechteren Ausland; und wenn ich dann in diesem Kriege falle, so wird mir der Übergang nicht schwer werden, da mir der Himmel bevölkerter ist, als die Erde."

Und dergestalt ist auch seine Lebensbilanz. Er war ein siegreicher Reiterführer gewesen, hatte eine starke Fronde geleitet, weite Reisen gemacht (England und Frankreich), aber als er 1825 wieder einmal das Fazit zieht, — wessen rühmt er sich da?

„Ich habe in diesem Zeitraum ein großes Werk zustande gebracht, woran ich nicht weniger als vierundzwanzig Jahre gearbeitet habe, nämlich die Reinigung des Friedersdorfschen Hypothekenscheines von den imaginären Schuldposten, die Aufnahme von Pfandbriefen, um den Zinsfuß allgemein auf vier Prozent zu haben, die Aufhebung des Lehnstammes und die Versicherung der ausschließlichen Nachfolge auf meinen ältesten Sohn. Welche Mühe dies gekostet hat, und welche sonderbaren Umwege ich habe einschlagen müssen, ergeben meine Akten und mein Testament."

☆

Merkwürdig ist seine religiöse Haltung. Selbstverständlich ist er positiver Christ, aber es klingt eigenartig, wenn er über seinen Religionsunterricht erzählt: „Ich erinnere mich, daß wir uns über die Dreieinigkeit und über die Gegenwart Christi im Abendmahl jedesmal acht Tage lang gestritten haben, bis ich mich für besiegt und fest im Glauben erklären mußte.“ Man hat ihm das als Rationalismus auslegen wollen, aber es ist doch wohl etwas anderes, und zwar, wie stets bei ihm, etwas, das er mit dem gesamten Offizierkorps teilt. Gewiß ist es richtig, wenn gesagt wird, daß die märkischen Edelleute einen derben Wirklichkeitssinn besaßen und wohl aus dem nordischen Einschlag her sich viel mehr von Mystik und Pietismus fernhielten als etwa die Pommern. Gewiß gab es auch Zeitströmungen — wir werden eine besonders gefährliche unter Friedrich Wilhelm IV. erleben — aber darüber hinaus muß doch einmal gesagt werden, was beim Aussprechen vielleicht wie Frevel klingen mag: recht eigentlich hatte das preußische Offizierkorps immer seine eigene Religion. Eine auf dem Schlachtfeld errungene. — Und zuweilen wird sie sichtbar. — Der alte Dessauer bat bei Kesselsdorf den lieben Gott: „Lieber Gott, stehe mir heute gnädig bei! oder willst du nicht, so hilf wenigstens die Schurken, die Feinde nicht, sondern siehe zu, wie es kommt!“ Der Husarenoberst Belling, der den Junker Blücher gedrillt, leistete sich ein Jahr nach dem siebenjährigen Kriege dieses Stoßgebet: „Du siehst, lieber Vater im Himmel, die betrübten Umstände deines Knechtes Belling; bescheere ihm daher bald einen gelinden Krieg, damit er sie verbessern könne und Deinen Namen ferner preise. Amen!“ Der General Günther pflegte seine Mannschaft also anzureden: „Alles ist reiflich und behutsam erwogen; auch ich habe gethan, was zu allen Dingen den Segen bringt, habe Gott den Herrn um seinen allmächtigen Beistand angefleht; wenn wir aber doch nicht gewinnen, so hole euch verfluchte Kerle alle der Teufel, denn ihr seid dann allein Schuld.“

Und nun tue man noch das hinzu, was sich auf den Schlachtfeldern des Weltkrieges als Gottesanschauung geformt hat. Wer es erfühlt, wird wissen, was hier gesagt sein soll. Von dieser Haltung zeugt auch Marwitz. Darum ist es natürlich, wenn eins bei ihm stark ausgeprägt ist, na-

turgemäß in christliches Gewand gekleidet: die germanische Schicksalsidee.

„Die Schicksale der Welt und der Völker werden allein von Gottes allmächtiger Hand und nicht durch Menschen geleitet; bisweilen verhängt er Begebenheiten, oft fürchterliche, oft unscheinbare in ihrem Beginn, bisweilen freudige, die der Welt eine andere Gestalt geben; bisweilen bedient er sich aber auch der Menschen als seiner Werkzeuge dazu. Ein solcher Mensch ist aber alsdann auch weiter nichts als ein blindes Werkzeug in seiner Hand; er kömmt dazu, er weiß nicht wie, die Begebenheiten drängen ihn vorwärts und auf einen Platz oder in eine Stellung, von der er früher nicht einmal geträumt, und wie sehr er sich dann auch seiner selbst und seiner Zwecke bewußt werden mag, so reihen sich die Begebenheiten und Zufälle wie von selbst seinen Taten und Zwecken an. Nur solchen auserwählten Menschen ist es vergönnt, Resultate für die gesamte Menschheit hinter sich zu lassen. — Andere werden dahin gedrängt, wie sehr sie sich auch sträuben, wie sehr sie auch vor jeder persönlichen Wirksamkeit zurückschrecken. Ein Beispiel davon ist König Friedrich Wilhelm III. Nie hat es einen Menschen gegeben, der weniger geneigt gewesen wäre, aus sich heraus zu wirken, aber dennoch — was wir auch von seiner Passivität gegen alles, was ihn nicht direkt persönlich betraf, beibringen mögen — dennoch ist er derjenige gewesen, der außer dem Kaiser Alexander das meiste beigetragen hat, den europäischen Weltverhältnissen von den Pyrenäen und Alpen bis zur Ostsee diejenige Gestaltung zu geben, in der sie sich jetzt befinden."

An seinem Feind Hardenberg entdeckt er dieses Schicksalswalten einmal mit grimmigem Humor, da dieser Napoleon 1813 weitaus für schwächer hielt, als es tatsächlich der Fall war, und in den Krieg eintrat, was er bei einem klaren, nicht optimistisch gefärbten Überblick nicht getan haben würde. „Für unser Land war es das größte Glück, daß Hardenberg ein so arger Windbeutel war und allen Schein für Wahrheit nahm. Dieser fünfundsechzigjährige Jüngling rettete das Vaterland als ein blindes Werkzeug

des Allmächtigen, da ein besonnener und redlicher Minister es würde verdorben haben."

☆

So führt die Linie von Marwitz nicht zu Julius Stahl, sondern sein Bruder ist Bismarck. Professor Julius Stahl, dem späteren Führer der konservativen Partei in Preußen, gelang es nicht — infolge der eigenen Unklarheit und lediglich geistigen Fundamentierung seiner Lehre — den Einbruch der verhängnisvollen Ideen Joseph de Maistres*) mit ihrem Legitimismus, ihrem Gottesgnadentum von Preußen fernzuhalten und so muß er, wenn von den Begründern des Klassenkampfes gesprochen wird, mit Marx in einem Atem genannt werden. Er war auch, wie dieser, jüdischer Rasse. So haben weder er noch die im Katholizismus wurzelnden Romantiker ihr Teil an Marwitz.

Er ist und bleibt Preußen.

☆

In seinem Testament spricht er:

„Was die Erziehung meiner Söhne anbetrifft, so sollen sie keine sogenannte w i s s e n s c h a f t l i c h e Erziehung bekommen, durch welche das gesunde Urteil und die Tatkraft, welche der Schöpfer in den Menschen gelegt hat, verschroben und gelähmt wird, sondern sie sollen ordentlich Mathematik, Sprachen, Geschichte und Erdkunde lernen, zum Selbstdenken und Selbsthandeln angeführt, ihr Körper möglichst geübt und gestärkt und sie dahin geführt werden, daß sie Gott, welcher höher ist, als aller Menschen Wissen und Vernunft, beständig vor Augen und im Herzen haben."

— Beide Söhne sollten zunächst Offizier, der zweite später Landwirt werden. Denn der Mann wird sich in der Armee „weit besser auch zu jedem anderen Staatsdienst (wenn er einen solchen suchen muß), ausbilden, als durch Stuben-Examina und durch das Auswendiglernen von stets wechselnden und unheilbringenden Theorien.

„Ich hoffe, daß meine Söhne sich niemals an ein so wandelbares und bewegliches Ding hängen werden, wie das

---

*) Gegen Joseph de Maistre hat Marwitz 1823 einen schroff a n t i - r ö m i s c h e n Brief geschrieben.

Geld ist. Dieser Götze verschlingt alle diejenigen, die ihm opfern. Das Wuchern und Spekulieren mit selbigem ist ein unwürdiges Kunststück, durch welches man den Erwerb seines Nebenmenschen auf sich zu übertragen sucht, oder wenigstens eine faule Art, sich durch die Welt zu bringen.

Ich hoffe im Gegenteil, daß sie ihren Grundbesitz erhalten und ihn pflegen werden, nicht wie ängstliche, isolierte Landwirte, sondern zugleich als Väter, Versorger und Vorbild ihrer Untertanen, bemüht, diese vor dem allgemeinen Verderben zu bewahren, sie auch ihrem Grundbesitz treu, fleißig und dem Vaterlande ergeben zu erhalten, deshalb sie um Schule, Kirche, Gerichtspflege und Polizei bekümmern und sie leiten, soviel es die Landesgesetze noch gestatten; — sodann in den Angelegenheiten der Provinz sich keiner Arbeit entziehen und keine Mühe scheuen, denn nur im Zusammenhange mit dieser kann das Wohl der einzelnen Ortschaften gedeihen; — endlich aber das Vaterland verteidigen, so oft es Not tut."

☆

Er ist das Symbol derer, die unsere Art gehütet haben über die Epochen hinaus. Welche Wache hielten, gleichviel ob "Ich" oder „Wir" regierten, und in unseren Tagen feiert er Auferstehung, wenden sich die Jungen ihm zu, suchen das ewig Gültige in ihm, um es nutzbar zu machen für den Kampf des Jahrhunderts.

☆

Am 8. September 1918 starb im Feldlazarett zu Valenciennes der durch ein englisches M.G. tödlich getroffene Kavallerieoffizier Bernhard von der Marwitz.

Er war Gutsherr auf Friedersdorf.

Der Rebell

Dieser scheint der Seltsamste. Sein Gott war die Subordination, Ungehorsam und Disziplinlosigkeit in seinen Augen das größte Verbrechen nach der Feigheit. Er selbst aber hat sich ständig in Auflehnung befunden.

Sein zweiter Gott war das Regelmaß. Aber sein eigenes Leben verläuft wie ein Abenteuerroman, und es ist ein

Wunder, daß noch nie jemand ein Jungensbuch daraus gemacht hat. — Und doch wird beim näheren Betrachten das ganze sinnfällig und organisch, denn er verlangte auch Gehorsam von oben, und weil er davon nicht abließ, hat er sein Leben hindurch leiden müssen, selten gelacht. Auch ist er keine Ausnahme, sondern nur wieder einmal die stärkste Bestätigung dessen, was im ganzen Offizierkorps lebte. Nur die kosmopolitische Geschichtsfälschung hat aus dem preußischen Leutnant eine blinde und taube Disziplinmaschine gemacht. In Wahrheit ist das Offizierkorps — solange das Königtum gesund blieb — geradezu eine Anhäufung von Persönlichkeiten gewesen. Nur darum konnten auch alle miteinander in Reih und Glied stehen.

Aber den Hans David Ludwig von Yorck traf es gerade, all das auf sich zu nehmen, was dem widerfährt, der das ungeschriebene Gesetz alle Zeit über den Buchstaben im Kodex stellt und niemals Konzessionen macht. Solch ein Mensch ist riesengroß und kleinlich zugleich, denn das alltägliche Leben ist niemals eine andauernde Hochspannung, ein „Entweder-Oder", das man nur aussprechen soll, wenn es der Gegenstand auch verlohnt.

Er verkörpert einen anderen Typ als Marwitz, denn er besaß keine Scholle. Er ist der Nur-Soldat. Er hat nichts als die Armee, die ist Glück und Qual in einem. Dem anderen bleibt die Scholle, ihm bleibt nichts. So zeigt er auf, wieviel Tausende von stillen Tragödien die Generationen hindurch all die vorzeitig pensionierten Offiziere durchlebten, die gleichfalls nichts besaßen als die Armee, und die nun plötzlich „nicht mehr dabei" waren, außerhalb des Kreises standen, der doch viel mehr bedeutete als nur Dienst und kameradschaftlicher Verkehr. Das letztere konnte auch der pensionierte Beamte betrauern, aber darüber hinaus lebte der Offizier doch noch in einer ganz anderen Daseinsspannung. — Darum sollte jeder Soldat seinen Acker haben, der auf ihn wartet, und es ist bezeichnend, daß selbst die Jakobiner stets Sehnsucht nach der Erde hatten, gern die Dotationsgüter nahmen. Bezeichnend, daß überhaupt Preußen seine großen Heerführer stets mit Land beschenkte. Wie es auch Yorck widerfahren ist.

Da ihm dies aber erst am Ende seines Lebens zuteil wurde, so hat er wie Tausende nach ihm nur im Heer Er-

füllung gefunden, mit jenem leisen Einschlag zum Landsknecht, der all diesen aus dem gleichen Grunde zu eigen. Der Landsknecht wurde aber bei den meisten von ihnen unterdrückt durch zwei andere Wesenheiten: durch die Hingabe an Preußen. Und durch die E h r e.

☆

Was ist Ehre? „Ehre ist ein Hirngespinst, die kann man nicht fressen", kreischte eines Tages 1806 der „überstudierte" Massenbach den Marwitz an. Auch im Hauptquartier zu Spa 1918 haben verschiedene solche Massenbachs herumgestanden. — —

— Ein jeder Stand hat seine Ehre, das wollen wir endlich wieder einmal klar und deutlich hinstellen, und das haben, trotz allem Kosmopolitismus, zwei am besten gewußt: die Soldaten und die Proletarier. Als die Gewerkschaften noch keine Verbände zur „Stützung des notleidenden Kapitalismus" waren, sondern echte Kampforganisationen, da gab es bei ihnen einen ungeheuer scharf gespannten Ehrbegriff, der preußisch war wie die Säure, und der hieß — „Solidarität". Wie bei jeder echten Ehre gab es hier auch keinen geschriebenen Kodex, aber die Grenzlinie war fadendünn, und wenn am ersten Tag nach dem Streik die Genossen in der Bude den Arbeiter Müller an der Fräsmaschine in der Ecke so lähmend-kalt ansahen, — dabei hatte er doch dem Streikposten beteuernd erklärt, er wolle sich nur noch seine alte Jacke aus der Fabrik holen, — dann wußte Müller, was die Uhr geschlagen hatte.

Aber seitdem die Arbeiter genau wie jeder Bourgeois zum Amtsrichter laufen, wenn ihre Weiber sich auf der Treppe wegen des neuen Kleides von der Meyern zanken (Seh' ich nicht aus wie 'ne Jräfin?), seitdem ist diese Ehre etwas auf den Hund gekommen.

Unter den Hamburger Zimmergesellen ist es heute noch Sitte, daß, wenn zwei sich prügeln, die Prügelei ordnungsgemäß in einem Ring vor sich gehen muß, den die Kameraden bilden. Der Unterlegene muß dem Sieger die Hand reichen und versprechen, ihm nichts nachzutragen. Tut er dies nicht, haut ihn der Ring spitalfähig. —

In den Hansa-Städten kann man noch die letzten Reste der Kaufmannsehre finden. Ansonst sieht es trübe damit

aus, denn eines Tages kam Herr Rothschild und brachte den spätliberalen Zustand auf die erlösende Formel: „Mei Ehr? — Mei Geld ist mei Ehr!"

Aber der Ehrbegriff des Offiziers muß der am schärfsten zugespitzte sein. Nicht, weil er „feiner" ist als die anderen, sondern weil von ihm alle Zeit die Bereitschaft zum Lebenseinsatz verlangt wird. Nur der kosmopolitische kleine Moritz kann sich einbilden, da ja doch nicht immer Krieg sei, könne man eine Kriegs- und eine Friedensehre für den Offizier schaffen. Also im Frieden etwa nur zufällig uniformierter, leutseliger Zivilist, im Kriege starre Ehrensäule. Mit diesem System, das allen Ernstes auch schon vom Liberalismus verlangt worden ist, dürfte Preußen keinen seiner Kriege gewonnen haben. Der Offizier muß eben alle Zeit von der Wiege bis zur Bahre „auf Draht" sein, was in der bisherigen Armee der Soldat schon wieder nicht nötig hatte. Denn er ging, von den Kapitulanten abgesehen, nur durch das Heer hindurch. Bei stehenden Heeren in des Wortes ureigenster Bedeutung ist auch das bereits wieder anders und einen Vorgeschmack hiervon bekommen wir in den heutigen Wehrverbänden, gleichviel, ob SA., Stahlhelm oder RFB., wo sich, wenn auch langsam und verschwommen noch, der Mann in der Truppe in seiner Ehranschauung selbst von seinen eigenen Gesinnungsgenossen außerhalb der Truppe deutlich im Ehrbegriff abzuheben beginnt.

Ist so jedermanns Ehre verschieden, nach Stand und Aufgabe, so haben sie doch alle zusammen eine Ehre gemeinsam — zumindest sollten sie haben — die National-Ehre.

Aber damit stehen wir eigentlich wieder am Anfang dieser Betrachtung, ohne scheinbar den Kern erfaßt zu haben. Wir haben uns darüber unterhalten, wer Ehre hat und wie sie sich manifestiert, — aber was ist Ehre? Und da müssen wir auf einen ansonst unbekannten Leutnant v. Hillersheim verweisen, einen Kompanie-Kameraden Gneisenaus. Den fragte auch ein, wohl etwas „überstudierter" Oberst: „Was ist eigentlich Ehre?" — Da nahm der kleine Leutnant das Kinn an die Binde, sah durch seinen Chef hindurch bis nach Spa und erwiderte: „Herr Oberstwachtmeister,

wenn Sie nicht das Gefühl dafür haben, kann ich Ihnen keine Definition davon geben."

☆

Ja, diese unselige, niemals mögliche, immer wieder versuchte Definition! — So stand an einem schönen Sommertage Anno 1779 der Kommandant der Friedrichsburg, der Königsberger Zitadelle, kopfschüttelnd in seinem Dienstzimmer, blätterte in einem Aktenstück und blickte verwundert auf den dazugehörigen Arrestanten. Das Aktenstück meldete, der Arrestant sei der 20jährige Leutnant v. Yorck vom Füsilier-Bataillon Luck, Sohn des Capitains David Jonathan v. Yorck und der geborenen Marie Pflug, Handwerkerstochter aus Potsdam. Der Leutnant habe beim Antreten der Kompanie plötzlich vor dem Hauptmann v. Naurath, dem Kompanieführer, das Sponton umgedreht, also die Ehrenbezeugung verweigert. Grund: der Hauptmann habe während des letzten Feldzuges, dem bayerischen Erbfolgekrieg, eine Altardecke gestohlen. Die Leutnants der Kompanie hätten sich daraufhin verabredet, dem Naurath darzutun, wie sie über solches Verhalten dächten, und der Yorck habe damit den Anfang gemacht. Sofortige Überführung ins Arrest war die Folge, Kriegsgericht, und das Urteil ein Jahr Festung und Kassation. Denn der König, den wohl an diesem Tage in Sanssouci die Gicht geplagt haben mußte, hatte mit wütenden Krakelzügen an den Rand des Aktenstückes geschrieben: „Geplündert ist nicht gestohlen, der Yorck kann sich zum Teufel scheren! Friedrich."

Der Kommandant sah wieder den Arrestanten an. Ein schlanker, straffer Junge, mit wildem, aber reinem Gesicht. Dem alten Soldaten war nicht ganz wohl, als er dem Jungen zuredete, sein Schicksal mit Fassung zu tragen und ihm das Jahr über keine Ungelegenheiten zu machen. Der Leutnant v. Yorck sagte kein Wort, nur die großen blauen Augen blickten eisig und wild zugleich. Wie ein unter Schnee liegender Vulkan, dachte der Kommandant.

☆

Der einstige Leutnant, jetzt Capitain v. Yorck, Kompanieführer in dem von der holländisch-ostindischen Kompanie aufgestellten Fremden-Regiment unter dem französi-

schen Grafen Meuron, saß in seiner Kajüte am Schreibtisch und schrieb das Datum nieder, unter welchem der Brief in die Heimat gehen sollte: 15. Oktober 1782. Wenn der Capitain zum Kajütfenster hinausblickte, sah er den Hafen von St. Croa vor sich liegen und die herrliche Insel Teneriffa dahinter. Die Transportflotte hatte hier Anker geworfen. Der nächste Halteplatz, Kapstadt, würde das Ziel der Reise sein.

Der junge Capitain dachte nach, wie er eigentlich hierher gekommen war. Nach seiner Festungshaft hatte er mittellos auf der Straße gestanden. Aber die einstigen Kameraden im Bataillon hatten im Kasino um seine prächtigen Pistolen gespielt, die er zurückgelassen, und mit dem Erlös, den sie ihm geschickt, war er nach dem Haag gereist.

Dann begann sein Lebensschiff wild zu tanzen. Ohne Beschäftigung lag er in den Haager Vorzimmern herum, bis der berühmte Zufall sich meldete. Ein befreundeter Kriegsschiff-Capitain nahm ihn zu einer Konvoi-Fahrt nach Skandinavien mit, die schon an der Doggerbank durch ein wütendes Gefecht mit den Engländern ihr Ende fand. Der Pommer Yorck erlebte seine erste Seeschlacht. Die Holländer blieben siegreich, und als Yorck als erster auf einem schnell zurückgesandten Boot im Haag eintraf, von der Bühne eines Theaters herab den im Hause befindlichen Erbstatthalter und den reichen Handelsherren im Parkett den Sieg verkündete, da schenkte ihm die Regierung als Belohnung eine Kompanie der Garde. Aber der Aufenthalt in dem von Parteikämpfen zerrissenen üppigen, für einen tatenlustigen Soldaten nicht zuträglichen Land schmeckte ihm nicht. So ging er zum Regiment Meuron, das für die Handelskompanie nach Südafrika und Ceylon gehen sollte, um dort gegen die Engländer zu fechten.

Der Capitain lächelte traurig und freundlich zugleich, wenn er an all die Geschehnisse dachte. Einmal war er in den vergangenen drei Jahren froh gewesen; als er Paris gesehen und das französische Theater erlebt. Schnell, Kultur und Tragik kündend, sprangen in seinem guten Gedächtnis die Verse des „Cinna" und des „Mahomed" auf. —

Yorck unterbrach sich bald im Sprechen der Verse und schrieb weiter an dem Brief, der vor der morgigen Abfahrt in die Heimat zurückgehen sollte. Er beschrieb den freund-

lichen Empfang, den die Offiziere auf Teneriffa gefunden. Und lobte die schönen Spanierinnen: „mit schwarzen Augen und ungepudertem Haar, das sie ganz natürlich tragen.“

☆

Auf dem Übungsplatz in Trincomale auf Ceylon stand die Kompanie und sah wütend, aber auch respektvoll ihrem Capitain, dem „chevalier prussien“ nach, der eben mit großen, ruhigen Schritten davonging. Es war ein Mordsgesindel, diese Kompanie. Franzosen, Holländer, Schweizer, Abschaum aller Landstraßen und Spelunken. Aber er bändigte sie. Kam er nachts in die Quartiere und es war gerade die schönste Messerstecherei im Gange, dann fuhr er dazwischen, schlug sie mit den Köpfen aneinander, oder ließ den blanken Degen auf ihren Rücken tanzen. Und die Pistole saß ihm verdächtig locker in der Schärpe.

Sicher ging er jetzt wieder auf die Jagd in den Urwald. Die Neulinge murmelten einander zu, ob es sich nicht lohnen würde, hierbei den „petit diable“, wie sie ihn nannten, einmal aufzulauern. Aber die Älteren rieten ab, es sei nutzlos, er habe die Augen überall, und man sei eines Kopfschusses gewiß.

Wie sicher er ging! Als ob er nicht wüßte, daß hinter ihm zweihundert Kerls die Seuche auf sein Haupt herabflehten. Er schien etwas zu lahmen, und einige erzählten, daß er kürzlich unter dem französischen Admiral Suffren, dem berühmten Seehelden, eine furchtbare Seeschlacht bei Madras mitgemacht. Hierbei sei er von Deck gestürzt und mit dem Kopf nach unten an einer Ankerspitze hängengeblieben, die ihn bei der Wade aufgespießt habe. — Sie wunderten sich, wie tapfer er die noch frische Wunde verbiß und waren trotz aller Wut doch auch stolz auf ihn, denn er hatte aus ihnen die beste Kompanie des Regiments gemacht. — Und als sie eines Tages hörten, daß er im Herbst — es war Anno 1783 — nach dem Kap zurückkehren würde, waren sie, anstatt erfreut zu sein, ziemlich unwirsch.

☆

Vor dem Altar in der Kirche zu Kapstadt stand das Brautpaar. Ein reicher Pflanzer, der ein armes Mädchen heimführte.

Als einer der Trauzeugen der Capitain v. Yorck, — mit unbeweglichem Gesicht. Einige der Zuschauer sahen ihn neugierig an, denn er war der Liebste dieses Mädchens gewesen, und sie alle wußten, es war eine tiefe, wilde Liebe zwischen den Beiden umgegangen. Um ihretwegen hatte er am Kap für immer bleiben wollen. Aber beide waren arm, und als eines Tages die Eltern und ein guter Freund dem Capitain vorstellten, in welch ungewisses Schicksal er das Mädchen führe, welches, wenn er nicht wäre, sich gut und sicher verheiraten könne, da hatte er nach tagelangen Kämpfen dem Nebenbuhler das Mädchen selbst zugeführt. Unter der einzigen Bedingung, der Trauung beiwohnen zu dürfen.

Jetzt stand er hier. — Als die Braut das „Ja" aussprach, stürzte er wie ein Stock vornüber aufs Gesicht.

Mit dem nächsten Schiff kehrte der Capitain v. Yorck nach Holland zurück.

☆

Drei Jahre später ist er holländischer Attaché an der Berliner Gesandtschaft und damit seinem Ziel wenigstens in örtlicher Hinsicht nähergerückt. Denn die Sehnsucht nach Preußen ist plötzlich übermächtig in ihm geworden. Er hat eine glänzende Stellung im Haag ausgeschlagen — man wollte ihn zum Oberstleutnant machen — und die Gattin des Erbstatthalters, eine Schwester des preußischen Thronfolgers, ihm wohlgesinnt, da er in den inneren Kämpfen Hollands ohne Rücksicht auf sich selbst für das Haus Oranien Partei nimmt, hat seine Berliner Berufung durchgesetzt.

Doch der Alte in Sanssouci ist noch boshafter geworden. Auf sein Gesuch um Wiedereinstellung verhöhnt er den unglücklichen Bewerber geradezu:

„Vester lieber besonderer. Nach seiner eigenen Anzeige von gestern hat Er auf der Flotte unter dem Befehl des französischen General von Suffren gedient. Wenn Er also den Seedienst wohl verstehen mag, so ist doch nicht zu vermuthen, daß Er sich zum Landdienst schicket; und dazu sind doch einzig und allein bestimmt die neu errichtet werdenden Frey-Regimenter Seines wohlaffectionirten

Potsdam, den 3. Feb. 1786. Friedrich."

An den holländischen Capitain von Yorck in Potsdam.

Auch ein zweites Gesuch scheitert. Obwohl York den Irrtum aufklärt, bleibt der Alte höhnisch bei seiner Ansicht, York sei Seesoldat, also nicht geeignet für die Infanterie; „— und würde das ebenso viel sein, als wenn ein Koch wollte Tanzmeister werden.“ Aber endlich, nach des Alten Tode, kommt aus dem Kabinett Friedrich Wilhelm II. das Patent für den in auswärtigem Dienst gestandenen Hans Ludwig v. York. Und der König wird ihn „wegen seiner Ihro angerühmten guten Qualitäten und erlangten Kriegs-Experientz — nicht nur zu Dero Capitain anzunehmen, sondern ihm auch die vom Saßschen Regiment zum Plüskowschen Bataillon Füsilirs genommene Proschsche Compagnie in Gnaden zu conferiren und anzuvertrauen.“

Moellendorf war der Fürsprecher.

☆

Es sind keine Fremdenlegionäre auf Ceylon, sondern die Soldaten Sr. Majestät Fußjäger-Regiment, die an einem Septembertage Anno 1803 müde und verdrossen auf der Chaussee nach ihrer Garnison Mittenwalde zurückmarschieren und dem an der Spitze reitenden Regimentsführer und Oberstleutnant v. York nicht weniger freundliche Blicke zuwerfen als jene Galgenvögel in Indien. Sie kommen aus den Manövern und haben sich derart ausgezeichnet, daß York den Pour le mérite erhalten soll. Aber ehe sie es so weit gebracht, — was hatte jener York sie gebimst und gedrillt! —

Auch die Offiziere grollen, schauen wütend nach vorn, wo der York reitet, immer mit jener eisern-eisigen Ruhe, die er allemal zeigt, sei es auf den Gefechtsfeldern in Polen, sei es vor dem König. Die Offiziere wissen mehr als die Mannschaften; den Pour le mérite hat er abgelehnt, weil er ihn sich nicht bei einem Manöver, sondern auf dem Schlachtfelde verdienen will. — Aber noch strenger ist er gegen die anderen. Wie war das mit dem alten Major Roeteken, einem wilden, doch guten Soldaten, der leider soff, und der nun gerade, als er fünfzig wurde und dem König gemeldet wurde: „Er sauft nicht mehr“, das Unglück hatte, unter Yorks Befehl zu kommen, dem er natürlich noch lange nicht im Dienst Genüge tat! — Bis eines Abends eine Pistole knallte und der alte Roeteken am Tage darauf still

begraben wurde. Die Offiziere waren überzeugt, daß der Yorck dem Major durch seine Kälte und Verachtung, die er diesem Regellosen bei der letzten Unterredung erwies, die Pistole in die Hand gedrückt habe. Er hatte eine furchtbare Art, der Yorck. Mit höhnischem, kalten Sarkasmus pflegte er sie alle zu behandeln. Und es war zuweilen, als ob er Gift spritze.

Zu einem Gutteil käme sein Wesen wohl daher, erzählten sie untereinander, daß seine Ehe nicht glücklich sei. Aus seiner letzten Garnison habe er die Frau mitgebracht, eine arme Kaufmannstochter, Johanna Seidel. Zuerst habe es ihnen Vergnügen gemacht, ihn zu fragen, was für eine Geborene seine Frau sei. Aber ohne verlegen zu sein, habe er sie immer starr angesehen und höhnisch geantwortet: „Gar keine Geborene." — Nachdem die ersten Kinder weggestorben, sei es still in dem Hause des Yorck geworden. Das einzige Wesen, an dem er hinge, sei ein Kanarienvogel, den behandele er besser als seine Offiziere. Füttere ihn jeden Morgen eigenhändig und unterhalte sich freundlich mit ihm. Hin und wieder treffe man ihn beim Lesen des „Don Carlos" oder des „Wallenstein". Aber die Familie laufe immer gedrückt herum. So habe er wohl nichts als seinen Dienst und die Sorge, immerzu unterwegs zu sein, stets sich dort einzufinden, wo er gar nicht erwartet würde, so daß ihm die kleinste Bummelei auffiele.

Andererseits aber fühlten sie sich doch durch ihn gehoben, ganz wie die Legionäre auf Ceylon. Das von Friedrich dem Großen gegründete Regiment, das bisher nur Unglück, Unverstand und Verachtung erduldet, war durch ihn erst in Schwung gekommen. Er plagte sie gar nicht mit Paradedrill, sondern behandelte sie durchaus als Jäger. Hatte für sie auch die besten Instruktionen geschrieben. „Die Waffe ist nicht zum Exerzieren gemacht und die Bestimmung des Jägers ist nicht, zu exerzieren", hieß es in diesen Instruktionen. Aber seine Felddienstübungen waren um so schwieriger, denn er nahm sich jeden einzelnen Mann vor und walkte ihn solange durch, bis dieser wie ein Indianer kroch und schoß und vor allem die höchste Selbständigkeit erlangt hatte. —

Vorne aber ritt der Yorck und wußte, was sie hinter seinem Rücken redeten. Es war ihm gleich, der Soldat

sollte ihn fürchten, nicht lieben. Festung, Kap und Ceylon, erstorbene Liebe und Hingabe zum Soldatentum hatten ihn so gemacht, wie er war. Er wußte, daß er aus diesen Abenteuerjahren, aus Schulden und Jammer, nur knapp unversehrt herausgekommen war und nur sein hochgespanntes Ehrgefühl ihm geholfen hatte. Das hielt er nun fest, das hütete er Tag und Nacht, denn das war der Anker, und die anderen hatten sich zu richten danach. Haltung war das einzige. Der Mensch durfte sich nicht nachgeben. Er war in seinem Innern ein in Leidenschaften wütender Mensch, aber seine eisige Haltung ließ das nach außen nur ahnen. Er war nie zufrieden, weder mit sich noch den anderen. Zufriedenheit schien ihm der Tod.

☆

Von den Soldaten, die er unaufhörlich drillte und jagte, versah er sich niemals eines Guten. Um so mehr traf es ihn — da er die positive Ausstrahlung seines Wesens nicht erkannte — daß sie im Augenblick der höchsten Anspannung dennoch gar nicht daran dachten, sich gegen ihn zu wenden. So ritt er in jenem berühmten Gefecht bei Nossenthin plötzlich an die fechtende Linie heran und seine Stimme rief durch den Kampflärm: „Jäger, daß der Franzos mich nicht treffen würde, wußte ich wohl; aber ich glaubte gewiß, es gebe unter euch einige, die mir jetzt eine Kugel zuschieben würden; ich sehe, ihr alle seid treue, wackre Männer, und von jetzt an betrachte ich mich als euren Vater, euch als meine Kinder."

Als er 1807 vom Kriege heimkehrt, kaum genesen von den schweren Verletzungen aus dem Lübecker Straßenkampf, sich selbst entehrt fühlend durch die preußische Katastrophe, da war er weiß geworden, ganz versteinert.

Und es begab sich, daß er in die Stube trat und weder Frau noch Kinder ihn wiedererkannten. Nur der kleine Kanarier im Bauer flatterte noch einmal auf und fiel dann tot zu Boden.

☆

In der neuen Taktik der erste Meister seiner Zeit. Aber in seiner inneren Anschauung noch ganz friderizianisch. Er schüttete seinen Spott über Scharnhorsts „Militärische Ge-

sellschaft", wo die Gelehrten herumsäßen und ihm, dem Praktiker, komisch vorkämen. Nicht als ob er über die Prinzipien des Neuen im unklaren gewesen sei. Er war keine verkalkte Exzellenz. Er hatte Montesquieus „Esprit des lois" ebenso studiert wie Berenhorsts militärkritische Werke; aber es ritzte ihn nicht die Haut. Wenn die Jakobiner das erweckte Individuum verherrlichten, dann spottete er über diese demokratische Vorliebe, die „unter jedem Bauernkittel ein Talent wittere, und, weil Papst Sixtus V. in seiner Jugend ein Schweinehirt gewesen, um jedes derartige Subject sorgsam bemüht sei, aus Furcht, daß irgend ein göttlicher Sauhirt unbeachtet verkommen könne."

Wenn er also das „englische System" angriff, so war er — allerdings ohne die Schlußfolgerungen zu ziehen — doch nicht blind dagegen, daß die konservative Generation brüchig war. — Wie Marwitz, so urteilte auch er: „Seitdem der märkische Adel Schwert und Sporn an die Seite gelegt und die Goldwaage in die Hand genommen, ist er zugrunde gegangen, und ihm nicht mehr zu helfen."

☆

Und er sollte vollbringen, was keiner der Jakobiner gewagt hat: die erste aktive Rebellion gegen die zaudernde Krone.

Mit jenem Tag von Tauroggen ist wohl ähnlich, wie mit dem von Worms und anderen großen Wendepunkten unserer Geschichte. Das wirkliche Ergebnis eines solchen Tages würde dem Andenken allein nicht entsprechen, das sie besitzen, aber das Volk hat einen tiefen Instinkt für das Symbolische, für den innersten Geist solcher Geschehnisse. Weder nach Worms noch nach Tauroggen war oder schien die Möglichkeit eines Einlenkens auf dem alten Weg abgeschnitten. Luther hatte auch nach seinem „Hier stehe ich, ich kann nicht anders!" noch lange nicht die Absicht, sich endgültig von der katholischen Kirche zu trennen. Und das preußische Bündnis mit Napoleon wurde auch nach Tauroggen von der Berliner Regierung noch lange nicht fallen gelassen. Aber das Volk fühlte sofort, daß es kein Zurück mehr gab, daß hier ein Anfang war.

Der am 30. Dezember frühmorgens in der Mühle von Poscherum abgeschlossene Tauroggener Vertrag, unter-

schrieben von York, seinem Stabschef von Röder und seinem Adjutanten Major von Seydlitz und von den „Russen", General von Diebitsch, Oberstleutnant von Clausewitz und Graf Dohna, besagte in seinem Artikel 1 lediglich, daß das preußische Korps sich in den Landstrich zwischen Memel, Tilsit und dem Haff begeben, dort neutral bleiben und die Befehle des Königs abwarten wolle. Sollte der König die Konvention verwerfen, so verpflichtet sich York, bis zum 1. März 1813 nicht gegen Rußland zu kämpfen. — Das war recht eigentlich alles. — Es bedeutete zwar militärisch in jenen Wochen schon ungeheuer viel, denn Kutusow, der mit 120 000 Russen von Wilna aus zur Verfolgung der Franzosen aufgebrochen war, brachte nur noch 20 000 Mann an die Grenze. Die Russen waren ebenfalls ungeheuer erschöpft, und die 14 000 Preußen unter York bildeten so ein nicht zu bewältigendes Hindernis. Auch die Franzosen haben gewußt, was York wert war; Murat ließ ihm bereits das Offizierkreuz der Ehrenlegion, eine Dotation von 20 000 Franken und den Marschallstab versprechen. Yorks Vorgänger in der Befehlshaberschaft über das preußische Korps, das unter Macdonald den Nordflügel der „grande-armee" hielt, der General Grawert, hätte schon bei der Hälfte dieser „Douceurs" eingeschlagen, denn er sah, wie der Chronist Droysen sagt, „in Napoleon und dessen Handlungen etwas Übermenschliches, und in den Feldherren Davout und Macdonald die Jünger eines Propheten". Es war ein Glück, daß Grawert bald nach Beginn der Operationen sich krank legte, seinen Abschied nahm und York das Kommando erhielt, sonst wären diese 14 000 Mann glatt für Napoleons Interessen verblutet.

Aber der moralische Gewinn der Konvention war, wie bemerkt, weit größer. Nun gab es kein Zurück mehr, die Russen überschritten die Grenze, Ostpreußen trat in Aufstand, die Armee wurde derart rebellisch, daß es gar nicht mehr solcher Briefe bedurfte, wie York einen am 13. Januar 1813 kurz nach der Konvention an Bülow schrieb:

„Was für Ansichten hat man in Berlin? Ist man schon so tief gesunken, daß man es nicht wagen darf, die Sclavenketten zu zerbrechen, die wir seit fünf Jahren so demüthig tragen mußten? Jetzt oder niemals ist der Zeitpunkt, Freiheit und Ehre wieder zu erlangen. Die Vorsicht zeigt uns

den Weg, wir sind unwürdig ihres Beistandes, wenn wir ihre Wohlthaten von uns weisen. Unser Gegner gewinnt bei unserm Zögern nur Zeit, wir verlieren sie, jeder Moment ist ein unersetzlicher Verlust. Mit blutigem Herzen zerreiße ich die Bande des Gehorsams und führe den Krieg auf meine eigene Hand. Die Armee will den Krieg gegen Frankreich, das Volk will ihn, der König will ihn, aber der König hat keinen freien Willen. Die Armee muß ihm diesen Willen frei machen. Ich werde in Kurzem mit 50 000 Mann bei Berlin und an der Elbe sein. An der Elbe werde ich zum Könige sagen: hier, Sire, ist Ihre Armee und hier ist mein alter Kopf — dem König will ich diesen Kopf willig zu Füßen legen, aber durch einen Murat läßt sich York nicht richten und verurtheilen. Ich handle kühn, aber ich handle als treuer Diener, als wahrer Preuße und ohne alle persönlichen Rücksichten.

Die Generale und alle wahren Anhänger des Königs und seines Dienstes müssen jetzt handeln und kraftvoll auftreten. Jetzt ist der Zeitpunkt, uns ehrenvoll neben unsere Ahnen zu stellen — oder was Gott nicht wolle, schmählich von ihnen verachtet und verläugnet zu werden. Erkämpfen, erwerben wollen wir unsere nationale Freiheit und Selbständigkeit; als ein Geschenk annehmen und erhalten, heißt die Nation an den Schandpfahl der Erbärmlichkeit stellen, und sie der Verachtung der Mit- und Nachwelt Preis geben.

Handeln Sie, General, es ist absolut nothwendig, sonst ist Alles auf ewig verloren."

Aber man kann die Berliner Regierung in jenen Tagen nicht recht eigentlich schelten ob ihres Zauderns. Die Situation hätte noch ganz anderen Leuten, wie dem König und Hardenberg, Kopfzerbrechen gemacht, denn sie war verfahren genug. Die Regierung hatte vor allem keinen Überblick über die Lage. Vor knappen acht Monaten waren unter den Fahnen des Imperators eine halbe Million Mann durch Preußen gezogen, eine für jene Tage betäubende Zahl, und man wußte, wie Napoleon Soldaten aus der Erde stampfte. Es war natürlich, daß der König warnte, als York durch Seydlitz in Berlin anfragen ließ. „Napoleon großes Genie sein — immer neue Hilfsmittel finden." Noch waren ein Teil der preußischen Festungen besetzt. Kam Napoleon, der natürlich über den offiziellen Draht opti-

mistische Berichte nach Berlin geben ließ, mit neuer Macht zurück, dann war es mit der Existenz Preußens für immer vorbei, und tatsächlich ist der Korse selbst nach dem russischen Zusammenbruch viel stärker gewesen, als alle vermutet. Marwitz' diesbezügliche Äußerung über Hardenberg läßt die Situation ahnen.

Aber war denn die russische Bundesgenossenschaft andererseits wirklich so etwas Köstliches? Kam man nicht aus dem Regen in die Traufe? Konnte das kleine zentral gelegene Preußen von dem russischen Koloß nicht ebenso ins Schlepptau genommen werden, wie bisher von dem französischen? — Vor allem zögerte Hardenberg noch aus einem anderen Grunde: in das Verhältnis zu Rußland spielte drohender denn je die polnische Frage hinein. Würde Rußland auch im Osten Preußen wiederherstellen, oder für sein geplantes Herzogtum Warschau auch die preußisch-polnischen Gebiete zurückverlangen? — (Was später auch zum großen Teil geschah, allerdings in Verknüpfung mit der preußischen Annexion von halb Sachsen.) War Napoleons Heermacht in Rußland wirklich so dezimiert, wie die Berichte sagten, dann mußte ihm jetzt das Bündnis mit den noch in Takt gebliebenen Preußen um so wertvoller erscheinen. Und vielleicht ließ sich auf diesem Wege das Verlorene zurückholen.

Gewiß, man hätte sich in all diesen Fragen vor allem früher entschließen müssen, weil man dann diejenige Maßnahme hätte vornehmen können, deren Versäumnis mit Recht der Berliner Regierung später als Vorwurf, ja, als Brandmarkung angehängt worden ist: die Vernichtung der aus Rußland zurückflutenden Streitkräfte, deren geringe Zahl von einem Aufstand sofort hinweggefegt worden wäre. — Aber die Erwägungen selbst, die der König und sein Staatskanzler anstellten — der eine aus seinem durchaus echten Gefühl als „Landesvater", der seinen Untertanen nicht nutzlose Opfer zumuten will, der andere als ein in seinen „göttlichen Stunden" wirklich genialer europäischer Diplomat — diese Erwägungen sollten auch heute ruhig noch einmal durchdacht werden. Nicht, um sie als Richtschnur zu nehmen, — im Gegenteil — aber um die Sinnlosigkeit eines rein verstandesmäßigen Betrachtens aller Politik zu erkennen. Denn nicht nur jede politische Situation läßt sich durch das „Betrachten von allen Seiten" zu einem

unlöslichen Knoten schürzen, sondern es gibt solche nicht mehr aufzulösende Aufgaben auch in Wirklichkeit. Die Lage von Anfang 1813 war eine solche. Der Hut hatte nicht nur drei, sondern dreißig Ecken, wie man ihn auch wendete. Und in solchem Augenblick der Historie gibt es tatsächlich nur das, was Yorck tat: „Augen zu! — komme, was da wolle! — und nach einer Seite losgeschlagen!" Selbstverständlich erst dann, wenn man alle dreißig Ecken festgestellt hat durch genaues Betrachten der Realitäten. Daher sollte für alle „Vernunftpolitiker", die heute von der SPD. bis weit in die Reihen der NSDAP. vertreten sind, einmal die diplomatische Vorgeschichte der Befreiungskriege säuberlich niedergeschrieben werden, als Warnung für die „Risikolosen".

Auch Yorck hat naturgemäß Wochen hindurch geschwankt, furchtbare innere Kämpfe durchlebt mit seiner Verantwortung, seinem Royalismus, mit seinen Ehrbegriffen — man bricht auch einem Franzosen nicht das gegebene Wort — und vor allem nicht wenig mit dem ihm innewohnenden Pessimismus. Auch er hat den Russen nicht getraut und, — soweit es sich bei dem Dunkel der ganzen Vorgeschichte von Tauroggen feststellen läßt, — auch er tritt dem Gedanken erst dann ernsthaft näher, als ihm die Russen am 24. oder 25. Dezember 1812 einen Brief des Zaren übersenden mit folgendem unendlich wichtigen Wortlaut:

„Es wäre möglich, daß General Yorck aus Berlin bei der Rückkehr seines Couriers den Wunsch äußerte, Meine Ansichten in Betreff der Vortheile zu erfahren, die der König von Preußen haben würde, wenn er sich entschiede, gemeinsame Sache mit Mir zu machen. In diesem Falle antworten Sie ihm, daß Ich geneigt sei, mit diesem Fürsten einen Vertrag zu machen, in dem festgestellt würde und ich gegen ihn die Verpflichtung übernähme, nicht eher die Waffen niederzulegen, als bis es Mir gelungen wäre, für Preußen eine Gebiets-Vergrößerung durchzusetzen, groß genug, um es unter den Mächten Europas die Stelle wieder einnehmen zu lassen, die es vor dem Kriege von 1806 gehabt hat."

Erst damit wird aus der Militär-Rebellion die für das Vaterland rettende Tat. Erst damit kommt die große Rechtfertigung.

So marschieren die Truppen ab in den vorgesehenen Landstrich, jene Truppen, die Napoleon bei der Parade in Insterburg vor dem Feldzug noch derart gelobt hatte, daß seine Garden in Murren ausbrachen und die unter Yorks eiserner Faust bereits bewiesen, daß sich Jena nicht mehr wiederholen würde.

Absonderlich und unheimlich war er bereits auch den Franzosen immer gewesen, der „Chevalier de York". Und man erzählte sich, peinlich berührt, wie er einen Abgesandten Macdonalds, einen französischen hohen Offizier, im heftigsten Kugelregen an den Vorposten entlangführte, und als dieser fragte, ob es nicht besser sei, sich zu entfernen, die Antwort gab: „Ein preußischer Offizier würde solche Frage nicht getan haben."

Nach der Konvention gossen die französischen Zeitungen Kübel Unrats über ihn aus.

☆

Die Konvention und ihre Auswirkungen drängen ihn vorwärts. So steht er am 5. Februar vor den ostpreußischen Ständen in Königsberg. Da die Verbindung mit dem König gehemmt sei, könne er nur nach den Umständen handeln. Später läßt er noch die Worte ins Protokoll setzen — „und kraft der ihm als Generalgouverneur erteilten Autorität". — Und er bringt Feuer in die Versammlung, als er mit den Worten schließt: „Ich hoffe, die Franzosen zu schlagen, wo ich sie finde; ich rechne hierbei auf die kräftige Teilnahme aller; ist die Übermacht zu groß, nun, so werden wir ruhmvoll zu sterben wissen." Aber als dem Hinausschreitenden nachgerufen wird: „Es lebe York!", da dreht er sich eisig um: „Auf dem Schlachtfelde bitte ich mir das aus."

Und nach dem Einzug des Korps in Berlin am 26. März schließt er seine Ansprache an die Truppen mit der Versicherung, die bei ihm keine Phrase: „Ein unglückliches Vaterland sieht mich nicht wieder!"

Von diesem Tage an trug er Gift.

☆

Der versoffene Feldchirurg Heurich von den schwarzen Husaren, der oftmals im Rausch vom Pferd fiel, hat sicher

nicht geahnt, daß sein Name historisch werden würde, – aber auf einem jener rätselhaften Wege, um die nur der wahre Soldat weiß, wurde später, von den Husaren herkommend, jeder Mann aus dem Yorkschen Korps als „Heurich" bezeichnet. Heurich war bald die Parole der Yorks, eine vorteilhafte Parole, die später bei Nachtgefechten insofern ihr gutes hatte, als die Franzosen das „H" nicht nachsprechen konnten und die Heurichs dadurch im Dunkel immer wußten, wen sie vor dem Bajonett hatten.

Die Heurichs sind in den ganzen Befreiungskriegen das einzige Korps gewesen, die nie ein Gefecht verloren haben. Sogar die Korps-Kavallerie, die ansonst in der Armee nicht auf der Höhe stand, hat jede Attacke mit Erfolg geritten. Hier ist es einmal erhebend zu sehen, wie ein Chef seine Unterführer formt und heranzieht. Da war der tolle Platen, Major und erster Führer der litauischen Dragoner, der gleich im ersten Gefecht bei Damigkow mit zweihundert Reitern drei französische Kavallerieregimenter über den Haufen ritt. Vorher hielt er noch eine Ansprache: „— auch muß ein guter Dragoner seine Pfeife noch brennend haben, wenn nach der Attacke Appell geblasen wird." Da war der Oberst v. Horn, den sie den „preußischen Bayard" nannten, der bei Wartenburg mit dem Bajonett draufging und bei Bautzen trotz des Rückzugbefehls einen Krieg auf eigene Faust führte, bis York mit dem Donnerwetter dazwischen fuhr. Worauf er in aller Ruhe, wie auf dem Exerzierplatz, Schwenkungen ausführen ließ, mit dem Schluß: „In Sektionen rechts abmarschiert!" — Selbst Hünerbein, der anfängliche Führer der ersten Brigade, ansonst ein Hofmann, war in Yorks Hand ein tapferer Kerl, und sogar der Prinz Karl von Mecklenburg, Bruder der Königin Luise, der sich nach Jena ziemlich feige benommen hatte, zeigte unter dem „Isegrimm" höchste Tapferkeit, bis ihn ein Brustschuß bei Möckern kampfunfähig machte. Er war später der erste Chef des neuformierten Gardekorps. —

Einer der Besten war Oberst von Katzeler, der als Brigadekommandeur die brandenburgischen Ulanen und das ostpreußische Nationalkavallerie-Regiment führte, das wohl die ruhmreichste Freiwilligentruppe war. Die ostpreußischen Stände hatten es nach Yorks Rede und auf seine Anregung hin aufgestellt. Katzeler war neben Marwitz der erste Reiter-

führer der Armee. — Aber er war ewig im Kleinkrieg mit dem „Isegrimm", und zwar wegen eines für den Geist der „Heurichs" bezeichnenden Umstandes. Katzeler hielt sich einen Küchenwagen, und York, höchst erbittert darüber, war stets auf der Fahndung nach diesem regelwidrigen Fahrzeug, wodurch Katzeler gezwungen war, das Gefährt beim Herannahen des Chefs bis vor die äußersten Vorposten zu fahren, wo es dann, heftig umkämpft, im Niemandsland stand. Verzog sich das Wetter, wurde der Karren wieder zurückgeholt.

Unter den gesamten Offizieren herrschte ein gehobener Geist, und ein Berichter jener Tage traf Yorks Stab am Abend vor der Schlacht bei Laon (9. März 1814) dabei an, wie sie mit verteilten Rollen Shakespeares „Heinrich IV." lasen.

Das neumodische Requirieren war dem Korpschef und Generalleutnant v. York bis in die Seele verhaßt. „Als er", so erzählt der Chronist, „in Pont a Mousson in dem Schloß eines Generals, der 1806 in Berlin sich in das königliche Schloß einquartiert hatte, sein Quartier nahm und dann bei Abreise die Rechnung für die 20 Kuverts seines Tisches, die er bestellt hatte, fordern ließ, weigerte sich der Maitre d'Hotel, Bezahlung anzunehmen: sein Herr werde es sich zur Ehre rechnen, den berühmten General York bewirtet zu haben usw. York ließ sich den galanten Verwalter kommen: Allerdings hätte er wohl die Macht und allenfalls auch das Recht, hier in diesem Schlosse zu hausen, es niederzureißen und Salz auf die Stätte zu streuen, da der General sich einst unterfangen habe, in Berlin in seines Königs Schloß zu hausen, als wenn es ihm gehöre; aber es solle aller Welt ersichtlich werden, welch ein Unterschied zwischen einem preußischen und französischen General sei; er befehle jetzt die Rechnung. Sie ward dann im doppelten Betrage bezahlt." — Und ausgerechnet ihm mußten beim Sturm auf Chalons die „Heurichs" jenen namenlosen Kummer mit dem „Weißbier" bereiten. Das Yorksche Hauptquartier war in einem Bauernhause vor dem Ort untergebracht, und der Isegrimm sandte seinen Reitknecht in die noch umkämpfte Vorstadt St. Memmie, um etwas Wein zu holen. Der Reitknecht kam zwar ohne Wein, aber mit einem furchtbaren Schaukelgang zurück und brachte nur

noch hervor: „Alles tot, Exzellenz, alles tot.“ Erschreckt galoppierte Valentini nach St. Memmie und fand tatsächlich fast eine gesamte Infanteriebrigade am Boden liegen. Aber es waren keine Toten, sondern nur Betäubte, die auf Befragen erklärten, das „Weißbier“ sei schuld daran. Valentini stellte fest, daß die Pommern einige Champagnerkeller entdeckt und das, allerdings „etwas labbrige Zeug“ als Weißbier getrunken hatten. Horns Brigade mußte die Truppen ablösen, und York donnerte am anderen Tage, daß er sich verbäte, eine Räuberbande kommandieren zu müssen.

Aber sie hingen abgöttisch an ihm und mit Recht. Wohl die meisten Zwistigkeiten und Reibereien hat York mit dem königlichen Kabinett angezettelt, wenn er glaubte, daß seinen Leuten nicht Gerechtigkeit gegeben wurde. Bei der Parade vor Großgörschen ereignete es sich, daß der König plötzlich auf ihn zuritt und ihn fragte: „Habe Ihnen bereits das Eiserne Kreuz verliehen, sehe aber, daß Sie es noch nicht tragen.“ York erwiderte, er täte dies nicht, weil der König es noch nicht all den Offizieren, Unteroffizieren und Gemeinen überreicht habe, die er vorgeschlagen; bis dahin könnten sich diese mit Recht gekränkt fühlen. Ebenso rabiat wurde der Isegrimm, wenn von ihm vorgeschlagene Beförderungen nicht durchgingen.

Bei einer Parade vor Paris über das Korps York, das nahezu in Lumpen von der Katzbach bis an die Seine marschiert war, kehrte der König plötzlich, nachdem er erst ein halbes Bataillon abgeritten, mit dem Pferde um: „Kerle sehen mal proper aus“, worauf York sofort vorsprengte: „Bataillon kehrt!“ Die Majestät konnte sich ihre Leute von hinten besehen.

Bei Wartenburg hatte Hünerbeins Brigade in Reserve gestanden. Als York den General fragte, ob er Verlust gehabt habe, antwortete dieser mit einem rohen Witz, „einem einzigen krummbeinigen Packknecht seiner Brigade habe zufällig eine Kugel die Kaldaunen in Unordnung gebracht.“ Aber Hünerbein knickte zusammen, als der Isegrimm auf ihn loswetterte: „Herr General, dem Packknecht sind seine Kaldaunen genau so lieb gewesen als Ihnen die Ihrigen; ich verbitte mir ein für allemal im Dienst jeden Witz; bei Tisch werde ich ihm gern sein Recht lassen.“ Und

eben das wußten die Heurichs, daß er nur von ihnen verlangte, was sein mußte, daß er ewig im Quartierkrieg lag um ihretwegen. Und darum konnte er auch von ihnen alles fordern. Selbst den zynischen Hünerbein packte geradezu dichterische Verklärtheit, als er sich einen Bericht über Möckern (16. Oktober 1813) niederschrieb:

„Was die Poesie der Geschichte vom Spartanermuth dichten, was der Pinsel der Künstler uns von Römerkühnheit malen möge, so wird es doch durch das, was bei dieser Schlacht vor sich ging, unendlich übertroffen. Wer muß nicht von dankbarer Rührung durchdrungen werden, wenn er sich einen Obristen v. Borcke, einen Major v. Othegraven, einen Major v. Krosigk, den edel gefallenen, an der Spitze ihrer Angriffscolonne denkt, wie sie unter dem Hagel der Kartätschen, unter dem Mordgesause der schweren Kugeln, unter dem erschütternden Gekrach berstender Granaten in die feindlichen Massen und Tod und Vernichtung unter die sich verzweifelt Wehrenden tragen. Gibt es schönere Handlungen der Unerschrockenheit und Aufopferung als die des Lieutenant v. Sellin, der mit dem Lieutenant v. Favrat und sieben gemeinen Soldaten sich in ein mit Ordnung zurückgehendes feindliches Quarre hineinwürgt und ein bespanntes Kanon herausholt? — eines Lieutenant v. Eberhardt, der während der Attaque von einer Kartätschkugel zu Boden gestreckt von seinem Bataillon zertreten, noch ehe solches der Feind erreicht, keuchend mit einer bedeutenden Kopfwunde wieder vor demselben erscheint und ausruft: nein, Kinder, ich muß auch mit in den Feind! — eines Lieutenant v. Arnstädt, der, als beim Verfolgen des Feindes die Bataillone in Unordnung und mit dem linken Flügel der 7ten Brigade zusammengedrängt waren, sich mit dem Lieutenant Hübner Landwehrbataillons Graf Reichenbach Wort und Hand gab, im nächsten feindlichen Quarre die ersten zu sein, und es auch wirklich waren? Ein Befehlshaber müßte einen Gottesblick haben, um in einer so heißen Stunde als die einer Schlacht alle Thaten der Einzelnen zu übersehen, und die deutsche Bescheidenheit läßt so manche unentdeckt, sonst würde man ganze Bogen damit füllen können."

Bei Möckern erlitt das Korps die schwersten Verluste.

Von 20 800 blieben 7500 auf dem Felde. — Das Korps hat den Krieg hindurch am stärksten geblutet.

Aber bei den Heurichs kam zuerst der richtige „Frontgeist" auf, sogar ihr Feldprediger Schulze war „ein braver Mann". — Und nach der Schlacht an der Katzbach (26. August 1813), die zuerst nach dem Fluß Neiße benannt wurde, gab es das erste, wenn auch nicht salonfähige Frontlied: „An der wütenden Neiße, da gerieten die Franzosen in die — — — ."

Wenn auch betrüblich für den Kriegsdichter in der Heimat, so ist es doch Wahrheit, daß solche bösen Lieder an der Front viel eher gesungen werden als etwa das ideale: „Du Schwert an meiner Linken."

☆

Aber wenn York von seinem Korps fortritt und sich in das ihm vorgesetzte Hauptquartier der schlesischen Armee begab, zog er immer in einen Sonderkrieg. Denn da war Gneisenau, — und die beiden haben sich herzlich gehaßt. Es ging nicht um persönliches, sondern hier standen sich abermals die zwei Epochen gegenüber. Neue Vernichtungs- und alte Ermattungsstrategie bekämpften sich hier. York mißtraute stets den kühnen, nach dem absoluten Schlag suchenden Plänen Gneisenaus, denn der Krieg hatte für ihn ein anderes Bild. Bald nach Beginn des Feldzuges schrieb Gneisenau über seine beiden Korpsführer York und Langeron den Russen: „Beide halten mich für einen ehrgeizigen Verwegenen und mein Oberfeldherr will immer Angriffsdispositionen von mir haben. Da gehört wirklich Glück dazu, um aus einer so gefährlichen Lage unversehrt hervorzugehen." York hatte die Anschauung, daß eine Schlacht sich langsam entwickeln müsse, gewissermaßen aus sich selbst heraus und nicht durch einen vorgefaßten Offensiv-Entschluß an den Haaren herbeigezogen würde. — Zu Schack sagte er eines Tages überaus bezeichnende Worte über das Verhältnis von Hauptquartier und Front.

„Die Sache der Strategen sei es, die Bewegungen der Heerkörper so zu leiten, daß sie unter möglichst günstigen Verhältnissen schlagen könnten; daß die Heerkörper in der Verfassung seien, zu schlagen, und daß der zum Schlagen bestimmte Moment erfaßt, der Sieg erzwungen, die strate-

gisch eingeleitete Entscheidung tactisch gewonnen werde, das sei die Sache der Corpsführer, dafür seien sie verantwortlich; jene hätten die Aufgaben zu stellen, diese zu lösen; jene seien die Baumeister, diese die Werkmeister; aber sie müssen nur nicht ins Handwerk pfuschen wollen."

Die aus der neuen Generalstabsidee heraus sich entwickelnde Methode, auch in die Bewegungen der einzelnen Truppenkörper einzugreifen, haßte er wie die Sünde. Und recht eigentlich liegt in diesem Streit Gneisenau-York das verborgen, was im Weltkrieg am Schluß der Epoche wieder zum Vorschein kommen sollte. — So ging er, mißtrauisch gegen die Dispositionen des Hauptquartiers, jedesmal mit einem ungeheuren Pessimismus in die Schlacht. Auch bei Katzbach muß er geradezu hineingestoßen werden. Aber Blücher kannte ihn besser und deckte aus seinem tiefen Instinkt heraus den Gegensatz der beiden Anschauungen einmal auf: „Der Schwernöther, der York, ist schwer ins Feuer zu bringen, aber hab' ich ihn einmal drin, so ist keiner besser als er."

So war es. Mit einem Generalstabschef York wäre der Krieg 1813 nicht zu gewinnen gewesen, aber ohne den Korpsführer York auch nicht. Es ist nicht mit Unrecht behauptet worden, daß Gneisenaus Pläne ohne das Korps York, — welches der Isegrimm allezeit auch unmittelbar nach der Schlacht stets in Form zu halten sich bemühte, ohne die Exaktheit des Alten gar nicht hätten durchgeführt werden können. Da York nicht auf Vernichtung ausging, so war ihm die Schlacht nur ein organischer Einzelakt, nichts Endgültiges. So mußten selbst im Siegesfalle ihre, auch vom Fridericus stets gefürchteten Folgen schleunigst überwunden werden. Nach Katzbach sagte York sofort zu seiner Umgebung, „der Sieg sei ungewiß, so lange er nicht eine Anzahl geordneter Bataillone wieder in der Hand habe."

Das war nicht nur — wie man fälschlich annehmen könnte — die Furcht vor einem feindlichen Rückstoß, sondern jene organische Anschauung des alten friderizianischen Strategen über das Stets-in-Form-sein-müssen, das jener Epoche entsprang aus den Besonderheiten des stehenden Heeres heraus, dessen selbst siegreiche Auflösung immer eine Gefährdung des Ganzen bedeutete. (Das stehende Heer war

eben allezeit eine „Wir“-Gebundenheit.) Wohingegen der Vernichtungsstratege eher eine Zerstreuung der Formationen riskiert, wenn nur dadurch die möglichst restlose Ausmerzung des Feindes, im Verlauf der Verfolgung etwa, gewährleistet wird.

☆

Aber nach außen hin hielt der „Isegrimm“ Korpsgeist. Bei einem Diner in Paris mußte die Gesellschaft auf Blücher warten, worüber sich ein junger, deutscher Fürst, der durch den Krieg sein Land wiedererhalten hatte, erheblich aufregte. Nun war York auf das kleine Fürstenzeug, vor allem auf das vom Rheinbund, überhaupt nicht gut zu sprechen. Als beim Einzug in Wiesbaden ein erschreckter herzoglich-nassauischer Kammerherr ihn fragte: „Sie werden meinen gnädigsten Herrn doch nicht dethronisieren wollen“, erwiderte der Eiserne: „Noch habe ich keinen Befehl dazu.“ — Begreiflich, daß ihm ob des jungen Fürsten die Galle hochkam und er sich langsam das weiße Haar mit der Hand nach hinten strich, worüber die Gesellschaft in Schreck geriet, denn dies war ein Zeichen, daß der York langsam in Fahrt kam. Und es passierte auch, — er trat plötzlich auf den Fürsten zu und erklärte möglichst laut: „Ich dächte, es wäre besser, daß Ew. Hoheit hier auf den Blücher, als in Petersburg auf Ihre Pension warten.“ — Er schätzte Blücher als Feldherrn nicht, weil er ihn für einen Gefangenen Gneisenaus hielt, aber zutiefst war er dem Alten doch zugetan. Und als er wieder einmal Krakehl geschlagen, sogar von der Armee bereits abgereist, da genügte ein Billett Blüchers: „Lihber Freund, verlahsen Sie die armeh nicht, denn bald sind wir am siehl“, um ihn wieder umzustimmen.

☆

Er war kein Kriegsknecht um des Krieges willen. — Nach dem Gefecht bei Laon ritt er des Nachts mit Schack über das Schlachtfeld, und sie sahen ein Weib, das anscheinend seine Leiche ausplünderte. York befahl Schack, hinzureiten und „dies verfluchte Mensch“ fortzujagen. Da hörte er, wie die Frau — eine Marketenderin — weinend sagte: „Ich werde doch meinen Mann einscharren dürfen“, und der erstaunte Schack sah, wie der Isegrimm das Ge-

sicht abwandte und mit leiser Stimme trauerte: „Wie gräßlich ist doch Krieg."

— Ist es nicht so, daß nur der wahre Soldat um die Furchtbarkeiten des Krieges weiß? — Das kennzeichnet die immer noch vorhandene Haltungslosigkeit in unseren Tagen, daß der eine Teil des Volkes den Krieg in Grund und Boden verbannt, — ohne ihn selbst zu kennen, — und der andere Teil blöd dahersingt: „Siegreich wollen wir Frankreich schlagen!" und ihn ebenfalls nicht kennt. Nur unter den alten Frontsoldaten herrscht das richtige Maß: von den Greueln des Krieges zu wissen, aber die Idee des Krieges dennoch zu bejahen. Aber der weinerliche Pazifismus, wie die wilhelminische Kriegshysterie, sind in gleicher Weise verderblich, in gleicher Weise liberal. Glaubt man denn, der richtige Frontsoldat ist immer mit lodernder Begeisterung auf die Plätze zugestürzt, wo es knallte? „Heimatschuß" und „Druckposten" waren echte Frontausdrücke, die gerade von den guten Soldaten am liebsten gebraucht wurden. (Die sie nicht gebrauchten, drückten sich tatsächlich.) Das „Frontschwein" von 1918 hat nur aus diesem Grunde immer einen Abscheu vor Denkmalsfeiern und Siegesfesten gehabt, weil das zu dem wahren Krieg, sowohl der Idee, als auch der Wirklichkeit nach gar nicht paßte, in schreiendem Mißverhältnis stand. Das muß doch einmal gesagt werden: die Heimat ist vier Jahre hindurch korrumpiert, belogen worden durch die Art, wie Kriegsberichterstatter, Witzblätter und Kriegsdichter am Schreibtisch das Fronterlebnis verzerrt haben.

Aber warum sollen wir hier oft Besprochenes wiederkäuen? Es ist doch nutzlos. Die Frontsoldaten wissen, wie es war, und den anderen kann es niemals erklärt werden. Jedenfalls, — dieser York war ein Mann, der im wildesten Kartätschhagel sein Pferd Achten reiten ließ, um seine Umgebung zu beruhigen. Dieser York ist eines der prächtigsten Sinnbilder des preußischen Schlachtensoldaten, — aber der Krieg war ihm eiserne Daseins-Notwendigkeit, nicht Selbstzweck, keine Gelegenheit zu Patriotismen.

☆

Doch im Feldzug 1815 muß er als Befehlshaber der schlesischen Truppen daheim bleiben. Der Grund war bereits

gesagt; auch Kleist erhält aus dem gleichen Anlaß ein Kommando am Rhein. Blücher und Gneisenau waren eben der Anciennitäts-Streitigkeiten müde, und die rangälteren Generalleutnants wollten unter dem jüngeren Generalstabschef nicht dienen.

Yorks Antwort war natürlich ein Abschiedsgesuch. Eine Kabinettsorder vom 26. September 1815 gewährt endlich nach vielem Streit und Hin- und Herschreiben die Entlassung. Der König hatte für York eine Dotation in Höhe von 200 000 Talern bestimmt und ihm die Domäne Klein-Öls geschenkt. Auch hier wurde York wieder gallig, denn die Dotation für Blücher betrug 450 000 Taler.

☆

Er war Vater von zwölf Kindern. Neun davon waren bereits gestorben, als er in jenem, nicht mehr mit ihm geführten Feldzug von 1815 auch noch den Ältesten, den Stolz, verlieren sollte. Heinrich v. York war wohl das Ebenbild des Vaters; denn als der Direktor auf der Ritterakademie in Liegnitz bei irgendeinem Anlaß zu seinen wohl über die Schnur gehauenen Zöglingen sagte, wenn sie älter wären, würde er sie fordern, trat sofort der Fünfzehnjährige vor: „Herr Direktor, ich stehe Ihnen auch jetzt schon zu Diensten." Der knapp Siebzehnjährige war als Husar im Feldzug von 1815 mitgezogen und hatte sich bewährt. Doch, kurz vor Kriegsschluß, am 1. Juli, wurde Oberst Sohr mit den brandenburgischen und pommerschen Husaren in der Nähe von Paris von nicht weniger als elf französischen Reiterregimentern unter General Exelmans überfallen. Dem Jungen wurde, da er aus zwei Wunden bereits blutete, Pardon angeboten. Er erklärte: „Ich heiße York" und schlug solange um sich, bis er tot vom Pferd stürzte.

— Nun vergehen die Jahre des Isegrimm unter Verbitterung und Angst um die beiden letzten Söhne, was sich alles zusammen hin und wieder in galligem Nörgeln Luft macht. Revolutionszeiten werden immer für den einzelnen im Gefolge haben, daß er nach seiner Meinung nicht den Platz erhält, der ihm zukommt, vornehmlich, wenn die alten und neuen Anschauungen durcheinandergehen und die Maßstäbe verwirrt sind. Dies wird immer Menschen am empfindlichsten treffen, die ihr ganzes Leben hindurch ein

auf bestimmten Ehrbegriffen basierendes Gerechtigkeitsgefühl gepflegt. So fühlten sich Jakobiner und Konservative gleicherweise schnöde zurückgesetzt und gaben etwelchen Personen die Schuld für etwas, das doch eben nur dem Durcheinander aller Maßstäbe entsprang.

1821 wird er Feldmarschall, aber es freut ihn nicht mehr. In seinen letzten Zeiten sitzt er, wie der Alte von Sanssouci, auf der Terrasse und sieht, wenn die Brustkrämpfe sich gelegt, still in die Wolken; aber wie bedeutsam für ihn, — er sah keinen Frieden dort oben, sondern die Wolkengebilde formten sich in seiner Phantasie zu Kämpfen, Zerstörungen, wildesten Szenen, seine Umgebung erschreckend. Bis er an einem Morgen des Jahres 1828, nach Wochen wildesten Fiebers, ruhevoll die Augen öffnete und nach dem Datum des Tages fragte. Als ihm erwidert wurde, es sei der 3. Oktober, antwortete er: „Heute werde ich sterben." — Um Mitternacht war er tot.

Der Führer

Das Leben höchstselbst hat keine Fragen, keine Probleme. Es fließt dahin nach ewigen Gesetzen, bewegt durch göttliche Rhythmen. Betrachte eine Pflanze, sie ist fragelos, sie lebt. Betrachte ein Tier, das in gewissen höheren Formen schon eine kleine Welt gegenüber der großen darstellt, das aber dennoch nicht fragt, sondern mit dem größten Teil seines Seins ebenfalls nur dem Leben anheimgegeben ist. — Erst der Geist des Menschen will wissen: Woher? — wohin? — warum? — Das bedeutet zutiefst die (schuldlose) Vertreibung aus dem Paradiese, daß Gott in die Menschen erst den Geist legte und damit das Werkzeug zur Frage, auf daß dieser Geist das „Wir", welches in aller Natur beschlossen liegt, durch die Fähigkeit zur Frage aufheben, ja, das „Ich" damit das „Wir" — also die Natur selbst — zu verneinen vermag in seiner Antwort. Daß im Geist „Ich" und „Wir" zu Gegensätzen gesteigtert werden können, zu Feindschaften. — Doch ist der Mensch, wie gesagt, hieran ohne Schuld. Gott pflanzte den Baum der Erkenntnis und die Frage, ob sein Verbot, von den Früchten zu essen, nur als eine erbarmungsvolle Warnung oder als ein cäsarischer

Befehl gelten soll, bejahen wir heutigen jungen Deutschen in unserer Epoche zugunsten des ersteren. Denn nichts ist ohne Sinn, und unser Gott schafft nicht Früchte, die sinnlos verdorren sollen. Nur so ist es uns möglich, in „Ich" und „Wir" die Pole eines Rhythmus zu sehen, in der Spannung zwischen Arterhaltung und Daseinserhaltung die Grundlage der menschlichen Lebensformen überhaupt.

Aber die Warnung, die eben von dem verlorenen Paradies ausgeht, besagt doch, daß allen „Ich"-Epochen, allen Geist-Zeiten also, in letzter Tiefe eine Tragik innewohnt. — Denn zuerst ist der Mensch ein Teil des „Wir", ist eine Pflanze. Zuerst muß Blut durch ein Gehirn fließen, ehe der Geist zu denken vermag, nicht umgekehrt. Spengler spricht in den schönen, alles sagenden Worten vom „Dasein" und „Wachsein" von dieser Reihenfolge. Erst dann setzt der Rhythmus zwischen „Wir" und „Ich" ein — historisch betrachtet mit der Geburt einer Kultur — wenn das „Wir" überhaupt einen Organismus als Wohnung für diesen Rhythmus bereitgestellt. Aber der Fluch des Geistes — darin zu suchen, daß er die Grenzen seiner Ebene, nämlich der Ordnung, überschwemmt und alle Ebenen ursupiert — dieser Fluch läßt in jeder liberalen Epoche die Menschen seufzen unter den vergeblichen Anstrengungen, das Pflanzenhafte abzustreifen, ganz Geist zu sein, was sie jedoch niemals vermögen. So ist jede konservative Epoche, die ja auch in den Lebensformen dem „Dasein" den Vorrang gibt, recht eigentlich glücklicher daran, da sie nicht wider die Natur, sondern im Einklang mit ihr die Menschen „in Form" bringen will, und nur in liberalen Zeiten wachsen die zerrissenen Naturen, die mehr oder weniger vergeblichen Asketen, die Leute mit den klugen Glatzen und den kränklichen Kindern, die „Philosophie-Professoren für Professoren-Philosophie" und die Selbstmörder aus Lebensüberdruß oder Nihilismus.

Der Krieg aber läßt das Pflanzenhafte wieder in den Vordergrund treten, vor allem in dem Mann an der Front, im Schlachtensoldaten. Der Soldat aber kommt aus dem Volke, das doch ebenfalls vor allem anderen pflanzenhaft gebunden ist; es will leben, essen, schlafen, kämpfen, fortzeugen. Und der Soldat, der Verteter des Volkes im Kriege, folgt am willigsten dem Führer, der dieses Pflanzenhafte

in ihm bestätigt, durch Haltung, Wort, Gebärde — kurz demjenigen, der symbolisch in seiner Person „Volk" ist. Das in sich tragend, was der Pflanze zuletzt zu eigen: Instinkt. (Daher ist es unsinnig, ein Volk oder ein Heer in letzter Minute über die Ziele des Krieges „aufklären" zu wollen. Wenn der Instinkt das nicht faßt, oder die kurze Führeransprache es nicht fühlen läßt, dann hilft kein „vaterländischer Unterricht" selbst bis zum letzten Rekruten.)

Für diese Führer hat man ein Wort geprägt, das nur zum Teil ihre rätselhafte Macht widergibt: sie sind „populär". Popularität kann zwar oftmals unecht sein, weil sie durch Demagogie erschlichen werden kann — Demagogie ist durch Geist vorgetäuschter Instinkt, vorgetäuschte Gefühlsgebärde, widerwärtigster Kunstgriff der Ratio — aber die Popularität im Krieg ist das Echteste, denn sie muß — anders als auf dem Redner-Forum — durch Tapferkeit gesiegelt sein. Diese Popularität ist daher das Geniale schlechthin, denn sie ist tiefste Natur, — ähnlich, wie das wahre Volkslied, dessen Ton selten ein Dichter, also ein „Ich", zu treffen vermag. Sie ist natürlich verwoben mit der Zeit und daraus resultierend mit jeder Umlagerung im Volke.

Diese Popularität muß den Menschen der „Ich"-Epoche, der Geist-Zeiten, abstoßen. Sie ist nicht erlernbar, auch nicht erfaßbar. Der Vorwurf aller Demokraten gegen Hitler, er ermangele der „Vorbildung", war daher unsinnig. Für seine Aufgabe, nämlich der „T r o m m l e r" Deutschlands zu sein, — hätte ihm das Vorhandensein einer solchen nur geschadet.

Der populäre Führer ist also ein frageloser Mensch. Er hat keine Probleme, sondern er lebt. Und da er — wie die Pflanze — weder nach innen grübelt, noch zerrissen in die Weite streift, so ist alle Daseinskraft in ihm gesammelt, strahlt aus in mächtigen Wellen. Was in seine Nähe kommt, reißt er mit. Zum Sieg.

Das war der letzte Sinn aller Zucht im Offizierkorps, diese pflanzenhafte Seite im einzelnen nie verdorren zu lassen — der Gegensatz dazu ist die rein geistige katholische Priesterzucht — ja, stets sich zu mühen um ihre Verstärkung. Der 9. November 1918 ist Beweis, daß diese Seite der Zuchtanschauung nicht nur in der Krone, sondern auch in

einem Teil des Offizierkorps durch langsame Kapitulation vor dem Geist der „Ich"-Epoche restlos erstorben war.

Und hierin, in diesem Ungeschwächtsein im Pflanzenhaften, liegt vor allem das Geheimnis des größten populären Führers aller preußischen Zeiten — des Gebhard Leberecht v. Blücher.

☆

Der Vater, ein verabschiedeter mecklenburgischer Rittmeister, ohne Landbesitz, wohnhaft zu Rostock, hatte Mühe, die neun Kinder, von denen der am 16. Dezember 1742 geborene Gebhard Leberecht das letzte (!) war, durchzubringen. Wilde, wenig vom Lernen geplagte Knabenjahre. Der Vierzehnjährige wird zu seiner Schwester gegeben, die durch ihre Heirat auf Rügen ein Gut besitzt. Hier prügelt und spielt er mit Fischer- und Bauernjungen noch ein richtiges Lümmeljahr hindurch, bis die Kriegsparole über die damals schwedische Insel geht. Denn die Stockholmer Regierung schließt sich 1757, durch französisches Geld angefeuert, den Feinden des Fridericus an. Als ein Herr v. Platen für die schwedische Krone 1758 zwei Husarenschwadrons aufstellt, zieht der Fünfzehnjährige mit.

Also wieder ein „Ausländer", und diesmal scheint der Vorwurf wohl mehr Berechtigung zu haben als bei Scharnhorst oder Gneisenau. Aber wir vergessen, daß Schweden, dem ein Teil von Vorpommern mit Stralsund, Greifswald und Rügen gehörte, seit Gustav Adolfs Tagen zu den deutschen Reichsständen zählte, und es ist — von hoher politischer Warte aus gesehen — trotz allem vielleicht bedauerlich, daß Schweden auf dem Wiener Kongreß durch Abgabe von Vorpommern an Preußen ganz aus Deutschland herausgedrückt wurde. — Jedenfalls, unser Gebhard Leberecht war unbekümmert schwedischer Junker, — zum Glück nicht lange Zeit. Bei einem Gefecht am 27. August 1760 fiel er bei einem Angriff Bellingscher Husaren in preußische Gefangenschaft.

Belling erkannte in dem Jungen den Sohn eines Vetters seiner Frau. Er schickte ihn daher nicht ins Gefangenenlager, sondern behielt ihn beim Regiment und erreichte es, daß er wenige Wochen später bereits sein preußisches Offi-

zierpatent in den Händen hatte. Der Kornett Blücher ist nun preußischer Husar.

☆

Oberst Belling, ein „kleiner, dicker Mann“, war ein Reiterführer besten Formats. Vor zwei Jahren hatte er das Kommando über das neuerrichtete Bataillon der schwarzen Husaren übernommen, dem der Fridericus noch ein Freiregiment sowie ein Dragonerregiment beigab, mit welchen geringen Streitkräften, etwa 1500 Mann, Belling die Schweden abwehren sollte. Der Oberst hat dies tatsächlich fertiggebracht, fünf Jahre hindurch, bis zum Friedensschluß mit Schweden, 1762, und zwar vermochte er dies durch einen Kleinkrieg, dessen Nachlesen geradezu eine Häufung von Wildwest-Geschichten zutage fördert. Er hat zeitweilig mit fast 20 000 Schweden zu tun gehabt, aber seine Begabung, die leichte Husarenwaffe restlos auszunutzen durch unaufhörlichen Wander- und Kleinkrieg, seine unerschöpfliche Spannkraft, haben ihn seine Aufgabe glänzend lösen lassen. Die Schweden haben keinen Ruhm erworben, und bei der Friedensunterzeichnung verwies der Fridericus den schwedischen Gesandten lächelnd an Belling, — der habe eigentlich den Krieg mit Schweden geführt.

Belling pflegte nicht nur zu Gott um einen „gelinden Krieg“, sondern auch um die gute Führung und das Avancement seiner Offiziere zu beten, und da er beim König viel vermochte, so gingen seine Himmelsbitten zumeist in Erfüllung. So war Blücher mit 19 Jahren bereits Premier-Leutnant, aber durchaus mit Verdienst. Blücher war die rechte Husarenatur, und Belling ist ihm immer das große Vorbild geblieben.

Allerdings sah es bald danach mit dem Berühmtwerden noch recht windig aus, denn 1773 wurde der Stabsrittmeister Blücher durch Kabinettsorder „kassiert“. Die Vorgeschichte hierzu ist dunkel. Jedenfalls war Blücher selbst vollkommen schuldlos, aber der Alte hatte wegen verschiedener Vorkommnisse im polnischen Feldzug 1773 eine Wut auf das Regiment, und als Blücher, der im Avancement übergangen wurde, hiergegen aufmuckte, warf ihn der Fridericus schandenhalber vor die Tür.

☆

Er hatte kurz vordem geheiratet, und so konnte er auf Gütern, die er von seinem Schwiegervater gepachtet (in der Nähe von Flatow, Grenzmark) ans Kartoffelbauen gehen. Vierzehn schöne Jahre, wie seine Frau meinte, — vierzehn elende Jahre, wie er sagte, sich immer nach der Husarenjacke sehnend. Ein guter Bauer, aber ein schlechter Geldmann. Außerdem, — das verfl. . . . Jeuen. Einziges Labsal für den Eingesperrten, der zuweilen, um sich Luft zu machen, über die Tische der Landschaftskanzlei zu springen pflegte und auch sonst dem tollen Baron v. Krosigk nichts nachgab.

Aber endlich — der Fridericus starb und der neue König, der tatsächlich bei der Wiedergutmachung vieler von dem menschenfeindlichen Alten angerichteten Dinge eine glückliche Hand gehabt hat, — er stellte auch Blücher, und zwar sofort als Major in sein altes Regiment wieder ein. —

☆

Die Rheinfeldzüge, die Preußen gegen die französische Republik führte, haben dann seinen Ruhm begründet. In beiden Schlachten von Kaiserslautern, 1793 und 1794, — das erstemal wurde sogar Hoche geschlagen — hat Blücher einen großen Anteil am Sieg mit seinen Husaren gehabt. Auch hier ist er wieder der Mann der kühnen Streifzüge, der listigen Hinterhalte, der Überfälle. Die Husaren, die als leichte Truppe recht eigentlich für Vorposten- und Aufklärungsdienst bestimmt sind, macht er oftmals zu einer Schlagwaffe. 1795 ist er Generalmajor und hat bereits nicht nur in der Armee, sondern auch langsam im Volk einen Namen, den er durch seine tapfere Haltung im Unglücksjahr 1806 nur steigert.

Es ist eben jenes Seltsame um seinen Kriegsruhm, das sich nur mit dem deuten läßt, was am Anfang dieses Kapitels über die Popularität gesagt worden ist. Und so ist es kein Wunder, daß 1813 die Regierung nur zum Teil aus eigener Erkenntnis heraus, vor allem aber in Berücksichtigung seiner Popularität ihm das Kommando über die schlesische Armee gibt. Der Verstandesmensch wird das nicht fassen. Es gab eine große Zahl von Generalen, die sicher „klüger" und „geschulter" waren als er. Aber selbst Gneisenau war den Soldaten fast unbekannt, wie überhaupt, — wenn

auch ihm zum geringsten Teile, — allen Jakobinern vor allem das zu eigen war in mehr oder weniger großem Maße, was General v. Brandt am stärksten an Clausewitz beobachtet hat: „Clausewitz würde als Stratege außerordentliches geleistet haben. Auf dem Schlachtfeld würde er dagegen weniger am Platz gewesen sein. Es ging ihm die Kunst ab, d'enlever les troupes. Es war dies nicht allein Blödigkeit und Befangenheit — es war ein manque d'habitude du commandement —. Wenn man ihn bei den Truppen sah, so merkte man ihm ordentlich eine gewisse Unbehaglichkeit an, die sich verlor, wenn er sich von ihnen entfernte." Aber eben dies besaß Blücher, dieses „d'enlever les troupes", dieses Mitreißen der Soldaten, und das hat keiner besser gewußt als Scharnhorst. In der entscheidenden Sitzung brachte Boyen vor, daß Blücher infolge seines reichlichen Champagner-Konsums doch hin und wieder nicht gerade auf der Höhe sei, da er sich zu solchen Zeiten sogar einbilde, er gehe mit einem Elefanten schwanger, worauf Scharnhorst aufsprang und sagte: „Und wenn er zehntausend Elefanten im Leibe hätte, er muß die Armee führen." 1815 trug die Regierung abermals Bedenken und Knesebeck versuchte es auf Umwegen. Er stellte Blücher vor, daß er doch seinen bereits gewonnenen Ruhm aufs Spiel setze. Der Alte lachte nur, hörte eine Weile den Tiraden zu und brüllte dann plötzlich: „Was das für dummes Zeug ist!"

Er war tatsächlich der richtige Mann, der einzige Führer. Dieser Armee, 1813 schlecht bewaffnet, zum Teil sogar noch mit Piken ausgerüstet, vielfach barfuß laufend, hungernd — dieser Armee all die zahllosen, durch die Kriegspläne bedingten, dem Soldaten aber sinnlos scheinenden Hin- und Hermärsche zuzumuten, sie tatsächlich von der Katzbach bis nach Paris zu führen, — das vermochte nur Blücher. Vor allem aber gelang es nur ihm allein, das in jenen Tagen noch unsichere Offizierkorps zusammenzuhalten, zur kriegsfähigen Einheit zu bringen. Und was York sich in seinem Stabe erschuf, nach seinem, alle preußische Geschichte erhellendem Wort: „Das Offizierkorps bilde einen Orden", das hat Blücher in weit höherem Maße noch fertig bekommen in dem seltsamsten, aber mit dem Schlag von Katzbach sofort einhelligstem Gemisch, das da weiter lebt in der

Geschichte unter dem Namen: **das schlesische Hauptquartier.**

☆

Es schien, als ob das damalige Deutschland einmal einen Querschnitt seiner selbst geben wollte, da erstand dieses schlesische Hauptquartier. Da war neben Gneisenau Rühle v. Linienstern, ein kluger Unterhändler, Freund Heinrichs von Kleist. Da war der Major Oppen, Freiheitskämpfer aus Spanien, die Reiterführer Jürgaß, Sohr, Platen und vor allem Katzeler. Scharnhorsts Sohn und Stosch, Gneisenaus tüchtiger Adjutant. Später kam Graf Nostiz hinzu, der Blüchers Adjutant wurde und bis zu seinem Lebensende bei dem großen Husaren geblieben ist. Auch der spätere Ministerpräsident Graf Brandenburg gehörte zum Kreis.

Dann kamen die „Schriftgelehrten", wie Blücher sie nannte. Der Naturforscher und Bergrat Karl v. Raumer, ferner Eichhorn, der Kammergerichtsrat und spätere Kultusminister, Professor Steffens, der Freiheitsprediger jener Tage, der Turnvater Jahn und — wer sollte es glauben — Leopold v. Gerlach, der spätere berühmte Führer der Konservativen. Aber sie alle verschmolzen unter dem Alten zu einer Einheit und haben das Andenken an diese Tage bis zum Tode hochgehalten, obwohl sie aus den Lagern beider Epochen stammten. Der Eindruck, den die Runde machte, war so stark, daß selbst der österreichische General von Steigentesch, der im Auftrage des verkalkten großen Hauptquartiers zuweilen herüberkam, eines Tages sagte: „Ihr Freunde, bei Euch wird es einem alten Soldaten wohl; Ihr habt das Gefühl von Kraft und die Sicherheit, die sich daraus entwickelt." Noch ein anderer war von ihnen begeistert, ein Mann, der später eine grausige Rolle spielen sollte, die ihm auf offener Straße Peitschenhiebe und das Verschwinden im Dunkeln brachte: Sir Hudson Lowe, der spätere Kerkermeister Napoleons, hier Militärbevollmächtigter der englischen Regierung. Er war immer dabei, schweigsam, lang, hager, Tabakspfeife im Mund und Peitsche in der Hand, aber seine Berichte nach London waren stets ein einziges Loblied auf Blücher und seinen Kreis, und der fanatisch-begeisterte Empfang, der dem großen Husaren in

England später bereitet wurde, ist zum großen Teil auf seine Berichte zurückzuführen.

Es war noch ein junges, hoffnungsvolles Geschlecht, geführt von einem lebendigen Alten, vom Leben selbst, und es waren bedürfnislose Männer. Man genoß, wie es kam. An freien Abenden wurden Dramen gelesen, oder Oppen spielte spanische Lieder, und jeder benahm sich, wie ihm zu Herzen war. — Als nach Katzbach ein „Siegesmahl" angesetzt wurde, gab es nur gekochte Kartoffeln, und wie der junge Scharnhorst sich unruhig umsah, rief Blücher sofort über den Tisch: „Er ist wohl ein Gourmand, daß er noch Salz zu seinen Kartoffeln haben will." — Aber oft auch strömte der Becher über.

☆

Nur einer war da, von dem der Alte sagen konnte: „mang uns mang ist einer mang — —", das war Friedrich Karl Ferdinand Freiherr v. Müffling auch Weiß genannt. Der Oberstleutnant v. Müffling war wohl anscheinend von dem Generaladjutanten v. Knesebeck, seinem Duzbruder, als Aufpasser in das Hauptquartier gesteckt worden. Blücher mochte ihn nie recht sehen, denn bei der Kapitulation von Ratkau war Müffling dabei gewesen und hatte mehr als nötig den Kopf verloren. Blücher aber sah nichts unlieber als etwas, was ihn an diesen Tag erinnerte. Überdies hatte Müffling eine bezeichnende Gabe. Er vermochte gut andere Menschen zu kopieren, und der Alte wußte, daß jener auch ihn oft als dummen, versoffenen Husaren nachahmte, zum Gelächter der Hofschranzen.

Indes, Müffling war nicht unbegabt. Er war ein genauer Militärfachmann, und Gneisenau, der in seiner genialischen Art manches übersah, erkannte durchaus an, daß Müffling gerade beim Behauen der doch durchaus notwendigen kleinen Steine seine Verdienste hatte. Aber er war durchaus eine schwunglose Natur. Methodiker alten Stils, ohne Leidenschaften, und schon das mußte ihn in diesem Kreis unmöglich machen, was er später einmal über sich selbst schrieb gelegentlich seiner Versetzung als Stabschef zum General Kleist: „Meine Anstellung als Chef des Generalstabes war ihm daher nicht angenehm, und seine Zurückhaltung machte es mir bemerkbar. Ich that ganz einfach

meinen Dienst. Als er sah, daß ich nicht Taback rauchte, nicht spielte, und die zweideutigen Reden nicht liebte, daß ich nicht absprechend, sondern gehorsam war, trat er mir näher, und hat mich bis zum Ende seines Lebens seiner Freundschaft nicht unwerth gehalten." — Auf diese Abstinenz war er noch stolz.

Er war ein merkwürdiger, aber gar nicht seltener Typ, wie er stets in den Revolutionszeiten zu finden ist. Wie Knesebeck, so war auch er Reaktionär, aber — mit liberalem Vokabular. Uns ist das nicht neu. Heute gibt es eine Unzahl Liberale, die mit unglaublicher Gewandtheit über konservativen Wortschatz und konservative Gesten verfügen, ohne daß sie natürlich das Liberale hinwegwischen können, was diese Menschensorte aber als eine der übelsten erscheinen läßt. Der Briefwechsel zwischen Müffling und Knesebeck liest sich daher hochkomisch, denn Worte, wie „das Wohl der Menschheit" usw. fliegen hin und her, und es ist bezeichnend für die Verwirrung in solchen Tagen, wie zum Beispiel Knesebeck im Frühjahr 1814 in einer Denkschrift betreffs der Friedensverhandlungen einem durchaus gesunden konservativen Gedanken durch schlechteste liberale Phrasen Ausdruck verleiht. Es heißt da zum Beispiel: „Wollen wir aber der Welt Glück und Friede — Frankreich Ruhe geben, und mit unsterblichem Ruhm gekrönt nach Hause ziehen — so füge man Mäßigkeit zu Heldensinn — und schließe in Chatillon ab, wie wir heute abschließen können — nämlich auf Frankreichs alte Grenzen und mit augenblicklichen Garantien, dem Schicksal und Frankreich es überlassend, ob es einen Bourbon oder einen Bonaparte auf den Thron haben will." Zu welchem Durcheinander des Geistes solche Gestalten gelangen können in ihrem Hang zur Theorie, die aus dem Krieg eine Abstraktion macht, ein Ding „an sich", das kündet ein Brief Müfflings an Knesebeck vom September 1813, wo er mit einem deutlichen gehässigen Hieb auf Gneisenau und seinen Kolberger Ruhm geradezu verärgert ist, daß Napoleon die Preußen noch nicht geschlagen hat und ihm am liebsten Ratschläge geben möchte, seine Fehler zu korrigieren. Man genieße dieses geistige Trapezkunststück:

„Einen neuen Satz habe ich aber gefunden: durch die gute Vertheidigung einer Festung wird kein großer General für den Krieg im offenen Felde gebildet. Er muß viel Ver-

stand haben, um gewisse Gewohnheitsfesseln, die er aus der Festung mitgebracht hat, abzuwerfen. Noch nie hat Napoleon so ungewiß, so fehlerhaft den Krieg geführt, als jetzt. Wozu zum Beyspiel läßt er jetzt 50 000 Mann gegen uns stehen und sich über Chemnitz einspinnen? Warum nimmt er nicht 40 000 Mann von dieser hier vor uns stehenden Armee und wirft alles auf der Straße nach Hof? Verstärkt es nach Umständen und sucht unseren linken Flügel über Carlsbad oder gar über Eger zu gewinnen. Wir sitzen dann in jedem Fall wenigstens 8 Tage unthätig, denn wenn wir auch den zweyten Tag die Sache entdecken und gleich nach Mühlberg abmarschieren, wann können wir dort übergegangen sein? Von den früheren Bewegungen will ich gar nicht reden."

Ihm war noch eine lange, nicht unehrenvolle Laufbahn beschieden, denn er war mit der neuen Epoche bereits viel mehr verwachsen, als er es selbst wahr haben wollte. Aber in das schlesische Hauptquartier paßte er hinein wie eine Stiftsdame in ein Seeräuberlokal.

Vor allem sei gewarnt vor seinen Memoiren, denn diese sind, obwohl nicht unklug, von einer beharrlichen Verlogenheit durchtränkt. Wollte man ihm glauben, so ist es nur dem Oberstleutnant v. Müffling zu danken, daß die Freiheitskriege so gut ausliefen.

Da er die „Heeresberichte" abfaßte, so lag er mit York in ewigem Kampf, der ihn an sich schon haßte und nun stets herausfand, daß die Taten seines Korps von Müffling nicht genügend gewürdigt würden.

☆

Auch Müffling gab Anlaß zu jener bis heute vielfach geglaubten Legende, als ob nur Gneisenau die Siege ermöglicht hätte. Dies zu widerlegen, hieße für den Wissenden Eulen nach Athen tragen. Wer erfühlt, wie es jeweils um die großen Zwei-Gestalten unserer Geschichte bestellt war — zum Beispiel Wilhelm I. und Bismarck, auch Hindenburg und Ludendorff —, wer um die Gegebenheiten und um die Verteilung der Aufgabe hierbei weiß, der ist auch im Bilde, wie Blücher und Gneisenau zueinander standen, deren Verhältnis noch aus einem anderen Grunde ein besonders eigentümliches war. Es war bereits gesagt, daß Gneisenau ledig-

lich das Amt eines Generalquartiermeisters innehatte, aber bereits die (damals noch unverantwortlichen) Funktionen eines Generalstabschefs ausübte. Gneisenau hat später selbst dieses sich aus dem Epochenwechsel ergebende Verhältnis treffend beleuchtet, als er 1815 bei Boyen seinen Freund Grolman ausdrücklich als Generalquartiermeister neben sich anforderte:

„Sie wissen so gut wie ich, daß mir einige wesentliche Eigenschaften eines Chefs des Generalstabes abgehen; ich bin weder dem Gemüt, noch der wissenschaftlichen Bildung nach für diese Stelle hinlänglich ausgerüstet. In meiner Zusammenstellung mit dem Fürsten Blücher wirke ich nur hauptsächlich durch meinen Charakter auf ihn und auf die Begebenheiten durch eine entschlossene Ansicht des Krieges, die durch einiges Studium der Geschichte und durch aufmerksame Erwägung der Begebenheiten in mir sich entwickelt hat. Meine bessere Hälfte aber geht in dem Verhältniß Generalquartiermeisterschaft unter, und namentlich in der Eigentümlichkeit der meinigen."

Also — der Generalquartiermeister war noch nicht ganz tot, die Persönlichkeit des Feldherrn immer noch das Ausschlaggebende, und die neu aufkommende Form des Generalstabschefs war noch im Zustand des Geborenwerdens. Oder um es auf ein Beispiel aus neuerer Zeit zu übertragen: das Verhältnis Gneisenau-Grolman von 1815 wiederholte sich gegen Ende der Epoche — mithin also o h n e den Feldherrn — in der Stellung, die der Chef des Generalstabes des Feldheeres Hindenburg und sein Generalquartiermeister Ludendorff zueinander hatten. Der Kaiser war — was auch im Sinn des Abschlusses der Epoche lag — nur noch der Form nach der Feldherr. Man ist hier leicht zu Irrtümern geneigt, da später der Generalstabschef der populäre Führer wird, er mithin also der Feldherr selbst zu sein scheint.

Gneisenau wirkte also durch seinen Charakter, nicht durch sein Amt, und dieses Wirken hat der große Husar stets anerkannt, der eben, wie jeder wahre Führer, vollkommen neidlos und ohne Angst vor dem Verdunkeltwerden war im Bewußtsein seines eigenen Wertes. Als ihm die Universität Oxford den Ehrendoktor verlieh, erklärte Blücher, man müsse dann Gneisenau zu seinem Apotheker machen, denn sie beide gehörten nun mal zusammen. In einer Tischgesellschaft

stellte er die Frage, ob jemand wie er seinen eigenen Kopf küssen könne, worauf er aufsprang und Gneisenau umarmte.

Aber zur Zerstörung der Legende sei noch eins gesagt: neben jenem „enlever des troupes" besaß Blücher noch etwas, das in jenen Tagen ungeheuer viel wog: er war der einzige Feldherr, der keine Furcht vor Napoleon hatte. „Wo Napoleon in Person anstürmte, war seinen Gegnern gewöhnlich zumute wie den Tieren, wenn sie die Nähe des Löwen oder einer Klapperschlange wittern oder von ihnen fixiert werden", erzählt Brandenburg. Das große Hauptquartier des Fürsten Schwarzenberg hatte sich deshalb zwei abtrünnige französische Generale verschrieben, Moreau und Jomini, weil man glaubte, nur mit solchen Gesellen des Zaubermeisters diesen selbst besiegen zu können, und auf den Führer der Nordarmee, den einstigen Marschall Bernadotte und jetzigen Kronprinzen von Schweden, setzte man aus dem gleichen Grunde die größten Hoffnungen. Nur Blücher — dem man in dieser Hinsicht so wenig zutraute, daß die hohen Alliierten der schlesischen Armee die geringste Aufgabe zugewiesen hatten, nur dieser hat ihn später tatsächlich geschlagen.

Als bei den Verfolgungsgefechten nach Waterloo Napoleons Wagen erbeutet wurde und nicht nur Gneisenau einigermaßen ehrfürchtig Hut und Degen des Imperators betrachtete, da faßte Blücher unbekümmert zu, stülpte sich den Korsenhut auf den weißhaarigen Schädel, verschränkte die Arme und blinzelte Gneisenau vergnügt an: „Wie gefalle ich denn ihm so?"

☆

Aus dem Weltkriege stamme jene Geschichte von den zwei Muskoten, die sich auf der Landstraße unterhalten, als ziemlich nah eine Granate einhaut. Worauf der eine den anderen scharf ins Auge faßt: „Mensch, ich glaube, du hast Angst" — und der andere erwidert: „Wenn du soviel Angst hättest wie ich, wärst du schon längst nicht mehr hier." In dieser Geschichte ist mehr als in dicken Wälzern die Frage nach dem Mut und seiner Stärkung durch eigene oder fremde Zucht geklärt. Der Held „ohne jede Anfechtung" existiert nur in Etappengesprächen oder auf Zeitungsredaktionen.

Das aktive Offizierkorps der Freiheitskriege ist ohne Ausnahme sehr tapfer gewesen. Auch von Müffling können geradezu staunenswerte Beispiele persönlicher Kaltblütigkeit erzählt werden. Aber der Mut Blüchers hat doch noch eine tiefere Quelle als die reiner Standeszucht. Es ist die Haltung des absolut fraglosen Menschen dem Leben gegenüber, das ihn in keiner Form erschreckt. Er dürfte niemals die Wesenheit „Gefahr" deutlich empfunden haben. Man kann auch nicht sagen, daß er sie aufsuchte, oder daß er tollkühn war, im Sinne von Unbesonnenheit — sondern erst in der Gefahr empfand er recht eigenlich das, was man Leben nennt. In seinem „Kampagne-Journal" von 1793 lesen wir: „Während uns der Feind verfolgte, kam ein französischer Offizier mir gerade auf den Hals; ich kehrte um und ritt ihm entgegen; es fing schon an, finster zu werden, wie wir beide handgemein wurden; er bezahlte die Kühnheit mit seinem Leben, und sein Pferd steht noch heute in meinem Stalle."

Während er im Schlosse zu Brienne speiste, wurde durch französisches Artilleriefeuer bereits das obere Stockwerk zerstört. Einen etwas unruhig gewordenen Offizier fragte er kaltblütig, ob ihm denn das Schloß gehöre, weil er so bleich werde. Als schließlich der Kalk von der Decke in die Suppe fiel, alles sich entfernte und einige Herren den langsam dahinschreitenden Blücher sanft drängten, wandte er sich und drohte jeden in die Fr . . . . zu hauen, der ihm Beine machen wolle.

Nur vor der Gefangenschaft graute ihm. Als er bei Ligny im Verfolg einer verunglückten Nachtattacke unter seinen verwundeten Schimmel stürzte und hilflos dalag, während die nachsetzenden französischen Milhaud-Kürassiere ganz nah an ihm vorüberbrausten und nur die Hand nach ihm auszustrecken brauchten, da war sein Adjutant Nostiz, der bei ihm hielt, fest entschlossen, im schlimmsten Fall den Marschall zu erschießen und Blücher ist später, als Nostiz ihm seine Gedanken wiedergab, hiermit vollkommen einverstanden gewesen.

Aus diesem „gefährlich leben" heraus jeute er. Er spielte stets hoch, und Valentini sagte ausdrücklich von ihm, daß die Neigung zu gewagtem Spiel bei Blücher mit seinem kriegerischen Charakter zusammenhinge, „indem die Ähnlichkeit zwischen Krieg und Kartenspiel in der Tat nicht abzu-

leugnen ist.“ Doch während des Feldzuges selbst rührte er nie eine Karte an. — Bei der ersten Besetzung von Paris aber konnten ihn die Franzosen bewundern, die sich zu Hunderten sogar auf mitgebrachten Leitern vor den Fenstern des Palais Royal drängten, wo er, den Überrock auf der Stuhllehne, in Hemdsärmeln vor seinem Punsch saß und dann, nach des Punsches entsprechender Multiplikation, langsam die Treppe hinaufstieg in den Spielsaal.

Aber auch er war wie York und alle anderen wahren Soldaten kein Kriegsknecht. Der spätere Friedrich Wilhelm IV. hat es nie vergessen, daß Blücher ihn als jungen Kronprinzen einmal auf einem Schlachtfelde erschüttert bei der Hand genommen und ihm die Sterbenden gezeigt habe mit dem Bemerken, das sei der Fluch des Krieges und wehe dem Fürsten, der aus Eitelkeit und Übermut solches Elend über seine Brüder bringe. Während er noch 1814 in Napoleon und Frankreich achtbare Gegner sah, war er ein Jahr darauf — eben aus Abscheu vor einer Sache, die sinnlos zu werden schien — von einer Reizbarkeit, die Paris deutlich gefühlt hat. Jetzt haßte er sie alle miteinander, — die Kunstschätze mußten herausgegeben werden, eine Kontribution von zweihundert Millionen Franken prasselte nieder und nur der schnell herbeigeeilte König verhinderte die Sprengung der Jenabrücke, bei welcher Gelegenheit Blücher noch bemerkte, „daß es mir recht lieb sein würde, wenn Herr Talleyrand sich vorher darauf setzen würde, welches ich E. H. bitte, ihn wissen zu lassen.“ Als die Engländer ihm aus ihrer bourbonfreundlichen Politik heraus Schwierigkeiten machen wollen, tobte er sofort los, „es gäbe in Frankreich passende Schlachtfelder, auf denen das ausgemacht werden könne.“ Wie Gneisenau wollte er Napoleon erschießen lassen.

☆

„Auf Stirn, Nase und in den Augen konnten Götter wohnen; neben Schönheit und Hoheit fand man dort auch tiefe Schwermut. Um Kinn und Mund aber trieben die gewöhnlichen Sterblichen ihr Wesen; hier saß immer die Husarenlist gesammelt und etwas wie von einem Marder, der auf seinen Fang lauscht“, so schildert ihn Arndt. Im täglichen Umgang groß, grade und frei. Er liebt keinen Formelkram. Von seinen Dienststellen fordert er, sie möchten sich

„der möglichsten Kürze befleißigen und mich mit französischen Ausdrücken verschonen, da es ihnen wohl bekannt sein wird, daß ich kein guter Franzose bin. Ich wünsche, daß ein jeder so an mich schreibt, als wenn er mit mir spricht, alle Gnade und Untertänigkeit weglasse, und in diesem Geschmack werde ich dann antworten." Aber als irgendeine Berliner Behörde ihm eines Tages ein Schreiben zuschickt, „dem pp. Blücher", da prasselt, während der entsetzte Hof es mitanhören muß, ein furchtbares Donnerwetter auf den betreffenden Geheimrat nieder. Er weiß durchaus um den Wert gewisser Formen. — Auf seinem Dotationsgut Krieblowitz wird ihm das Jagdrecht verweigert. Er schreibt eine knallende Beschwerde an den Staatskanzler, er hätte nichts dagegen, wenn ihm Dotation und Fürstentitel wieder genommen würden, und unter das Schreiben haut er mit dem ganzen Stolz eines Mannes, dessen erster Vorfahre aus niedersächsischem Stamme etwa um das Jahr 1225 gemeldet wird, das Trutzzeichen: „G. von Blücher, Feldmarschall, burg- und schloßgesessener Edelmann in Pommern und Mecklenburg."

Ansonst sprach er rechtes Frontdeutsch, und Götz von Berlichingen war oft bei ihm zu Gast. Die um seine genialische Natur wußten, schreckte es nicht, nur die Stiftsdame Müffling räusperte sich dann. Aber den rechten Ton für die Soldaten wußte eben nur er allein. Sein Chronist erzählt: „In der Schlacht bei Ligny kam ein Landwehr-Bataillon etwas in Unordnung zurück; da sie den Fürsten sahen, riefen sie „Hurra"! Der Fürst erwiderte hierauf: „Ach leckt mich —, schlagt euch lieber!", worauf das Bataillon kehrtmachte und mit einem Hurra nach Ligny hineinstürzte." Kein anderer hätte die bei Ligny geschlagene Truppe zwei Tage später durch Dreck und Regen in das Feuer von Waterloo gebracht. Aber er ritt an die steckengebliebene Kanone, Mütze schief, Tabakspfeife, und redete gut zu: „Kinder, ich hab's dem Wellington versprochen." — Worauf alles lachend „Hurra" brüllte. — Und so war es ein seltsames Bild: dort stand der „eiserne Herzog", der sein Söldnerheer nur mit der neunschwänzigen Katze regierte, noch ganz in den alten „Wir"-Formen focht, deshalb um ein Haar dem Korsen unterlag, und hier kam eine verjüngte Armee, liberal geschult, doch unter einem alten Junker und riß im ersten Anlauf das korsische Gebäude für immer ein.

Weil der Junker neben sich den Denker besaß, der noch frischer als Napoleon, und weil sich beide Männer heute wiederum fanden in dem letzten Willen zu Sieg und Rache. —

Bei den Russen war der Marschall derart beliebt — er kannte nur ein Wort ihrer Sprache: „Paschol" — daß sie allen Ernstes behaupteten, er sei gar kein Preuße, sondern am Don geboren.

☆

Der liberale Bildungsphilister wird sich über seine Orthographie mokieren, die es zu Sätzen brachte, wie „die erst kürzlich Reüberische besetzung" oder „ein man, den ich so Ehre und hErtzlig libe". Wir, die wir seit fast zwanzig Jahren den Wert der sogenannten „Bildung" am eigenen Leibe erfahren, freuen uns, daß dieser Mann kurz nach dem Frieden von Tilsit an Hardenberg schrieb: „Ich muß Ihnen sagen, daß mir der Mut noch nicht entfällt. O, es treten gewiß noch ganz andere und unerwartete Dinge hervor! Der deutsche Mut schläft nur; sein Erwachen wird fürchterlich sein. So bleibt es wahrhaftig nicht." — In welcher Orthographie ein Mann solche Gesinnung dartut, ist uns vollkommen gleichgültig. — Viel wichtiger ist, daß er stets in seiner Sprache den rechten Klang fand, und Blücher ist tatsächlich einer der besten Tischredner gewesen. Seine kurzen, geradezu aphoristisch anmutenden Sentenzen wurden von den Engländern gesammelt wie kostbare Briefmarken, und hier blitzt oft sein letztes Verbundensein mit allen Dingen auf, selbst in jenem ironischen Toast auf den Fürsten Schwarzenberg, der gesiegt habe, obwohl drei Monarchen in seinem Lager waren. Er vergriff sich zu keiner Stunde. „Dichten Sie man druff", sagte er zu einem patriotischen Dichter, „in solchen Zeiten muß jeder singen, wie es ihm ums Herz ist, der eine mit dem Schnabel, der andre mit dem Sabel."

Obwohl er nie Denkschriften über „die politische Lage" schrieb, tragen seine mehr oder weniger derben Betrachtungen geradezu Staatsmännisches an sich. 1811, als Napoleon auf dem Gipfel stand, sprach dieser mecklenburgische Junker über ihn ein Wort, das fast besser noch als das Scharnhorsts Napoleons Wesen kennzeichnet, obwohl dieses Wort dem „Gebildeten" stupid erscheinen mag. Blücher sagte

von dem Korsen: „er ist ein dummer Kerl", und die ganze, man möchte sagen, schicksalslogische Mißachtung des bodenständigen, verwurzelten Menschen gegenüber dem ruhelos schweifenden „Ich"-Geist spricht daraus. Fast genau um dieselbe Zeit sagte aus nächster Beobachtung heraus Napoleons Marineminister Decres zu Marmont: „Der Kaiser ist verrückt, vollkommen verrückt, er wird uns alle zu Grunde richten." Was jener erkannte an den hemmungslosen Plänen des imperatorischen Hirns, das hat jener Preuße gefühlt und darauf seine Zuversicht gebaut.

Blücher hat Stein, Scharnhorst und Gneisenau zu Freunden gehabt, obwohl er sich über die politischen Hintergründe ihrer Arbeiten nie den Kopf zerbrochen. Aber es war ihm gleichgültig, in welcher Form das Volk um sein Dasein focht, wenn nur die Art frei blieb.

☆

Der Bischof Eylert meinte von ihm: „Er liebte die dampfende Pfeife, die Flasche, die Karten, die Würfel und das schöne Geschlecht." Er war eben ein unbekümmerter Vollmensch und wenn ihm der geliebte Stoff ausging, konnte er wohl traurig werden. Aus den kritischen Märztagen 1814 ist ein Gespräch zwischen ihm und Gneisenau überliefert worden:

„Nun Gneisenau, wo ist wohl mein Champagner-Wagen?" — „Ja, das weiß ich nicht, Exzellenz." — „Ihr habt ihn doch wohl auf recht sicheren Wegen gehen lassen?" — „Jetzt giebt es gar keinen sicheren Weg, sie können uns Alles hinterm Rücken wegnehmen." — „Den Tausend auch, wenn ihn nun die Franzosen kriegten!" — „Ich wollte, sie hätten ihn schon, dann wären wir die Not um ihn einmal los." — „Ja, Ihr sagt das wohl so, aber das wäre doch ein ganz verzweifelter Umstand."

Es kam wohl vor, daß, wenn der Feldscher ihm vor der Schlacht das gichtige Bein einrieb, er zur Champagnerflasche griff; das sei der richtige Spiritus gegen die Gicht. Hin und wieder kamen wohl auch die weißen Mäuse, und dann fuhr er mit dem Säbel auf die Adjutanten los, aber eins ist bezeichnend: während der Korse bei Waterloo bleich und magenkrank auf dem Stuhl saß, ritt der Dreiundsiebzigjährige trotz seines schweren Sturzes von Ligny die

ganze Schlacht hindurch, zumeist in wildem Tempo. So frisch war noch der eine, so verbraucht bereits der andere.

☆

Es war im Jahre 1817, an einem schönen Sommerabend, als die Kurgäste von Karlsbad sich aufmachten, um dem Feldmarschall, der gleichfalls hier sein Rheuma pflegte, eine Huldigung im Dunkeln darzubringen. Nach etlichen Hurrarufen glaubten die Kurgäste zu hören, wie sich die Balkontür des Hauses öffnete, und dann vernahmen sie plötzlich über sich eine ruhige, abgeklärte Stimme, die nichts weiter sagte als: „Ich bin ein alter Mann geworden und fürchte den Abend nicht."

— Am 12. September 1819 verstarb der Husarenkornett Gebhard Leberecht v. Blücher, der es zum Fürsten und Feldmarschall gebracht hatte, in dem Germanien wieder aufgestanden und Preußens Freiheit ihren Fahnenträger wiedergefunden.

Bürger Landesvater

— Am Abend des 16. November 1797 stand das Regiment Gensdarmes auf dem Berliner Opernplatz. Im Karree hielt der General Elsner und sprach den Abschied an den am Morgen verstorbenen König und schloß mit einem Hoch auf den Nachfolger. „Es lebe Sr. Majestät König Friedrich Wilhelm III."

Am Hof Erstaunen und Entsetzen. Ein Irrtum — der neue Herrscher hatte sich Friedrich nennen wollen, aber auch die Potsdamer Garnison hatte ihm gleichfalls bereits als Friedrich Wilhelm gehuldigt. Zuerst war er unwillig, dann machte er gute Miene: „Mag auch wohl leichter sein, Friedrich Wilhelm zu heißen als Friedrich!"

Dies Wort kennzeichnet ihn vollkommen. Die Furcht vor der zu großen Aufgabe, die Bescheidung zum Mittelmaß —, aber auch die klaren Kräfte seiner eigenen Grenzen sind aus diesem Wort herauszuhören.

☆

Es hat sich in unseren Tagen — wohl verständlich, aber nicht ungefährlich — ein Fridericus-Kult herausgebildet, der

viel mehr als die Angriffe von liberaler Seite geeignet ist, die Grundlagen des wahren Königtums zu mißdeuten und zu verzerren. Man sieht an dem großen Friedrich vor allem das Geniale seiner Persönlichkeit und das diktatorische Regieren seiner letzten Jahre und wünscht sich beides herbei als Hilfe aus der Not, — aus eigener Schwäche und Gedankenlosigkeit heraus. Der Krückstock des Fridericus ist heute die heißersehnte Rettung aller derjenigen geworden, die, einmal schroff gesagt, entweder selbst nicht arbeiten wollen oder nicht können. Von hier bis zur faschistischen Despotie ist es nicht weit, aber sehr weit vom wahren Preußentum.

Was sagt der Begriff „König"? — König ist — der Könnende. Das deutet Weite und Begrenztheit des Amtes an. Das Königtum war eine organisch geformte Spitze, die nur dann Sinn hatte, wenn das Ganze gleichfalls in Form war. Wie überall im Gemeinwesen, so konnte hier ebenfalls nicht auf die Genies gewartet werden, — im Gegenteil, der ruhig Könnende, der im Einklang mit seinem Volk und mit seinen Möglichkeiten Führende war stets gemeint. Auch war der König kein Despot, dem es etwa einfallen konnte, wider die Art seines Volkes zu regieren nach eigener Lust und Laune. Das hat sich, wenn es vorkam, stets gerächt, selbst wenn er gut regiert. Der große Friedrich ist ein Beispiel, dieweil er aus seinen Kabinettsräten Briefträger machte, aber keine Mitarbeiter, so daß der Staat nach seinem Tode in Verlegenheit kam. Gewiß wird in diesem Falle der Mangel durch das moralische Plus aufgehoben, welches in seinem vorbildhaften Leben lag, aber dem ist doch nicht immer so.

Die gleichen Leute, die nach dem Krückstock schreien in Untertanen-Wollust, verdammen ebenso einfältig den mittelmäßigen oder gar schlechten König, weil sie aus ihrer liberalen Haltung heraus immer zwei Dinge verwechseln werden: Idee und Person. Solange das Königstum als Idee in einer bestimmten Form wirksam und geschichtlich am Zuge war, hat die Person nie die Idee schmälern können. Auch das Papsttum ist daran nicht eingegangen, daß es einen Johann XXII. und einen Alexander VI. in seinen Reihen zählte, und das preußische Königstum ist nicht an Friedrich I. gestorben (dieser war tatsächlich der einzig schlechte). Die

preußische Krone fiel erst, als ihr Träger nicht mehr von der Idee erfüllt war und vor allem nicht mehr den notwendigen Wandel in der Form erkannte, die vom Konstitutionellen und Cäsarischen weg sich wieder zum Herzog entwickelte.

Von diesem Aspekt aus müssen wir auch Friedrich Wilhelm III. betrachten. Er ist oft geschmäht worden und das zu unrecht. Er war, wie Marwitz schon richtig erkannte, ein Mensch des Mittelmaßes mit allen entsprechenden Neigungen. Er hat nichts mehr gefürchtet als geniale und blutvolle Naturen, und Stein, ebenso wie Marwitz waren ihm in gleicher Weise unangenehm. Er schätzte nur eins, ganz im alten Sinne: die Anciennität. Von jedem Dienstälteren nahm er Rat an, was ihm natürlich in diesen Revolutionstagen oftmals schlecht bekam, um so mehr, da er es zuweilen wider eigene bessere Erkenntnis tat. Aus seiner Neigung zum Mittelmäßigen bekam er es fertig, jahrelang den harmlosen, fast einfältigen Köckeritz neben sich zu dulden und Knesebecks phrasengeschwollene Philisterei zu ertragen.

Er besaß einen gesunden, nüchternen Menschenverstand. Daher war er für Schmeicheleien vollkommen unempfänglich, auch für Ovationen. Bismarck erzählt von ihm:

„Ich erinnere mich, daß er bei einer Revue in Stargard zu Anfang der dreißiger Jahre über die Ovationen, mit welchen man sein Behagen inmitten seiner pommerschen Untertanen störte, in dem Moment, als man ihm „Heil dir im Siegerkranz", untermischt mit Hurraschreien, auf kurze Entfernung in das Gesicht sang, in eine Verstimmung geriet, deren lauter und energischer Ausdruck die Sänger sofort verstummen ließ."

Weil er nie Illusionen besaß, konnte er eigentlich nur angenehm enttäuscht werden. „Freiwillige, ganz gute Idee, aber keiner kommen", schrieb er noch auf einen diesbezüglichen Aufruf und war dann doch erschüttert, als zehntausend Freiwillige unter die Waffen traten. — Aber hin und wieder blitzte es doch bei ihm auf, und wenn er Scharnhorst oder anderen bei ihren, das Neue zeigenden Vorträgen sagte, ungefähr wären ihm diese Gedanken auch schon gekommen, so war das keine Lüge.

Von der alten Epoche stand in ihm noch der Begriff des Landesvaters in bestem Sinne. Die Opfer, die er seinen Preußen zumuten sollte im Kriegsfalle, haben ihn von dem

ziehen des Schwertes mindestens ebensosehr zurückgeschreckt, als die Furcht vor dem Ungewissen. Er war persönlich tapfer; bei Auerstädt wurde ihm ein Pferd unter dem Leib erschossen, als er in letzter Stunde den Versuch machte, Kavallerie heranzuführen, und während der Freiheitskriege ist er oft ins Feuer gekommen. Bei Kulm war er es, der die Situation rettete, als er sich plötzlich das Herz nahm, in die verfahrene Lage energisch mit klaren Befehlen dazwischenzugehen.

In schwersten Momenten hatte er ein Gefühl für seine Würde; als Napoleon bei einer Zusammenkunft in Tilsit einen seiner berühmten Wutanfälle bekam, legte er die Hand an den Degen, und der Zar mußte schnell dazwischentreten.

Von Gottesgnadentum hatte er gar nichts in sich, und aus seiner Feder stammt eine Denkschrift vom 12. April 1809, in der er sich bereit erklärt, abzudanken und die Zügel der Regierung ohne Widerwillen dem zu überlassen, den die Nation für würdiger halte, sie zu lenken. Er wolle dann als Privatmann in seinem geliebten Vaterlande leben. — Als ihm auf einem Hofball in Wiesbaden ein Offizier Yorks vorgestellt wird, der verwundet ist und vier Brüder verloren hat, ist er erschüttert: „Ihre Familie hat viel verloren, brave Männer, die dem Vaterlande noch große Dienste hätten leisten können; habe großen Teil daran genommen, hat mir sehr leid gethan, sehr leid." Als der Offizier erwidert, wie jede preußische Familie, so gebe auch die seine gern Blut und Leben für Sr. Majestät, da wehrt er ab: „Nicht für mich, nicht für mich! der Gedanke wäre nicht zu ertragen; aber nach Gottes Willen für die gerechte Sache und für das Vaterland; — ist auch das Einzige, was einen bei so großen Verlusten trösten kann."

Aber jenes Abdankungsprojekt ist doch auch wiederum ein Manko. — Denn ein König dankt nicht ab, sondern er fechtet bis zum letzten. Er aber war doch, als Kind seiner Zeit, bereits zu sehr Bürgerkönig geworden. „Landesvater" und „Bourgeois" mischten sich verhängnisvoll in ihm. Es ehrt ihn, daß er den Prunk haßte, aber ebenso abhold war er auch der königlichen Repräsentation, die der Führer haben muß. Die Liberalen haben seine einfache Lebenshaltung gerühmt, aber das „Idyll von Paretz" wirkt, nahe betrachtet, recht spießig. Sein erster

Regierungsakt war, daß er sofort, umjubelt von sämtlichen Kleinbürgern Berlins, die Geliebte seines Vaters, die Gräfin Lichtenau, auf die Festung schaffen ließ. Der Erfolg war, daß nach mehreren Jahren Prozeßdauer die Lichtenau freigelassen werden mußte, da sie weder die ihr nachgesagten Millionen, noch die geheimen Staatspapiere besaß, worauf das Königsliebchen den Spieß sogar noch umdrehte, ihrerseits einen Prozeß gegen Friedrich Wilhelm III. anstrengte und gewann. Wir haben uns heute nach Abstreifung des Liberalen in unseren Anschauungen über Führertum gewandelt, und wenn wir hören, daß der König sich in Memel im Kreise seiner Familie mit Topfschlagen vergnügte, oder als Fünfzigjähriger beim Schlittenfahren durch Zusammenprallen mit dem Sohn sich das Nasenbein brach, dann erregt das bei uns nicht jene Begeisterung, die früher solchen Beweisen von „Leutseligkeit" erzeigt wurde. Denn der Führer einer Nation ist „immer im Dienst"!

Zum Teil ist er ohne Schuld. Mit Friedrich des Großen Tode brach die Hauptlinie des Hauses ab, der Neffe des Spötters von Sanssouci kam auf den Thron. Aber Friedrich Wilhelm II., der gleichfalls Mißdeutete, hatte noch einen lebhaften Sinn für den Glanz der Krone, war ein ritterlicher Herr, — jeder Zoll ein König. Im Sohn aber lebte von Beginn eine geistige und körperliche Unbeholfenheit. Zwar ist auch Friedrich Wilhelm III. in seinem Amt gewachsen, und es deutet seinen Wandel, daß er 1818 nach Knesebeck den Generalmajor von Witzleben zum Generaladjutanten bestellte, einen gediegenen Fachmann, einen geraden Kerl, der jedes Vertrauen verdiente. — Indes, die große wenn auch Menschen verbrauchende, zerstörende, aber um das Ganze stets rücksichtslose Art des Soldatenkönigs und des Fridericus war dahin.

Friedrich Wilhelm war bürgerlich-ehrlich und nicht ohne Dankbarkeit. Viele seiner Offiziere bekamen von ihm oft kurze herzliche Billetts, die — besonders wenn sie für einen Trauerfall Trost geben sollten — tatsächlich durch ihre warme Art ein gutes Gefühl auslösten. Auch gegen sich selbst war er immer wieder kritisch und nüchtern. Ja, er traute sich eigentlich viel zu wenig zu. — Als er sich nach dem Tode der Königin morganatisch vermählen wollte (er beging nicht den politischen und moralischen Fehler Wil-

helms II., der im Volk Unvergessenen eine rechtmäßige Nachfolgerin zu geben), da fragte er wegen der Schwere des Falles gerade zwei Männer um Rat, die nicht seine persönlichen Freunde waren: Gneisenau und Schön. Da es sich um die französische Gräfin Dillon handelte, rieten beide ab, und das Mädchen wurde sofort nach Hause geschickt. Er hat dann später eine Gräfin Harrach geheiratet, die er zur Fürstin von Liegnitz machte, was ihr aber nicht dazu verhalf, am Hof irgendwelche Rolle zu spielen.

☆

Er hat zwei große Stunden versäumt: 1805 und 1812. Aber daß er in den Jahren 1807—11 dem wiederholten Drängen der Patrioten nicht nachgab, mochte man ihm heute, nach besserer Kenntnis der Sachlage, auf die Kreditseite buchen. Yorks Schritt hat er, wie wir heute wissen, gebilligt, wenn er York auch vor der französischen Regierung abschüttelte. Und als 1822 Seydlitz' Tagebuch erschien, konnte er mit Recht die Order erlassen: „der Nichtexistenz geheimer Instructionen für den General v. York darf keine Erwähnung geschehn."

Verhängnisvoll war sein Zögern in der Verfassungsfrage, wodurch, ganz anders wie in der Armee, das staatliche und gesellschaftliche Leben Preußens fast das ganze Jahrhundert hindurch an einer Verzögerung krankte, die, weil sie nicht im Einklang mit der Epoche, dem Kosmopolitismus mehr Nahrung gab, als dieser hätte bekommen dürfen. Aber Marwitz, der ihn scharf durchschaute und dennoch — nehmt alles nur in allem — aus seiner organischen Einstellung zum Königtum ihn achtete, sprach im Hinblick auf ihn einmal jenes große Wort über den Führerdienst am Volke:

„Aber das ist einer, der schwierigsten und unglückseligsten Pflichten der Herrscher, daß, wieviel sie auch selbst verschuldet haben, sie dennoch ihre eigene Schuld nicht öffentlich gestehen und nicht anstehen dürfen, diejenigen ihrer Untertanen zu bestrafen, die nach demselben Prinzip wie sie selber sündigten — weil ein entgegengesetztes Verfahren den Staat völlig auflösen und sie daher ihre Pflichten gegen das Vaterland nur um so mehr verletzen würden."

☆

Jakobiner wie Konservative standen gegen ihn im Widerstand, und sein Thron ist viel mehr ins Wanken geraten, als er selbst vielleicht geahnt hat. Doch alle diese Männer haben trotz gelegentlichen Schwankens in ihm immer den König gesehen. Nicht um seiner Person willen, sondern um der Idee willen, die sie in ihm doch demonstriert glaubten. So hat er zuallerletzt doch sicherer dagestanden als die Kronen anderer Länder, denen gerade Marwitz vorwarf,

„— daß sie eine neue Lehre der Rechtmäßigkeit (Legitimität) für sich ganz allein erfunden hatten, die, wenn wirkliche Not für sie eintreten sollte, nicht aushalten kann und von den Demagogen gar leicht zu Schanden gemacht werden wird: eine Lehre, nach welcher sie ihre Autorität von Gott haben, ihm allein verantwortlich sind, und wonach die Völker verbunden sind, sie unmäßig zu lieben und aus Liebe für sie alles zu tun und zu dulden. Diese Lehre, welche an die Stelle des rechtmäßigen Besitzes eine Verleihung von oben und an die von gegenseitigen Pflichten eine einseitige imaginäre Liebe setzt, war unter anderen Umständen von Bonaparte erfunden worden und konnte nie eine heilsame Richtschnur für seine natürlichen Gegner werden."

In dem preußischen Königsgedanken war eben noch, wenn auch durch die Erbmonarchie geschmälert, der germanische Gefolgsgedanke lebendig und damit die Idee selbst noch wirksam. Wir werden später die Wandlung sehen, zuletzt das Abgleiten ins Liberale und den Beginn der neuen Führerform.

Jedenfalls, — dieses Friedrich Wilhelm braucht sich Preußen nicht zu schämen.

Zwischen Saat und Ernte

Die siegreichen Fahnen waren wieder heimgebracht, die Revolution verklang, — der Alltag begann. Es sind seltsame und für den oberflächlichen Betrachter auch wohl peinliche Jahre, die nun nach den Freiheitskriegen dahingingen. Scheinbar drängte sich die Reaktion hervor, verwirrte die Romantik die klaren Linien. Die Reaktion mögen wir als

eine aus der Kriegserschöpfung kommende Konjunktur der ewig Gestrigen ansehen. Die Romantik aber bedeutet mehr. — Das „Ich“ stirbt nie ganz in einer „Wir“-Epoche, das „Wir“ wird nie bis ins Letzte in einer „Ich“-Epoche verschlungen. Im Tag ist die Nacht und in der Nacht der Tag beschlossen. Hiervon kündet der sich unter dem großen bewegende kleine Rhythmus. Blicke vom Strand über das Meer; auf eine große Welle folgen eine Anzahl kleinere, bis wieder die nächste große heranstürzt. Auf die große Welle des „Ich“ folgen eine Reihe kleinerer Gegenwellen des „Wir“, und auch uns wird beschieden sein, in etwa zwanzig Jahren die erste kleine Gegenbewegung des „Ich“ zu erleben. — So war die Romantik der erste Kontrapunkt des „Wir“, aber, da der große Rhythmus den kleinen doch mit sich zwingt, in universellen Formen.

Die Dominante dieses 19. Jahrhunderts hieß also „Ich“. — Noch ehe der dritte Friedrich Wilhelm die Augen schließt, laufen die ersten Eisenbahnen durchs Land, erstehen Krupp, Borsig und Hoesch, treten die Anilinfarben ihre Siegesbahn an, kurz, der „Aufschwung der Technik“, das sichtbarste Merkmal des Liberalismus, beginnt mit Vehemenz. Zwei Jahre nach des Königs Tode siegt bereits Manchester, und nur acht Jahre später erscheint das „Kommunistische Manifest“, erhebt sich neben dem roh-brutalen, Kinder und Weiber, schlesische Weber, Wuppertaler-Bandfärber und Ruhrkumpels zermahlenden Kapitalismus, sein bereits in Jean Jacques Rousseau beschlossener Zwillingsbruder: der Marxismus. Die Rothschilds aller Sorten und Rassen verdienen, Eisenbahnen und Staatsanleihen, Aktien und Devisen. Das „englische System“, der Erbe des Bastillesturmes, überflutet den Kontinent, der da glaubt, unter der „heiligen Allianz“ gesichert zu sein vor jeder Wetter-Unbill.

So ist trotz allem Überbleibsel in der Dekoration der Inhalt liberal. Aber das Bürgertum ist nicht in Form. Sein bester Teil bringt aus den Freiheitskriegen ein kostbares Gut: die deutsche Einheitsidee, und der größte Sänger dieser artgehaltenen deutschen Bourgeoisie wird Heinrich v. Treitschke sein, und dieser Bourgeoisie beste Schöpfung, wie die des deutschen Liberalismus überhaupt, ist das innerdeutsche Manchester, — der Zollverein. Aber der Großteil der Bourgeoisie ist und bleibt unheilbar krank, kosmopoli-

tisch. Der 9. November 1918, der ja nicht einen Sieg des Marxismus, sondern der kosmopolitischen Bourgeoisie bedeutet, kündet sich schon im Salon der Varnhagen an, und Hecker heißt sein von göttlicher Karikatur gezeichneter Vorbote.

Nur Preußens Armee ist in Form. Trotz aller Mängel jener Jahre. Das Wehrgesetz Boyens ist die Magna Charta, das Heer eine Rahmen-Armee, der Kampf zwischen Zucht und Bildung entscheidet sich immer mehr zugunsten des letzteren, der Stab verdrängt mehr und mehr den Feldherrn —, aber all dies geschieht im Einklang mit der Art. So reift die Armee — nicht ohne Erschütterungen — langsam jener Entscheidung entgegen, die sie in drei Kriegen, liberal in der Form, aber in preußischer Haltung zum Sieg bringen sollte.

Und wieder will das Schicksal einer deutschen Welt ein Symbol geben, will in einem Mann preußisches Soldatentum in der „Ich"-Prägung des 19. Jahrhunderts zeigen, wie der Fridericus letzten Endes das Symbol des „Wir" im 18. war. Will dartun, wie Stil und Rhythmus in langsamer Reife zur letzten Verschmelzung kommen sollen.

Und dieser Mann ist Helmuth von Moltke.

Das Haus der Moltke

Der dänische Major Friedrich von Moltke ritt an der Spitze seines Landwehr-Bataillons der Grenze zu, als sich plötzlich hinter ihm Geschrei erhob. Er wandte das Pferd und sah erstaunt, daß die Kompanien stehengeblieben waren, die Soldaten aus den Reihen heraustraten und erregt durcheinander riefen. Aus der Stimmenwirrnis konnte er entnehmen, daß die Leute sich weigerten, die Grenze zu überschreiten, da die Landwehr nur zur Verteidigung verpflichtet sei.

Dies geschah an einem kühl-nebligen Maimorgen des Jahres 1809.

Der Major von Moltke, ein schöner, martialischer Mann, ließ die Kompanien auf dem Acker in Linie antreten, mit zwanzig Schritt Zwischenraum, und ritt dann zur Begleitbatterie, der er Befehl gab, mit Kartätschen zu laden. Nun-

mehr ging er von Kompanie zu Kompanie und hielt an jede eine Ansprache, etwa des Wortlauts, daß sie nicht mehr Landwehr, sondern Linientruppen seien, daß aber auch ohnedies der König befehlen könne, was er wolle. Nur über seine Leiche ginge der Rückweg, denn er, der Major von Moltke, sei nicht gesonnen, seine Ehre zu verlieren. Nach jeder Ansprache brachte er ein kräftiges „Hurra" auf den allergnädigsten König aus, und jedesmal stimmte die betreffende Kompanie ebenso kräftig ein; denn auf verschiedene, die vortraten und etwas erwidern wollten, war der Herr Major drohend losgeritten, mit einer entsprechenden Handbewegung zur Batterie. So war die Meuterei schnell erstickt, und das Bataillon marschierte über die Grenze seinem Ziel entgegen.

Einem traurigen Ziel; denn diese Truppe sollte zu einem bereits aus Holländern und Dänen kombinierten Korps stoßen, welches gegen die von Schill eingenommene Stadt Stralsund angesetzt war.

Am 31. Mai wurde Stralsund berannt, und der Herr Major von Moltke — der Vater des späteren Generalfeldmarschalls — stürmte mit seinen Leuten so wacker mit, daß der König dem Bataillon zur Belohnung anstatt der Landwehrfahnen die Fahnen des Regiments verlieh.

☆

Ginge es nicht um den Namen Schill, dann wäre dieses „Hurra" des Majors von Moltke auf seinen „Allergnädigsten" eine Parodie. Denn dieser Moltke war erst seit drei Jahren des Königs Untertan, dieweil — aber blättern wir lieber ein wenig zurück und sehen uns die Moltkes näher an. Es lohnt sich. —

— Die Archive künden von einem uralten Geschlecht. Der erste Moltke muß ein Ritter Heinrich des Löwen gewesen sein, den der große Welfe, wie viele andere, in dem neueroberten Mecklenburg mit einem Acker belehnte für die Kriegsdienste auf der Fahrt nach Osten. Bereits 1246 melden die Urkunden einen Ritter Matheus Moltke. Das Stammhaus aller Moltkes ist das Gut Stridfeld bei Tessin in Mecklenburg, das bis 1781, also über 500 Jahre, im Besitz der Familie gewesen ist. Um 1500 teilt sich die Familie, die bereits Ableger nach Schweden und Dänemark

gesandt hatte, auch in der Hauptlinie. — Gebhard von Moltke hat zwei Söhne, Otto und Claus. Die Nachfahren des Claus Moltke gehen nach Dänemark, während der ältere Otto daheim bleibt und damit der Stammvater aller deutschen Moltkes wird, also auch des Feldmarschalls. Die Porträts des Marschalls geben Kunde, daß seine Familie rein nordischen Ursprungs war.

Mecklenburg ist eng, und sein Adel muß überall in deutschen Kleinländern Dienste bei den Großen suchen, wenn er seiner Lebenskraft Ausfahrt geben will. So hören wir von einem Joachim Christoph von Moltke, der im 30jährigen Krieg unter schwedischen Fahnen berühmt und ein Freund Gustav Adolfs war. Ein anderer Moltke im 18. Jahrhundert ist österreichischer Feldmarschall.

Die Mehrzahl von ihnen nimmt Schwertdienst, aber sie sterben meistens in der mecklenburgischen Heimat. Zuletzt hat die Familie etwas zwiespältigen Charakter; einige der Moltkes sind ehrbar und seßhaft, eine andere Reihe besteht aus unruhigen Geistern, wozu auch der obgenannte Major gehört. Die Mutter dieses Majors aber, also die Großmutter unseres Moltke, aus einer Refuge-Familie stammend, scheint das Irrlicht ausgelöscht zu haben in ihren Enkeln, denn sie wird als „sehr schön" und von „sanftem, liebevollen Charakter" geschildert.

☆

Nicht nur der Vater unseres Moltke, sondern auch seine sieben Onkel waren durchweg Soldaten, und zwar zumeist in Preußen. Otto von Moltke wird gemeldet als Hauptmann im Regiment Leopold von Braunschweig, Ludwig als Leutnant im Infanterieregiment von Lengefeld in Königsberg, Jakob im Regiment Prinz Leopold Frankfurt an der Oder, Wilhelm im Infanterieregiment Winning. Adolf von Moltke war mecklenburgischer General und Helmuth, der Pate des Marschalls, starb als Major und Chef des mecklenburgischen Kontingents an Wunden und Hunger bei dem Rückzug aus Rußland 1812. Über die soldatische Haltung und Atmosphäre in dieser Generation Moltke braucht damit nichts weiter gesagt zu werden.

☆

Auch der Major Friedrich von Moltke, der es so eilig hatte mit dem Marsch nach Stralsund, hatte seine Laufbahn in preußischen Diensten begonnen. Bis 1796 war er Leutnant im Regiment von Moellendorf gewesen. Aber — „meine ökonomische Lage ward mit jedem Jahr schlechter, denn ich hatte nicht die Kraft, mich nach meiner Decke zu strecken", so schildert er sich selbst offenherzig.

Doch er ist ein schöner Mann und preußischer Leutnant dazu. So wird er sich bei einem Besuch in der Heimat nach einem nur wenige Tage währenden Sturmangriff mit Fräulein Henriette Paschen, der Tochter eines reichen Geheimen Finanzrats, verloben. Aber der Herr Papa sagt donnernd „Nein". Der schöne Leutnant reitet wütend davon nach Parchim zu seinem Bruder Helmuth, der dort Kommandant, doch bald folgt der Bote, — das Mädchen ist schwerkrank geworden, und der gestrenge Vater wankt in den Knien. Verlobungsfeier, — aber nur unter einer Bedingung: die Uniform ausziehen. Es geschieht, denn ein Bräutigam tut alles!

Übers Jahr, 1797, wird geheiratet und ein Gut in der Priegnitz gekauft. — Wenn der Herr Friedrich nur ein wenig Sitzfleisch hätte und eine glücklichere Hand! — Zwei Jahre später wird das Gut wieder verkauft, und die Familie zieht nach Parchim, wo am 26. Oktober 1800 der dritte Sohn, Helmuth von Moltke, geboren wird. 1801 ein neues Gut, 1803 wieder verkauft. Umzug nach Lübeck. 1805 wieder ein Gutskauf, — während die Familie allerdings in der Hansastadt wohnen bleibt. Das neue Gut, Augustenhof, liegt im Herzogtum Holstein, und dadurch wird Moltke dänischer Untertan, und sein großer Sohn muß in seiner Laufbahn einen Umweg machen, der unnötig war und nur falsche Anekdoten ernährt hat.

In Lübeck erfolgt der Schlag, der die Familie nahezu ruiniert. Nach der Einnahme der Stadt im Oktober 1806, nach der Niederringung des Blücherschen Korps gehen die Franzosen ans Plündern, und auch das Moltkesche Haus wird fast restlos ausgeraubt. Nun verarmt die Familie schnell, auch das Gut geht verloren und Herrn Friedrich bleibt nichts als das dänische Portepee. Für den größeren Rest seines Lebens bleibt er bei der Fahne und wird 1839 als Generalleutnant verabschiedet.

— Die wachsende Armut indes zwingt Herrn Friedrich, seine drei Jungen, die er zu einem Pfarrer in Pension gegeben hatte, billiger unterzubringen. Ende 1811 schafft der Vater zwei von den Söhnen, Fritz und Helmuth, in das Landkadettenhaus zu Kopenhagen.

Der Kadett

Es ist ein neues Jahrhundert, eine neue Epoche. — Selbst den alten York befiel einmal eine leise Ahnung davon, als er seinem Sohn, dem bei Paris gefallenen Heinrich, 1813 schrieb:

„Ich fordere Dich daher auch auf, alle Kräfte anzustrengen, um die Wissenschaften zu erlernen, die Dich zu diesem großen Zweck führen können. — Ein Tagelöhner-Soldat sollst Du aber nicht werden, das wünsche ich, das bezwecke ich. Ich nenne einen Tagelöhner-Soldaten einen jungen Menschen, der im 15—16ten Jahr ohne wissenschaftliche Bildung die Pike in die Hand nimmt, durch Dienstzeit und ein unbedeutendes Examen Secondelieutenant wird, und sodann erbärmlich die schönste Zeit seines Lebens verkümmert oder verschleudert."

Im Unterbewußtsein fühlen sie alle irgendwie, irgendwann: es kommen nicht nur neue Zeiten, sondern auch neue Menschen. Der Wechsel der Epoche geht auch durch die einzelnen Familien. Unser Herr Friedrich war noch der unbekümmerte Soldatenjunge gewesen, der als Junker frisch und froh sofort mit dem praktischen Dienst begann und nichts anderes kennenlernte als diesen. Aber wie alle kommenden, wie alle ersten Träger der neuen Epoche, so ist auch der Sohn Helmuth ganz anderen Schlages. Ein nicht sehr starkes, oft kränkelndes Kind. Auch dies kein Zufall; bis auf Gneisenau waren die neuen Männer alle nicht geeignet für den Garnison- oder Frontdienst, sie sind alle mehr Träger des Geistigen. Die Führergruppe einer Epoche gibt bei deren Wechsel das Lebenszepter an eine ganz anders geartete und geformte Führergruppe des nächsten Zeitalters ab. Was bei den Jakobinern schon klar heraustrat, wird späterhin immer

schärfer, und man halte die Bilder von Marwitz und Clausewitz, oder die von York und Moltke nebeneinander, um diesen Wechsel ganz zu spüren. Nicht als ob die Yorks nun ausstürben, aber die Führung, das Am-Zug-sein geht auf die Moltkes über. Bisher war das Symbol der Reitersäbel in der Blücherfaust, jetzt ist es der Zirkel in der schmalfingrigen Hand des Strategen. Man verstehe mich recht, beide, Hirn und Blut, waren immer und sind immer zusammen; aber das Hirn beginnt jetzt, das erste zu werden.

— Dänemark ist napoleonisch gesinnt. Die Militärakademie wird dort also gleichfalls hoch geschätzt. Der Optimismus, daß Wissen Macht bedeute, beginnt schon in diesen Tagen gefährliche Blüten zu zeigen. Man staunt, was in diese Kinder alles an Stoff hineingewuchtet wurde. Das Landkadettenhaus dab dem Seconde-Leutnant Helmuth von Moltke unter dem 1. Januar 1819 dieses Zeugnis in die Hand:

Erhaltene Charaktere beim Entlassungs-Examen.

Als Charakter für aufgegebene Fragen und Prüfungsarbeiten erhalten:	Gute	Ziemlich Gute	Schlechte
Verhalten im Dienst und Konduite	6		
Fortifikation	8		
Artillerie	5	1	
Kriegsgeschichte	6		
Waffen	2	2	
Felddienst	4	1	1
Garnisondienst	4		
Taktik	3	3	
Mathematik	14	3	1
Landmessen und Nivellieren	3	1	
Geschichte	5		1
Geographie	5	1	
Militärisches Zeichnen	3	3	
Physik	4		
Militär-Gesetzkunde	3		1
Dänisch	6		
Deutsch	4		
Französisch	6		
Schreiben	1	1	
Freihandzeichnen	1		1

Als Charakter für aufgegebene Fragen und Prüfungsarbeiten erhalten:	Gute	Ziemlich Gute	Schlechte
Gymnastik	3	2	1
Reiten	2	1	
Tanzen	3	1	
Militärgeographie	2	2	
Summa:	103	22	6

Bestanden mit dem besten Charakter als der Vierte.

gez. du Plat.

Aber — hier liegt irgendwie der Zwiespalt — ein Kadettenhaus ist auch eine Zuchtschule, muß es sein, und es ist bedeutsam, daß in Moltke später gegen die Zuchtseite der Lehrjahre doch etwas wie eine Abwehr hochsteigt. In einem Gespräch mit Hegermann-Lindenkrone sagt er über diese Jahre:

„Es war eine wahrhaft spartanische Erziehung, die den Kadetten durch strenge, ja ich glaube viel zu strenge Behandlung zuteil wurde. Der Ton war sehr hart, von Liebe und Teilnahme merkte man keine Spur; eine sorgsame Erziehung in moralischer Richtung gewährte diese Institution nicht. Ein oft zutage tretendes Mißtrauen wirkte außerordentlich schädlich, wenn auch die Absichten, die es hervorriefen, vielleicht gut sein mochten. Die Zöglinge, die, ohne Schaden zu nehmen, diese Schule durchmachten, sind in einer harten, aber auch abhärtenden Schule gewesen."

Zwar fügt er hinzu: „Eins muß aber betont werden, daß tüchtige und in jeder Richtung militärisch denkende Soldaten aus dieser spartanischen Schule hervorgingen." Aber es ist in dieser neuen Führerjugend doch eine leise Fremdheit gegenüber dem Zuchtgedanken von Anfang an. Auch später noch gegenüber der Braut sagt er, wenn auch in edler Selbsttäuschung:

„Die langjährige Unterdrückung, in der ich aufgewachsen, hat meinem Charakter unheilbare Wunden geschlagen, mein Gemüt niedergedrückt, den guten, edlen Stolz geknickt. Spät erst habe ich angefangen, aus mir selbst wieder aufzubauen, was umgerissen war."

Und einem seiner Brüder gegenüber spricht er es ähnlich aus:

„Da ich keine Erziehung, sondern nur Prügel erhalten

habe, so habe ich bei mir keinen Charakter ausbilden können."

Die stärkere Seite des Mannes dieser Epoche sind eben die „Fächer". Auch Moltke hat von Beginn an als stärkstes den Fleiß des Schreibtisches. Der Unterricht hat ihm wenig Mühe gemacht, obwohl er, um ihm folgen zu können, erst dänisch lernen mußte. — Als er mit dem viertbesten Zeugnis die Anstalt verläßt, kann er nicht sofort in die Armee eintreten, sondern er hat ein Jahr lang als Page am königlichen Hof zu dienen. Denn das Examen in der Pagenklasse hat er sogar als Erster bestanden. Über dieses Jahr haben wir keinerlei Nachricht, um so mehr Grund, zu vermuten, daß ihm dieser Dienst nicht behagt haben mag. Auch der Pagendienst war eine Zuchtform.

Einer seiner Biographen, Bigge, hat Moltkes Lehrzeit mit der Napoleons verglichen, der sich auf Brienne ähnlich verhielt. Das Auffinden dieser Ähnlichkeit ist nahezu selbstverständlich. Die Aufnahme des zu Lernenden muß bei zwei Führern einer liberalen Epoche rein organisch in ähnlichen Formen verlaufen.

☆

Am 1. Januar 1819 wird er dem in Rendsburg stehenden „Oldenburgischen Infanterieregiment" zugeteilt, und zwar wird er bald zur Jägerkompanie dieses Regiments versetzt.

Aber schon naht die Lebensentscheidung. 1821 unternimmt er mit dem Vater eine Reise nach Berlin und beim Anblick der preußischen Truppen, inmitten der noch immer durch die Freiheitskriege beschwingten Atmosphäre im Offizierkorps, spürt er wohl, daß er bis jetzt eigentlich im Krähwinkel Europas gelebt. Da er von Geburt Deutscher, so gibt es gar keinen langen Seelenkampf. Am 7. Dezember des Jahres erhält er bereits das Antwortschreiben des Generaladjutanten von Witzleben auf sein Gesuch. Es enthält drei Bedingungen: Nachweis über die völlige Entlassung aus allen bisherigen Verhältnissen, Aufnahme-Examen und Nichtanrechnung der dänischen Dienstzeit. Sein Gesuch an den dänischen König um Entlassung vom 25. Dezember wird genehmigt und nach kurzer Vorbereitung steigt er in das Aufnahme-Examen, das er selbst als „sehr streng"

bezeichnete. Aber unter dem 14. März 1822 erhält er das „völlig unbedingte Zeugnis der Reife zum Offizier". Unter dem Siegel der Ober-Militär-Examinations-Kommission stehen ein glorreicher und ein guter Name: Graf Neidhardt von Gneisenau — v. Steinwehr.

Aber als er zum erstenmal bei einer Parade an dem Prinzen von Preußen vorbeimarschiert, sieht dieser etwas skeptisch auf den langen, hagerigen, etwas schlotter in der Uniform steckenden Herrn Leutnant aus Dänemark, und flüstert seinem Adjutanten zu: „Keine gute Aquisition".

Der Leutnant

Königlich preußischer Leutnant!

Vor dem Weltkrieg erschien einmal ein Buch, ein Roman, der, weil er sich in einem zweibändigen Wälzerformat vorstellte, das Unglück hatte, von nur wenigen gelesen zu werden und beiseite lag, während sich alles, was für die Armee noch Sinn hatte, auf Franz Adam Beyerleins „Jena oder Sedan" stürzte, eine Schwarte, die, voll Kitsch und Liberalismen, allerdings doch von einem ahnenden, sorgenden Gefühl getragen war und im Krieg eine gewisse Bestätigung erfahren hat. Aber die wahre Gefahr und auch die wahre Hoffnung hätte man jenem anderen Buch entnehmen können. „Sylvester von Geyer", geschrieben von Ompteda. Der Inhalt? — Wenig und viel; der Sohn eines pensionierten verarmten Hauptmanns wird Kadett, Leutnant, erlebt eine leise Liebe, bekommt Lungenentzündung, stirbt. Ganz ruhig, sorgfältig gemalt, wird das berichtet. — Scheinbar eine „Privat-Affäre", aber der kleine Leutnant stirbt doch auch einen symbolischen Tod. „Viele sind berufen, wenige sind ausgewählt". Die Mehrzahl von ihnen wird schon auf der Anmarschstraße auseinandergesprengt, niedergemäht. Im Krieg geht einer an der Spitze der Kompanie in die Schlacht; aber für ihn liegen, damit er es tun kann, ein paar Leichen auf irgendeiner Friedenschaussee. Wenn sie auch noch leben, aber für diesen Zweck sind sie tot. Was besagen ein paar Protektionen oder Konnexionen? Sie haben alle gleichen Start, aber die Sense der Auslese ist scharf, geschärft am Wetzstein der Armut.

Noch eins: auch im neuen Jahrhundert wird Preußen seine Offiziere vorzüglich aus dem Adel nehmen, zu nehmen suchen. Doch da mit der durch das liberalistische Prinzip wachsenden Vermehrung des Militärs der Bedarf an Offizieren wächst, so reicht die Zahl der Adligen, die unter dem Fridericus noch vollständig genügte, nicht mehr aus. Wieder fallen Ethos und äußere Notwendigkeit zusammen: aus dem Massenbedarf heraus muß die Armee mehr und mehr auf den Bürger zurückgreifen.

Das Offizierkorps, welches unter dem Fridericus noch zu 9 Zehntel adlig war, verbürgerlicht mehr und mehr, trotz des Rückstoßes nach den Freiheitskriegen. Aber der Adel zwingt vorerst dem gesamten Offizierkorps die Haltung, seine Haltung auf, die hinzutretenden Elemente nehmen ihn zur Richtschnur, und der Grund hierfür birgt eine tiefere Ironie, die sicher den armen Jean Jacques aus Genf zur Verzweiflung gebracht hatte. Des Adels Lebenshaltung ist gesunken, aber dies und das Hervortreten des Bürgers bewirkt, daß er sich seiner Prärogative noch einmal schärfstens bewußt wird. Nicht durch „Dünkel", wie die Hinterweltlerischen, durch einige schlechte Beispiele aufgestachelt, behaupten, sondern durch Leistung und Haltung. Boyens Vergleich vom Landedelmann und Fabrikantensohn stachelt im Adel alle Kräfte auf, so daß er gerade in der liberalen Epoche noch einmal — und zwar mit liberalistischen Mitteln — die Führung erhält. — Aber das geht nicht ohne Verluste. Der Kampf ist erbitterter, die Opfer türmen sich. Der Bürger zeigt die Dukaten, der Adel kann da nicht mit. Wieviele brechen da aus, geben nach, resignieren oder sterben, wie der Sylvester von Geyer, einen frühen Tod. — Aber ein Kern bleibt — Symbol Moltke — ausgeglüht auch durch die bohrende Flamme der Armut.

Als die liberale Epoche zu Ende, werden sie als Stand vollends zersprengt sein. Schicksalsgemäß. Aber die einzelnen unter ihnen marschieren weiter. In eine ihnen wieder gemäße Idee eingehend, begabt mit dem Erbteil alter Rasse, geläutert durch das Inferno eines kapitalistischen Jahrhunderts. — Der Adel hat Preußen vor dem Kosmopolitismus gerettet. Ihm allein ist es zu danken, daß die Katastrophe solange hintangehalten wurde, bis sich die Truppen eines neuen Jahrhunderts am Horizont zeigten. — Und der

Führerschicht der neuen Epoche hat der Adel gleichfalls das Vorbild gewiesen: Führung m u ß arm sein. Arm und innerlich unabhängig von den Geldwerten. Napoleon machte seine Marschälle reich, das war sein Unglück. Weder Lenin, noch Mussolini haben daran gedacht. Der Parteikommunist wird in Rußland schlechter bezahlt als der „Spez". —

Doch, wie gesagt, viele zerbrachen und zerbrechen, viele erhalten einen Knacks. Einer kommt durch.

„Ja, die erste Zeit meiner Karriere war arm an Freuden des Lebens. Ich kam auf die Kriegsschule nach Berlin zu einer Zeit, wo das Vermögen meiner Eltern durch die Kriege und eine Reihe von Unglücksfällen fast gänzlich verlorengegangen war. Kein Pfennig Zulage konnte mir gewährt werden, und Sie können sich kaum vorstellen, wie ich mich einschränken mußte. Und trotzdem gelang es mir, soviel Ersparnisse zu machen, daß ich Unterricht in den neueren Sprachen nehmen konnte. Es ist wahrhaftig kein beneidenswertes Los, das eines armen Leutnants."

Als Moltke dies einmal von sich berichtete, war er bereits durchgekommen, aber es hat lange Schatten über sein Leben geworfen. Der Seconde-Leutnant von Moltke vom Füsilierbataillon des 8. (Leib-) Infanterieregiments in Frankfurt a. d. Oder erhielt monatlich 16 Taler, 22 Silbergroschen und 6 Pfennig ohne etwelchen Zuschuß von daheim. Das war selbst für Frankfurt eine karge Decke. Um so mehr, als er bereits nach einem Jahr sich zum Besuch der Allgemeinen Kriegsschule in Berlin meldete. Materiell also ein verwegenes Beginnen, für sein Wesen aber ein logischer Schritt. Es waren nicht viele in seinen Tagen, die den Drang hatten, auf den Bänken der Allgemeinen Kriegsschule (der heutigen Kriegsakademie) aus der Schale der Weisheit zu trinken. Noch lebten die Troupiers der Freiheitskriege und friderizianische Reminiszenzen à la Blücher gingen um. Und nach dem ersten Bildungsdrang in den Jahren der Revolution kam jetzt wie auf allen Gebieten der Rückstoß der Abspannung. Nur die innerlich Ahnungsvollen sammelten sich zu Berlin. Eben die neuen Führer. Freilich war noch viel Spreu dabei. Viele der jungen Aspiranten hatten so wenig Vorkenntnisse, daß sie kaum in der Lage waren, den Vorträgen zu folgen. Dafür gab es ein einfaches Mittel: man schwänzte die unverständlichen Kollegs, was Clausewitz, den

militärischen Leiter der Schule, in hellen Zorn brachte. Einige hielten es mit dem Suff und so erfolgte ganz von selbst eine Auslese, die um so mehr begrüßt wurde, als die Kriegsschule selbst so klein war, daß von den 67 Offizieren, mit denen zusammen sich Moltke meldete, nur fünfzig aufgenommen werden konnten.

Er war von 1823 bis Frühjahr 1826 auf der Kriegsschule und arbeitete wiederum spielend alles in sich hinein. Zwar drängte sich auf der Anstalt wie überall das reine Bildungsprinzip gegenüber dem Militärischen zuweilen gefährlich hervor, aber ihre Bedeutung war und blieb für das ihr gemäße Jahrhundert sehr groß. Bis 1870 sind 69 Generale aus ihr hervorgegangen, und wir finden neben Moltke die Namen von Roon, Manteuffel, Hindersin, Voigts-Rhetz, Tümpling, Zastrow, Kirchbach, Werder, Blumenthal, Wittich u. a. m. Also recht eigentlich die Führerschicht, die das liberale Prinzip in den Schlachten um Metz und an der Lisaine auf den Höhepunkt tragen sollten.

Einige der Lehrer sind gut. Major v. Kanitz lehrt Kriegstheorie und zwar so, wie es nach dem Sinne des jungen Moltke war, — aus der Praxis der letzten Feldzüge heraus. Der berühmte Geograph Karl Ritter, recht eigentlich noch ein organisch Betrachtender, hält sich an sein Hauptwerk „Erdkunde im Verhältnis zu Natur und Geschichte". Auch der Lehrer in Physik und Chemie, Professor Erman, ist kein „Spezialist". Auch er bleibt immer in Verbindung mit dem Ganzen.

Aus diesen Jahren auf der Kriegsschule haben wir über Moltke das erste Zeugnis aus dem Munde eines Kameraden. Es ist ein bedeutsames Zeugnis, was der Leutnant von Gliszinski über ihn ausspricht:

„Nie habe ich einen Mann wieder getroffen, der zeitlebens sich so wenig geändert hat wie Moltke. Da wir in einem und demselben Cötus uns befanden, so bin ich drei volle Jahre täglich mit ihm zusammengekommen. Mit ihm gemeinschaftlich habe ich die schwierigen mathematischen Aufgaben bearbeitet und oft guten Rat von ihm empfangen. Sonst ist er mir nicht überlegen erschienen, wie er sich auch vor anderen Kameraden weiter nicht hervortat. Desto größer ist der Unterschied später geworden. Er hat angestrengt und mit Ernst weiter studiert, ich habe jahrelang

gar nichts getan, vielmehr von dem Erworbenen manches wieder vergessen."

Er war eben von Anbeginn der Denker, der Gelehrte. So wie ihn auch das Bürgertum damals auf seinen Hochschulen oder Gymnasien herausstellte. Der Herr Magister. Aber das, was den echten Moltke macht, ist eben dies, daß sein Eingehen in die bürgerliche Form und Lebensbewältigung ihm nichts von seinem Adel nahm. Man könnte sagen, das gute deutsche Bürgertum ist nie besser repräsentiert worden als durch den Soldaten Moltke. Aber auch der Adel hat im 19. liberalen Jahrhundert keine bessere Form gehabt als ihn. Er ist auf den ersten Augenblick eine seltsame Mischung, und nur dem ist sie kein Rätsel, der weiß, daß der große Liberalismus in seiner letzten Vollendung schließlich doch nur von Männern reinen Blutes getragen wird, mögen sie Montesquieu, Mirabeau oder Moltke heißen.

Sein Inneres ist Harmonie. Art, Erlebnis und Umwelt fließen in ihm zusammen ohne Hemmungen und Stockungen, so wie sich die Fäden im Webstuhl in Stärke und Länge genau ineinander fügen. Schon der Leutnant zeigt es: er hat weder „Komplexe" noch Zeiten der Depression oder der Ekstase. Er ist tief, aber ohne Probleme, zurückhaltend, aber nicht ängstlich, still, aber doch energisch. Es ist schwer, diese Ausgeglichenheit zu schildern. Jene Seelenqualen, die etwa Bismarck in seinem Suchen nach Gott hatte, hat er nie in irgendeiner Form gekannt. Er ist wirklich der große Liberale, und man möchte tatsächlich auf ihn jenes sonst ominöse Wort anwenden für seinen Lebensweg: er „entwickelte" sich. Sein Leben ist ein Schritt für Schritt, niemals ein Zurück, auch im Äußeren nicht.

☆

Im Juli 1826 geht es zurück zum Regiment. Selbstverständlich mit einem sehr guten Zeugnis. In die Rubrik „Aufführung" hat Clausewitz hineingeschrieben: „Tadellos". Und auch dieses Zeugnis wird sein ganzes Leben hindurch gelten. Er ist bis zum letzten Atemzuge sauber und unantastbar geblieben. Nie hat sich auch die leiseste persönliche Anschuldigung an ihn gewagt. Schon zu seinen Lebzeiten

war seine Persönlichkeit unumstritten, selbst im Parteigetriebe.

Beim Regiment tut er nur kurze Zeit Frontdienst, dann wird er abkommandiert zur Divisionsschule der 5. Division nach Frankfurt a. d. Oder. Als Lehrer. Scharnhorst war gleichfalls Lehrer, und Clausewitz wurde nur durch ungeschickte Vorgesetzte daran verhindert, seine Lehrbegabung auszuüben. Es ist immer dasselbe, — die neuen Männer wirken auf einer anderen Ebene als die alten. Sie appellieren an den Geist, das Katheder ist ihr Feld. Dieses ganze Jahrhundert marschiert überhaupt durch ein Katheder hindurch.

Der Lehrer Moltke gibt Unterricht im militärischen Aufnehmen und Planzeichnen. Aber wie Scharnhorst ist er gleichfalls ohne Theorie, die Arbeit auf dem freien Feld ist ihm das wichtigste. —

Die Schüler hängen an dem ruhigen, vornehmen Mentor mit der klaren, gedrungenen, logischen Sprache. — Wenn er nur nicht noch immer kränkelte. Im Sommer 1827 muß er abermals einen Urlaub einreichen, drei Monate. Er besucht seine Eltern, geht an die Nordsee, nach Föhr. Noch hilft es nicht viel. Auch im März 1828 muß er seiner Schwester schreiben:

„Mit meiner Gesundheit geht's sonderbar. Oft liege ich acht bis zehn Stunden bewußtlos, d. h. des Nachts, nicht den mindesten Appetit nach Tisch, gegen Abend solche krampfhafte Bewegungen und Dehnen, den ganzen Tag vollkommene Schlaflosigkeit, Reißen in allen Gliedern — wenn es Dir nur nicht ebenso geht."

Und immer noch Geldnot. Aber für Söhne der Jakobiner gibt es einen Ausweg, den auch diese schon gezeigt. Man borgt keine Erbonkel an, die nicht da sind, man jeut nicht, weil der Appell an den „Zufall", dem Geist verächtlich, sondern man schlägt aus dem Geist selbst Kapital. Man geht in die Literatur.

Der erste Gang ins Schrifttum ist deshalb erwähnenswert, weil er nicht fachmännisch, sondern rein poetisch. Die in Berlin erscheinende Zeitschrift „Der Freimüthige, — Unterhaltungsblatt für gebildete, unbefangene Leser" veröffentlicht in ihrer Nummer 48 vom 8. März 1827 eine Novelle von „Helmuth", betitelt: „Zwei Freunde".

Die Novelle zeigt den ganzen Moltke, aber eingefangen im Strom seiner Zeit. Das gibt ihr den Reiz. Das Erlebnis zweier junger Offiziere aus dem siebenjährigen Kriege wird erzählt, die mitten unter Belagerungen, Gefechten und Abenteuern scheinbar das gleiche Mädchen lieben, wobei der eine — Graf Warten — dem anderen noch zumutet, für ihn den Brautwerber zu machen. Der andere, ein Leutnant Holm, ist das Porträt und Wunschbild Moltkes selbst.

„Sein Gefährte war ein sehr schlanker Jüngling, das Bild eines Nordländers. Blonde Locken umgaben ein ziemlich blasses, aber höchst ausdrucksvolles Gesicht, welches, ohne Ansprüche auf Schönheit machen zu können, von überaus ernsten und edlen Zügen belebt war."

Sein Inneres schildert er treffend: „Dieser war ein tiefer Strom, der mit glatter Oberfläche unaufhaltsam hinzieht und nur da, wo Felsen auf seinem Grunde sich ihm entgegensetzen, sie schäumend überwältigt."

Die Pointe ist etwas billig. Das Mädchen heißt Ida v. Eichenbach, aber zum Schluß stellt sich heraus, daß zwei Idas vorhanden sind, zwei Basen. Mithin also der stürmische Warten, wie auch der ruhige Holm, jeder zu der ihrigen kommen. Aber mittendrin gibt es eine so charmante Episode, die jedem unserer großen Novellisten noch einen dicken Lorbeerkranz in der Literaturgeschichte eingebracht hätte, bei unserem Moltke aber stets übersehen wurde, da er nicht „zünftig". Sie begibt sich, als die Preußen das Schloß verteidigen und der österreichische General (natürlich der künftige Schwiegervater Holms!), abgeschnitten von seinen Leuten, gefangen wird. Um dem alten Herrn das Peinliche der Situation zu ersparen, wird ihm freier Abzug nach einem der Schloßzimmer gewährt und 24 Stunden Waffenstillstand, während welcher er sich auf dem Zimmer, das gewissermaßen als Festung betrachtet wird, einrichten und verproviantieren kann. Selbstverständlich wird die Festung blockiert, um einen Ausfall der „Garnison" zurückzuweisen. — Dies halb heitere, elegante Zwischenspiel ermöglicht dann allen Beteiligten, nach Friedensschluß bei der Verlobungsfeier einander in Ehren und ohne Vorwurf in die Augen zu sehen. Der Stil dieser Novelle ist ein klares, flüssiges Nacheinander, was sich die Romanciers und Novellisten unserer Tage leider abgewöhnt haben. Aber vor

allem ist die Novelle doch als Dokument des Zeitgeistes wertvoll. Sie setzt mit der Schilderung einer Landschaft ein, auf der vor kurzem der Krieg getobt und dessen Spuren bereits wieder erloschen. Und dann kommt die Moral:

„So verwischt die freundliche Natur mit wohlwollender Hand die Spuren, welche Haß und Feindschaft der Menschen ihr vergebens aufzudrücken streben. Die Stürme ziehen über sie hin und sind vergessen. Nur das Gemüth des Menschen gleicht dem vom Strome geknickten und zu Boden geworfenen Rohre, das sich nicht wieder zu erheben vermag."

Hier sehen wir Rousseaus „nature". Die Natur ist gut — das besingen sie alle, die jungen Franzosen ebenso wie der junge Goethe, und nur einer steht eisern und einsam dazwischen, letzter Sohn der „Wir"-Epoche: Heinrich v. Kleist.

Dazwischen kommen natürlich noch viele moralische und betrachtende Sentenzen vor, aber sie sind gesund. Und wenn die beiden Freunde über Soldatentum und Liebe sprechen, dann fällt das wundervolle Wort:

„Bei der gewöhnlichen Ordnung der Dinge legt die Konvenienz dem Menschen tausend Fesseln an, die er in den sturmvollen Zeiten eines Krieges abstreift. Wer dem Tode stündlich ins Auge blickt, dem ist das Leben der Verstellung nicht werth. Der Soldat hat nicht Ursache, sich anders zu zeigen, als er ist; er fühlt seinen Werth und seine Kraft und trägt nichts Erborgtes zur Schau. Aber gerade das ist es, was ein Mädchen gewinnt."

Aber schon bei dieser Novelle erfährt Moltke jene Kümmernis, die ihn lange noch bei seinen schriftlichen Arbeiten verfolgen wird. In jenen Brief an die Schwester fügt er noch den scherzhaften Nachsatz hinzu:

„Du schreibst mir nicht von meiner Novelle: „Die Freunde". O, was ist während meiner Krankheit dieser unsterblichen Feder entflossen, und der Verleger hat mich ums Honorar geprellt."

Er weiß, was Geld wert ist. Er ist überfleißig, um es zu bekommen. Seine Briefe sprechen oft vom Gelde, — aber er vermag es nicht heranzuholen. Er wird noch oft um den Preis seiner Feder betrogen werden.

☆

Als der Prinz von Preußen ein halbes Jahrhundert später Kaiser Wilhelm I. hieß, da erzählte er, während jene fragwürdige „Akquisition" von einst, sein Feldmarschall Graf Moltke in einiger Entfernung stand, auf einem Hofseste der Gräfin Maxa Oriolla, daß er eigentlich den ganzen Moltke erfunden habe. Es seien ihm eines Tages Festungspläne und Arbeiten von jungen Offizieren vorgelegt worden, worauf er bei dem Plan eines Herrn von Moltke gesagt habe: „Ich bitte auf diesen jungen Offizier, der so dünn ist wie ein Bleistift, ein Auge zu haben, denn seine Arbeit ist vorzüglich; aus diesem Menschen kann gewiß etwas werden!" Und in seiner chevaleresken Art wandte sich der Kaiser zu der Gräfin nieder mit der lächelnd gesagten Unterstreichung: „Sie sehen doch daraus, daß ich ihn erfunden habe." Wie die Gräfin weiterberichtet, habe sie sofort dem Grafen Moltke das Gespräch wiedererzählt. „Der Feldmarschall schmunzelte dazu und schwieg." Diese Anekdote spricht für den Charakter des Kaisers. Es ist — wenn auch um viele Nuancen schwächer — ähnlich wie bei Bismarck. Die gar nicht vorteilhafte „Akquisition" Moltke wandelt sich später zur kaiserlichen Erfindung.

Wie dem auch sei, — Anfang Mai 1828 wird Moltke auf Grund eines vortrefflichen Berichts über die Festungsanlagen von Kopenhagen zum „Topographischen Bureau" des großen Generalstabes berufen. Das bedeutete allerdings noch nicht die Versetzung in den Kreis der „Halbgötter", wie man später die Generalstäbler nannte, es war nur eine interimistische Kommandierung, und zwar für eine Spezialaufgabe: die Vermessungsarbeiten in Ostdeutschland. Bereits am 6. Juli schreibt der neue Topograph der Mutter aus Grüttenberg bei Oels, wo er eifrig bei der Arbeit und begeistert die lukullischen Genüsse schildert, die er auf dem Gute eines Herrn v. Kleist bereits am Kaffetisch früh um ½5 Uhr morgens in sich aufnimmt.

Aber das hoch zu Achtende in diesem Brief ist doch vor allem, daß er der Mutter schreibt:

„Da ich jetzt wirklich das Vierfache von dem, was Fritz und Wilhelm erhalten, habe, so lasse ich mir monatlich fünf Taler abziehen; dies macht während der neun Monate, wo ich die Zulage habe (und zwar drei Jahre lang), 45 Taler, welche ich zu Deiner Disposition stelle."

Während der folgenden drei Jahre hat er jährlich etwa zwei Meßtischblätter angefertigt; das scheint sehr viel, aber das Vermessen war in seinen Tagen noch ein einfaches Verfahren. Man arbeitete zumeist durch Vermessen mit der Kette und dem Diopter. Ging auch dieses nicht, wurde einfach abgeschritten oder auch geschätzt. Als Moltke ein halbes Jahrhundert später die neuesten Blätter mit den seinen verglich, nahmen die letzteren sich aus wie oberflächliche Skizzen.

Die Wintermonate verbringt er in Berlin und das im Sommer Aufgenommene wird fertiggestellt. Nebenher vervollkommnet er sich unaufhörlich, und in einem Brief vom 25. Dezember 1828 klingt wieder der ganze Stolz einer jungen, bildungseifrigen Führerschicht durch:

„Gratis höre ich einen cours de littérature française, auf dem Bureau ein Kollegium über neuere Geschichte und eins über Goethe auf der Universität. Das Auditorium besteht fast zu einem Drittel aus Militärs, ja in einem englischen Kollegium *sind wir unserer mehr als Studenten.*"

Der junge Historiker

Das Europa des Jahres 1830 ist durchzittert von drei Explosionen: die französische Juli-Revolution, die Trennung Belgiens von Holland und der polnische Aufstand. Der junge Moltke hat natürlich sofort Kriegshoffnungen — nicht nur, weil dies bei einem Soldaten selbstverständlich, sondern — „weil ich mir für den Fall eines Krieges wohl schmeicheln darf, sogleich in den Generalstab kommandiert zu werden". Aber „trotz aller Seufzer der Seconde-Leutnants" neigt die Armeeführung zum Frieden. Noch steht Moltke nicht im Rat der Wissenden und so ahnt er nicht den wahren Grund, wenigstens nach seinen Briefen zu urteilen. Preußen war 1830 infolge des organisatorischen Verrostetseins der Armee gar nicht in der Lage, vor allem im Westen entscheidend einzugreifen. Es sieht hinter den Kulissen nicht so gut aus, wie es der junge Leutnant von Moltke seiner Mutter im kriegerischen Optimismus schreibt: „Kein Staat in Europa (vielleicht außer Österreich) disponiert in diesem Augenblick über schlagfertige Armeen wie Preußen." Man hat nicht

einmal einen brauchbaren Mobilmachungsplan, und das Aufmarschprojekt des Clausewitz, der erste berühmte „rechte Flügel“, bleibt in der Schublade. Preußen beschränkt sich auf ein Observationskorps zwischen Cleve und Aachen unter General von Müffling und im Osten werden die Korps auf Kriegsstärke gebracht, aber der Oberstkommandierende der Ostgrenze, Gneisenau, hat nicht die Erlaubnis, sie zusammenzuziehen. — Ein Jahr später sind die Gewitter verzogen, und nur die Cholera hat Preußens beste Männer genommen.

Aber bei der Betrachtung unseres jungen Stabsaspiranten ist das Jahr 1830 in anderer Hinsicht wichtig. Es gibt ihm den Stoff für seine beiden ersten historischen Abhandlungen. Das ist kennzeichnend für ihn, daß er nicht ins Blaue hineinschreibt, sondern der aktuelle Anlaß gegeben sein muß, der dann in ihm den Willen erweckt, sich über das Geschehen historische Klarheit zu verschaffen. (Wobei natürlich noch das Bestreben Moltkes hinzutritt, die Finanzen aufzufrischen:

„Bei einer Umwälzung, an der Haß und Leidenschaft unstreitig einen größeren Anteil als Vernunft und Notwendigkeit haben, ist es mir immer rätselhaft gewesen, was zwei Völker, wie Belgier und Holländer, die eines Ursprungs und eines Landes sind und die ein schreckliches Schicksal so lange miteinander geteilt haben, dann so gegeneinander erbittert haben kann, daß ein fünfzehnjähriger Friede ihre Verschmelzung nicht vermochte. Ich habe die Erklärung in der Geschichte beider Länder gesucht, indem ich sie unter diesem Gesichtspunkte insbesondere prüfte, und was ich als wahr zu erkennen glaubte, habe ich in einer kleinen Broschüre aufgesetzt, die ich herauszugeben gedenke.“)

Also alles in allem: ein journalistischer Antrieb. Aber wie tief packt er mit seinem ungeheuren Fleiß die Sache an! Über die erste Arbeit meldet er selbst, daß er um ihretwillen „über tausend Pagina in Quart und an viertausend in Oktav durchgelesen habe“. Und die Vorarbeit zur zweiten Arbeit scheint noch gründlicher gewesen zu sein. — Ein Zeichen der Frühzeit — man muß schon hierbei einmal einen bedauernden Blick auf die um uns herum verdämmernde Spätzeit der liberalen Epoche werfen mit ihrer gerade aus der journalistischen Halbbildung kommenden Schluderei, um zu erkennen, wie schwer es sich jener junge Liberalismus —

auch in den anderen Fakultäten — bei der Betrachtung der Dinge, auch der kleinsten, gemacht. Der Extrakt, der fast über zwei Jahre sich hinziehenden Studien Moltkes, sind zwei Aufsätze im Umfang von dreieinhalb und sechs Bogen. So entsteht die erste Arbeit mit dem etwas langatmigen Titel: „Holland und Belgien in gegenseitiger Beziehung seit ihrer Trennung unter Philipp II. bis zu ihrer Wieder-Vereinigung unter Wilhelm I.", der 1832 die zweite folgt: „Darstellung der inneren Verhältnisse und des gesellschaftlichen Zustandes in Polen." —

Selbstverständlich sind beide Arbeiten ganz im Geist jener Epoche geschrieben, aber ist das ein Fehler? Doch eher ein Vorzug ist es zu nennen, wenn sich ein Mann ganz im Einklang seiner Stunde befindet. Man nimmt diesen Arbeiten nicht mehr den Wert, wenn man feststellt, daß sie uns Lebenden, die wir wieder beginnen, Geschichte organisch zu schauen, nichts mehr zu geben vermögen. Die ganze Epoche verhielt sich ja so, wie er es tat. Alle ihre Wissenschaften „erklärten", das heißt, sie stellten nur fest, aber sie schauten nicht. Die Feststellung genügte. So gibt auch Moltke einfach einen chronologischen Ablauf, dem aber gottlob noch nicht das Kausalitätsprinzip zugrunde liegt. Natürlich ist diese Historik für uns befremdend. So ist — man vergleiche die oben angeführte Briefstelle — Moltke verwundert über den Haß zwischen Belgien und Holland, aber in seiner ganzen Arbeit kommt er nicht mit einem Wort auf den rassischen und damit auch konfessionellen Gegensatz zwischen Wallonen und Niederdeutschen zu sprechen. Die Epoche sah solches eben nicht.

Aber unser Geschichtsbild ist doch gegenüber dem Moltkes und seiner Epoche nicht etwa ein „Fortschritt", sondern eben ein anderes. Wer nicht die durch den Rhythmus bedingte hohe Relativität jenes Absoluten, das da Leben heißt, erfaßt hat, sollte sich vor jeder Wertung hüten.

Seine historische Betrachtung Polens ist ebenfalls klar, genau, sauber und stellenweise nicht ohne dichterische Spannung, wie überhaupt im Unterton seines sachlichen Schrifttums stets eine leise Erregtheit mitschwingt. In bezug auf den Stoff ist er ganz objektiv und die jüdische Frage in Polen behandelt er so, daß man seine als Soldat und Deutscher vollkommen natürliche antisemitische Haltung kaum

verspürt. Er stellt fest, mehr nicht. Selbstverständlich schildert er im späten Polen das Fehlen jeglicher „Menschenrechte" und die „Zeichen der Unkultur" sowie der „mangelnden Aufklärung", gemessen an den schlechten Fensterscheiben der elenden Panjehütten.

Doch mit den Verlegern liegt er in ständigem Kleinkrieg, und seine diesbezüglichen Leiden schildert er in einer von Humor getragenen Klage, dieweil ihm seine Schrift über Holland und Belgien nur drei Dukaten einbrachte.

Auch seine Arbeit über Polen ist finanziell ein Querschläger.

„Ein Teufel von Buchhändler wollte sich nicht damit befassen, seitdem Warschau gefallen, dem andern fehlte das Gold, er schlug mir aber vor, es mit ihm gemeinsam herauszugeben und Kosten und Ertrag zu teilen. Die ersten betrugen achtzig bis hundert Taler, der letztere, wenn es gut geht, nach Abzug aller Kosten für jeden hundert bis hundertfünfzig Taler. Also neues Risiko."

Allerdings hat ihm die polnische Historie in anderer Hinsicht Freude gemacht. Er hört ein Urteil über sich selbst. Der Zensor des Werkes ist erstaunt, daß der Verfasser junger Secondeleutnant sei. „ . . . er habe sicher geglaubt, es sei ein Mann, der sich schon so seine fünfzig Jahre in der Welt umgesehen usw."

☆

Bezüglich seiner Berufung in den Generalstab aber waren seine Hoffnungen noch verfrüht. Zwar wurde er im Sommer 1832 wieder zur Teilnahme an der Übungsreise des Stabes nach Thüringen kommandiert — sie endete für ihn mißlich, da er sich durch Sturz vom Pferde eine Quetschung zuzog —, aber noch war es immer nicht so weit.

Er war auch immer noch Leutnant. Er hatte nichts übersprungen, und das ist bis zum Glanztage von Königgrätz das Bedeutsamste an ihm: daß nichts an ihm bedeutsam war. Er fuhr weder Extratouren, noch machte er Karriere. Wenn wir in diesem Buche und in diesen Kapiteln ihn im Vordergrund sehen, so täuscht das darüber hinweg, wie es um ihn auf seinem Anmarsch zum Ruhm bestellt gewesen. Er war einer von den vielen Offizieren Sr. Majestät — mehr nicht.

Gleich ihm gab es eine große Zahl von Leutnants, die arm und fleißig waren, von denen auch einige Schriftstellerei trieben, und vor allem Körner waren im Schüttelsieb der Auslese. Er war eben alles in allem das Symbol für die stille, schweigende, karg belohnte Arbeit des Offizierstandes in diesen Jahren und in dieser Epoche. Unter dem Fridericus und noch in den Freiheitskriegen waren gute Karrieren noch öfter zu finden. Und die Laufbahn von Moltkes Vorgänger als Chef des großen Generalstabes, des Generals Reyher, war sogar außergewöhnlich gewesen. Aber bei ihm verläuft alles normal. Nachher wußte man es freilich besser, wie des alten Kaisers liebenswürdige Behauptung beweist. Nachher, als die reife Frucht sich zeigte. Aber das schon einmal in diesem Buch Gesagte soll hier zum zweiten Male unterstrichen werden: einem gesunden Staatswesen muß — selbstverständlich bei freien Durchfahrtssignalen für das Genie (hat es die, ist es ja eben gesund) — für das Gros seiner Diener alle Zeit auf der organischen, das heißt Alter und Erfahrung berücksichtigenden Auslese bestehen. — Der heutige Zustand des Reiches ist anorganisch, da er bereits unter dem reaktionären Extrem, nämlich der Überalterung leidet.

Im Dasein Moltkes aber regiert die Regel. Am 30. März 1833 erfolgt die Versetzung in den großen Generalstab mit gleichzeitiger Beförderung zum Premier-Leutnant. Nichts ist außergewöhnlich; sein Alter beträgt 33 Jahre, sein Dienstalter elf. In der „Ochsentour" betritt er den Schauplatz seines künftigen Ruhmes.

Der Generalstab

„Halbgötter" werden wohl immer im Dunkel geboren. — Zuerst war es ein Name, mit dem Außenstehende kaum etwas anzufangen wußten: „II. Departement des Kriegsministeriums". Untergeteilt in vier Sektionen: drei „Kriegstheater" und eine kriegsgeschichtliche Abteilung. Diesen vier Sektionen beigegeben zwei Aufnahmebüros und die alte und neue Plankammer. 1817 kommt noch das lithographische Institut dazu. — Im Prinzip ist also dieses Laboratorium des Krieges fix und fertig.

Der erste Chef dieses zweiten Departements war Grolman. Als er 1819 mit großem Donner und Blitz seinen Abschied nahm, folgt interimistisch Rühle von Lilienstern, den am 11. Januar 1821 der General von Müffling ablöst. Müffling ist der erste, der den neuen, heute uns so geläufigen Titel erhält. In der Kabinettsorder ist zu lesen: „Chef des Generalstabes der Armee". — Und wenige Tage später folgt der entscheidende Schritt: *das zweite Departement wird aus dem Kriegsministerium herausgenommen, selbständig aufgebaut und der „Chef des Generalstabes" unter Gleichstellung mit dem Kriegsminister und den Kommandierenden Generalen dem König unmittelbar unterstellt.* Wir werden zwar später sehen, wie diese Immediatstellung wieder verlorengeht, der Chef durch die Kriegsminister — vor allem durch Roon — wieder zurückgedrängt wird, aber dennoch — sechs Jahre nach seiner Gründung ist damit der Grundriß dieses liberalen Instituts vollständig gezogen. Um überhaupt bei dieser Gelegenheit das Verhältnis der einzelnen Form zum Totalen bei Beginn jeder Epoche klar zu übersehen, genügt es, darauf hinzuweisen: auch hier gleichen die Formen der Geburt denen beim Menschen. Das Kind in der Wiege vereinigt alle Elemente, die später den Mann darstellen, bereits in sich. Was dann noch hinzutritt, ist Umwelt und Erlebnis, aber der Grundriß ist gegeben.

Fügt man noch hinzu, daß Müffling — trotz seiner reaktionären, unangenehm wirkenden Gesten ein im guten Sinne vortrefflicher Liberaler — bereits in seiner Amtszeit die Übungsreisen und die taktischen Aufgaben im Generalstabe einführte, so waren, nochmals gesagt, alle Elemente schon im statu nascendi restlos vorhanden. Ironie, — auch in liberalen Epochen „entwickelt" sich nichts. Die drei Kriegstheater (Operations-Abteilungen) stellten für die ihnen zugewiesenen Abschnitte die Feldzugspläne her, die kriegsgeschichtliche Abteilung stöberte in der Historie, um aus dem Gewesenen Nutzen zu ziehen, die Aufnahmebüros gingen an eine neue Vermessung der Monarchie, jeden Sommer gab es Übungsreisen — kurz, die gesamte Maschinerie schnurrte munter los, um jenem tückischen Etwas, „Zufall" genannt, endlich den Garaus zu machen.

Der Etat von 1825 zählte 69 „Halbgötter" aus. Davon waren 16 in der Zentrale beschäftigt, die übrigen auf die Truppen verteilt, und zwar erhielt jedes von den 9 Armeekorps einen Chef und zwei Offiziere und jede Division einen Generalstabsoffizier. Die restlichen 6 wurden zu den wichtigsten Gesandtschaften kommandiert.

Es muß damals noch weniger als später ein Vergnügen gewesen sein, das Amt eines Stabschefs im Armeekorps auszuüben, oder sich bei der Division mit dem Kommandeur herumzuschlagen. Nicht nur die Mehrzahl der Stabsoffiziere selbst, sondern vor allem das Gros der Linienoffiziere hat natürlich von der Wesenheit des Generalstabes kaum einen Teil jenes Bewußtseins gehabt, das wir heute für dieses Institut und seine Rolle empfinden. Die Epoche spiegelt sich nur in den Köpfen von wenigen, und für die Mehrzahl der Leutnants Sr. Majestät war das neue Büro sicher nur eine von den „neumodischen lausigen Experimentierbuden", wie überhaupt den Troupiers in jenen Tagen der Kopf gebrummt haben mag ob der vielen modernen Erfindungen, die wie Pilze aus dem Boden schossen. Wenn die Generalstabs-Rotte irgendwo vielleicht am Ufer der Werra oder in einem thüringischen Defilee hielt und tiefsinnig über die Gegend schaute, durch die vielleicht später einmal preußische Truppen marschieren könnten, dann müssen wohl die noch lebenden Schlagetots von der Katzbach in die Bärte gelacht haben.

1829 geht Müffling in besonderer Mission nach der Türkei und gibt seinen Posten an den Generalleutnant v. Krauseneck ab. Dieser war eine knorrige Seele, ohne Zirkelei. Außer Moltke hat er Roon und Goeben in den Generalstab berufen.

☆

Moltke hoffte, bald nach seinem Eintritt zum Stab eines Armeekorps versetzt zu werden. Aber in solchen Fällen hofft er stets vergeblich. Die kriegsgeschichtliche Abteilung hat ihn als Mitarbeiter für ein großes Werk über den Siebenjährigen Krieg angefordert, welcher Umstand ihn dauernd an Berlin fesselt. Dazu kommen die Übungsreisen. 1833 Lausitz, 1834 Harz. Im Anschluß an die erste Reise nimmt er einen Urlaub nach Oberitalien. Im Herbst 1834 folgt

noch eine Fahrt nach Kopenhagen — eigentlich eine offizielle Spionage — zwecks Berichterstattung über die dänische Armee und Flotte. Seine Denkschrift hierüber wird dem König vorgelegt, der unter dem 15. April 1835 an Krauseneck diese Kabinettsorder richtet:

„Mit Ihrem Bericht vom 24. Januar dieses Jahres habe Ich die von dem Hauptmann von Moltke des Generalstabes zusammengestellten Notizen über die Königl. dänische Land- und Seemacht erhalten. Indem Ich Ihnen für deren Einsendung Dank sage, erkenne Ich diese gründliche Arbeit wohlgefällig an. gez. Friedrich Wilhelm."

Aber die guten Folgen des neuen Postens zeigen sich bald auch nach der privaten Seite. Mit seiner Berufung in den Stab ist Moltkes Stellung gesichert. Durch die Zulagen hat er auch finanziell Luft bekommen, und nun erweist sich seine wahre Konstitution, — er wird täglich gesünder. Die italienische Reise vertreibt ihm ein altes Herzleiden, und wenn es auch später durch zahllose Strapazen wieder Rückfälle gibt, so ist doch seine Gesundheit im Kern gesichert. Ja, er wird eines Tages noch so gesund sein, daß Europa staunend liest, wie der 87jährige Marschall hoch zu Roß seinem 90jährigen Monarchen das Kolberger Grenadier-Regiment in Parade vorführt.

Am 18. Januar 1835 der erste Orden. Der Johanniter, der damals noch vom König persönlich verliehen wird. Am 30. März des gleichen Jahres die Beförderung zum Capitain. Im Juli neue Generalstabsreise, Schweidnitz—Reichenbach—Münsterberg. Auf dem Rückweg natürlich wieder eine Extrafahrt durch das Riesen- und Isergebirge und ein Brief an die Mutter vom 26. Juli aus Wiegandstal, der uns, die wir ihn lesen, nachdenklich stimmt, weil er trotz des scherzhaften Tones diese liberale Epoche von der anderen Seite zeigt:

„Mein Städtchen hier liegt wohl kaum einmal in Deiner Geographie; lauter arme Leineweber, deren goldenes Zeitalter gewesen.

Mit allem Fleiß und aller Arbeitsamkeit kann der arme Schlesier den Flachs, der vor seiner Tür wächst, nicht so wohlfeil spinnen als der Engländer oder vielmehr seine Maschinen die Baumwolle, die er aus einer anderen Hemisphäre erst herbeiholt. Ich will versuchen, der Sache einen

Umschwung zu geben, und werde zu Hirschberg, dem Hauptsitz des schlesischen Leinenhandels, ein neues Hemd kaufen, da eins von meinen auf den langen Ritten zu Scharpie geworden ist."

Aber das Jahr ist noch nicht zu Ende und die Reise geht weiter nach Kalisch in Polen, wo der preußische König und der russische Zar in der Zeit vom 11. bis 22. September ihre denkwürdige Zusammenkunft haben. Ein seltsames Schauspiel, das die beiden Herrscher dort aufführen, dem liberalen Vormarsch noch einmal das in der heiligen Allianz ausgesprochene Prinzip entgegensetzend. Der liberale Westen brüllt wie am Spieß über die Tage von Kalisch und mancher der Preußen ist ebenfalls wenig begeistert. Das dynastische Gepräge dieser Tage ist irgendwie schon deplaziert, und die preußischen Offiziere sehen staunend, wenn der Zar Nikolaus seinem Schwiegervater Friedrich Wilhelm — dessen Tochter ist die Zarin Charlotte aller Reußen geworden — in treuherziger Falschheit Hand und Ärmelaufschlag küßt. Sie staunen noch mehr ob der militärischen Schauspiele. Tscherkessen und Kosaken zeigen ihre Macht über die Pferde, aber dann kommt ein russisches Grenadierregiment, das den Parademarsch hüpfend ausführt. Preußische und russische Truppen veranstalten gemeinsam Kriegsspiele, doch mit seltsamem Endeffekt; das Kalischer Schloß wird erstürmt, aber mitten im wilden Kriegstanze erscheint plötzlich auf dem Balkon die Zarin in weißen Gewändern als Friedensengel, dem „schändlichen Morden" Einhalt gebietend.

Den preußischen Offizieren mißfällt die brutal-schematische Art des Ladestock-Zaren, der an unterwürfige Generale dumme Befehle gibt. Und wo sich alles duckt, muckt der Papa Wrangel auf, als der Zar seinen General Nostiz wegen einer schlechten Kosakenparade anschnauzt. Mit ungeschulten Steppenpferden mache man eben keinen Paradegalopp, bellt Wrangel dem Zaren ins Gesicht.

Es ist eben alles, alles irgendwie schief. Das Bündnis ist zu stark auf dem Dynastischen aufgebaut und bringt Preußen in jenen Zustand, den wir ermessen, wenn wir unsere deutschen Kommunisten von heute betrachten, die aus scheinbarer Übereinstimmung im Marxistischen den Russen besinnungslos nachlaufen. Bündnisse sind Interessen — und

nicht Gefühlsangelegenheiten und noch weniger soll man scheinbar gemeinsame Weltanschauungen als Grund für solche Allianzen vorschieben. „Blut ist eben nicht dicker als Wasser", wie die Überspitzer der Rassenlehre glauben, auch ist es gleichgültig, ob die Ethik reaktionär oder marxistisch ist. Völkerinteressen sind stärker als Moral. Die richtige Haltung zu Rußland haben nur zwei Männer gehabt: Bismarck und Brockdorf-Rantzau.

Jedenfalls, — unter den preußischen Offizieren herrscht Grimm und Katzenjammer, wie überhaupt bei derlei Anlässen der Instinkt im Offizierkorps der beste war. Auch der Zuschauer Moltke wird von all dem nicht angenehm berührt gewesen sein, aber der Herr Capitain hatte bereits wieder andere Sorgen. Sein Gesuch um einen großen Urlaub — sechs Monate — lag schon in Berlin; in diesen Tagen wurde es genehmigt, und von Kalisch aus trat er seine große Orientreise an.

☆

Auch in seinen Reisen ist er ein Symbol der Epoche.

„Was hilft alle Landschaft ohne blauen Himmel?" — Dieses Wort stammt von ihm. Und dieses Wort deutet das deutsche Rätsel von der „Sehnsucht nach dem Süden" an. Es ist ein Spruch des Liberalismus.

Nur in „Ich"-Zeiten gibt es so etwas wie „die Natur" und damit ein Naturgefühl oder besser gesagt ein Naturdenken. Das „Ich", das Individuum, aus der Totalität herausgelöst, auf sich selbst gestellt, sieht sich plötzlich einer ebenfalls abgeschlossenen Umwelt gegenüber, ja, der Geist bringt „Ich" und Umwelt sogar in Gegensatz zueinander. Das „Ich" will dann sogar „die Natur" verändern, verbessern, beherrschen. Jedes lächerliche Flugzeug ist dann plötzlich ein weiterer Schritt zur „Eroberung der Natur". Was jede Springflut und jeder Vulkanausbruch leider ad absurdum führen.

Dieses losgelöste „Ich" wandelt dann durch die nicht mehr mit ihm verknüpfte Natur wie durch einen Tempel, ein Museum oder — als Darwin kommt — durch eine Fabrik. Die liberalen Epochen sind daher auch die Reisezeiten. Das dem Boden nicht mehr verhaftete Individuum nimmt

keinen Schaden durch Abreißen seiner Wurzeln. Daher strömt es in liberalen Epochen von Nord nach Süd. Die Humanisten wandern über die Alpen, schon die Renaissance kennt Reise-Tagebücher und abermals, als das Pendel wieder zum „Ich" schwingt, erwacht ein neues Naturdenken in der Aufklärungszeit. Paul und Virginie legen sich ins Gras und lauschen dem „Säuseln des Zephirwindes". Selbstverständlich ist diese Natur immer „gut", und Blitz und Donner sind unliebsame Störungen der Schäferspiele. — So ist „die Natur" ein geistiges, ein städtisches Produkt. Der Bauer spricht nicht von ihr, und Kleist, der Wir-Mensch, ebenfalls nicht. Denn die „Wir"-Zeiten kennen keine Natur; das Individuum ist ohne Grenzen. Man weiß nicht, wo das „Ich" aufhört und das „Wir" anfängt, ebensowenig wie jeder einzelne von uns im Hinblick auf Ahnen und Nachfahren weder Anfang noch Ende hat.

— Das Komplement des Geistes ist das Licht. Die liberalen Epochen kennen nur den Tag. „Die Nacht ist keines Menschen Freund", das ist ein liberaler Spruch. Im Licht ist alles fraglos, ohne Geheimnisse. Das Hell-Dunkel im Rembrandt ist peinlich. Der Mensch im „Wir" sieht die Totalität, weiß, daß es niemals ganz Nacht und niemals ganz Tag ist. B i s m a r c k w a r N a c h t - A r b e i t e r. Das „Ich" hat Furcht vor der Nacht, damit auch Furcht vor dunklen Wäldern des Nordens, verhängten Himmeln, tintenschwarzen märkischen Seen. Daher die Sehnsucht nach dem Süden. In allen „Ich"-Zeiten klettert der Deutsche mit dem Baedeker über die Alpen, in allen „Wir"-Zeiten mit der Kanone. — Das deutet alle Reisen im 19. Jahrhundert. Von Goethe bis zu seiner Karikatur, dem Hochzeitspaar Fritz und Emilie Meyer geborene Lemke.

Vor allem aber deutet es jenes Moltke-Wort: „Was hilft alle Landschaft ohne blauen Himmel".

☆

Moltkes Begleiter ist der Premierleutnant von Bergh.

Die Reise geht von Breslau mit der Postkutsche über Troppau, Olmütz und Brünn nach Wien. Von dort mit dem Schiff nach Budapest. Von hier ab wird auch die Donaufahrt schwierig und am Eisernen Tor muß sogar auf ein Ruderboot umgestiegen werden. Von Orsowa geht es

wieder mit Wagen durch die Walachei nach Bukarest, und jetzt wird die Weiterreise vollends beschwerlich. Von Rustschuck ab muß geritten werden, bei schwerem Novemberwetter. Die Reise geht über Schumla, Kasan, Adrianopel weiter, bis Moltke am 29. November in seinem Reisebrief an die Mutter schließen konnte:

„Am zehnten Morgen, seit wir aus Rustschuk ausgeritten, sahen wir die Sonne hinter einem fernen Gebirge emporsteigen, an dessen Fuß ein Silberstreif hinzog. Es war Asien, die Wiege der Völker, es war der schneebedeckte Olymp und der klare Propontis, auf dessen tiefem Blau einzelne Segel wie Schwäne schimmerten. Bald leuchtete aus dem Meere ein Wald von Minarets, von Masten und Cypressen empor — es war Konstantinopel."

Nach einem Aufenthalt von etlichen Wochen sollte über Griechenland und Italien die Rückfahrt angetreten werden. Der preußische Gesandte Graf Königsmarck führt die beiden Offiziere in die türkische Gesellschaft und stellt sie eines Tages auch dem Seraskier vor, dem Oberbefehlshaber und Kriegsminister der Türkei. Er heißt Mehmed Chosref Pascha. Und diese Vorstellung ist für Moltke entscheidend. Aus der Weiterfahrt wird nichts, und die wenigen Wochen Besuch wachsen an zu nahezu vier Jahren. Bergh setzt die Reise fort; Moltke bleibt in Konstantinopel.

Der Instruktionsoffizier

Im Liberalismus ist ein Tiger versteckt, der heißt Imperialismus. Ein Tier, das anfänglich wohlwollend schnurrt und zum Schluß die Angeschnurrten auffrißt. — Der Imperialismus besaß von Anfang an nicht nur eine Raubseite, sondern ihm lag das liberale Ethos zugrunde. Alle Menschen sind gleich, und die Menschenrechte sind für alle geschrieben. Dem betrüblichen Umstand, daß viele Menschen dieser Erde sie noch nicht kennen, kann man dadurch abhelfen, daß diejenigen, welche sie bereits intus haben, die anderen besuchen, sie gleichfalls „aufklären" und in den Genuß dieser Wohltaten des Geistes bringen. „Gehet hin und lehret alle Völker" ist nicht nur das Gebot des Christentums, sondern auch des Liberalismus. — So gibt es Missionare

des Heilands und des Jean Jacques Rousseau. Man bringt dem armen Wilden nicht nur englische Messer und französische Liköre, sondern auch die Ideen von Ermenonville, Manchester und Weimar. Was die Heere der Jakobiner und des Korsen auf der Spitze ihrer Bajonette, in den Mappen ihrer Präfekten und Lehrer durch Europa trugen, das wird jetzt auf mehr oder minder friedliche Weise auch den anderen Kontinenten beschert. "The burden of the white man" — diese nur zur Hälfte geheuchelte Sentenz soll dartun, welche moralische Verantwortung der liberale Europäer für das Geistesheil der anderen Völker auf sich genommen hat, und einen letzten Abglanz jenes geistigen Imperialismus sehen wir in dem Streit, der gerade in dem an der Materie so uninteressierten Deutschland von heute tobt, angesichts der Frage, ob Indiens Gandhi im Recht sei und ob es nicht ein Unglück wäre, wenn die Engländer Indien räumen müßten, da doch dessen Bevölkerung, sich selbst überlassen, infolge seiner „geringen Kulturstufe" in Katastrophe stürzen müßte, ohne die wohltätige Hand des weißen Herrn. Der Deutsche leistet nahezu das Höchste an liberalem Hochmut, um so grotesker, da es bei ihm nicht um einen imperialistischen Zweck geht, sondern um das liberale Ethos höchstselbst. So schreibt der preußische Gesandte Graf Königsmarck anläßlich des Briefwechsels über die Berufung Moltkes und seiner Kameraden: „Man kann sich diesen Barbaren gegenüber nicht stolz und unabhängig genug zeigen". — — Barbaren!!

So wird auch später der Marxismus, aus seiner liberalen Grundquelle heraus, sich wärmstens für die Barbaren-„Mission" einsetzen und nur gegen die ausbeuterischen Auswüchse zetern. So flattern am 1. Dezember 1906 auf der Reichstagstribüne Bebels Rockschöße vor sittlicher Gehobenheit des weißen Mannes, der den „armen Wilden" das Licht der Vernunft und der größtmöglichen Produktion bringen möchte, und er kräht in das Plenum, spießig, eng:

„Wenn Sie zu fremden Völkern als Freunde, als Wohltäter, als Erzieher zur Menschlichkeit kommen, wenn Sie hingehen, um jenen zu helfen, die natürlichen Reichtümer ihres Landes zu entwickeln zum Nutzen der Eingeborenen wie zum Nutzen der Zivilisation, dann stellen wir uns an Ihre Seite; aber so sieht Ihre Kolonialpolitik nicht aus. Sie

kommen nicht als Befreier und Erzieher, sondern als Eroberer, als Unterdrücker, als Ausbeuter."

„Befreier und Erzieher" — Tuberkeln verjagend und Kursiv-Schrift lehrend. Gottes Bäume und Blumen, die „Kulturen" und „Völker" hießen, annagend, vergiftend, ausreißend für einen Plunder „Menschenrecht", für Halsketten für die Weiber und gebrauchte Automobile für die Männer. Dieweil der letzte Maori heilig ist, in seiner Form, in seiner Welt, mit seinem Gott. Heilig und unantastbar!

(Protestieren gegen die Versklavung von Versailles und brüllen gleichzeitig nach Kolonien, um andere zu versklaven! — Bismarck wußte, warum er sich gegen Kolonien wehrte. „Meine Kolonien liegen hier", und damit zeigte er im Atlas auf Mittel-Europa.)

— Selbstverständlich sind die „armen Wilden" der anderen Kontinente auch zum Kriegführen unfähig, und es ist dem weißen Mann ein Kummer, zusehen zu müssen, wie ungeregelt, undiszipliniert und geistlos jene aufeinander losprügeln. Dem liberalen Europäer bricht es fast das Herz, und er versucht, auch hier sein Möglichstes in der Mission zu tun. Er entsendet Instruktionsoffiziere. Man beachte aber auch hier: selbstverständlich geht eine Unzahl dieser Instrukteure um reiner Machtinteressen willen ihres Heimatlandes an seine Arbeit. Dieser im Auftrag einer Regierung oder des Kapitalismus arbeitende Instrukteur war schon in Moltkes Tagen keine unbekannte Figur, und die Franzosen hatten bereits um die Mitte des vorangegangenen Jahrhunderts ein tolles Stück geliefert, als französische Capitaine und Leutnants die Artillerie des Nabobs von Bengalen europäisch dressierten, was leider keinen Erfolg hatte, da Clive, der einstige Schreiber der ostindischen Kompanie, Franzosen und Nabob im Jahre des Heils 1759 bei Plassey auseinanderprügelte. Aber mit dem Beginn der neuen Epoche waren viele, viele Scharen solcher, eigentlich politischen Emissaire über die Meere gegangen, die Orders von Downing Street oder Versailles in der Tasche. Doch dazwischen auch immer wieder jene, die sich als „Missionare" fühlten, und zwar hat für diese Kategorie Deutschland das Hauptkontingent gestellt. Es waren natürlich viele Abenteurer darunter, aber von allen Europäern hat der Deutsche

an den liberalen Messiasgedanken im Instrukteurberuf am ehesten geglaubt. Daher war er auch am liebsten gesehen, — wenn solch ein Europäer überhaupt gern gesehen wurde — von denen, die er mit dem Unterschied zwischen Strategie und Taktik und der Kunst des Tiraillierens zu beglücken dachte. Die Deutschen waren ohne politische Sonderinteressen, da die Heimat damals ohne Kolonien, fügten sich ein und trieften geradezu vor Lehreifer. Sie waren die ehrlichsten Makler der liberalen Kriegskunst.

Und der wiederum symbolisch diesen Instrukteur-Typ am besten treffende Deutsche war unser Helmuth von Moltke.

☆

„Stelle Dir einen Greis von nahezu achtzig Jahren vor, der die ganze Lebendigkeit, Rührigkeit und Laune eines Jünglings bewahrt hat. Das stark rote Gesicht mit schneeweißem Bart, eine große gebogene Nase und auffallend kleine, aber blitzende Augen bilden eine markante Physiognomie, die durch die rote, über die Ohren hinabgezogene Mütze nicht verschönert wird. Der große Kopf sitzt auf einem kleinen, breiten Körper mit kurzen, krummen Beinen."

So schildert Moltke selbst jenen Mehemed Chosref Pascha, der — Greuel für den Europäer — Oberbefehlshaber und Kriegsminister in einer Person war und, abermals Greuel, all dies gewissermaßen noch nebenbei besorgte. Als der Gesandte Königsmarck den jungen Capitain von Moltke am 15. Dezember 1835 dem Pascha vorstellt, ist der Türke sofort entzückt; denn Moltke erklärt ihm ein Kriegsspiel, das der preußische König dem Sultan einmal zum Geschenk gemacht hat und mit welchem bisher niemand etwas anzufangen wußte. Da hocken der Pascha und zwei seiner Divisionsgenerale am Boden und schieben nach den Anweisungen des jungen Preußen die Puppen solange hin und her, bis der Preuße ihnen fröhlich erklärt, jetzt hätten sie die Schlacht bei Leipzig noch einmal geschlagen. —

Die folgenden Audienzen aber tragen schon ein wichtigeres Thema. Was kann Preußen als bestes militärisches Geschenk geben? Nun, seine allgemeine gleiche Wehrpflicht, und so überreicht der bereits zum Gefolge des Paschas gehörende Moltke eines Tages die in französischer Sprache

abgefaßte Denkschrift: „Mémoire présante a Son Altesse le Seraskier-Pacha sur l'organisation d'une milice dans l'empire ottoman." Geradezu rührend sieht er aus, dieser edle liberale Irrtum; ohne Rücksicht auf die ganz anders geartete völkische und geopolitische Struktur soll die Türkei mit dem preußischen Landwehrsystem beglückt werden.

Aber nun ist Moltke festgenagelt. Aus der Weiterreise wird nichts; denn der Pascha hat bereits eine andere Bitte an den Gast, nämlich, er möge die vernachlässigten Befestigungen der Dardanellen besichtigen, einen Plan davon aufnehmen und Vorschläge zu ihrem Ausbau machen. Moltke vollführt auch diese Arbeit im März 1836, und nun ist sein Schicksal endgültig besiegelt. Er kommt nicht mehr fort.

☆

Sultan Mahmud II., der Vernichter seiner eigenen Prätorianer, der Janitscharen, trug zwei Sorgen in seinem Herzen, zwei Ziele. Das eine war die Reform seines Heeres, welches durch den russisch-türkischen Krieg von 1827—29 (Moltke hat ihn beschrieben) und durch innerpolitische Kämpfe geschwächt war, und das andere war sein widerspenstiger Vizekönig von Ägypten, Mehemed Ali, eine der gewaltigsten Persönlichkeiten der orientalischen Geschichte, der täglich mehr und mehr Provinzen des Reiches unter seine Botmäßigkeit bekam. Den Ägypter zu vernichten und damit die Reichseinheit zu retten, war des Sultans Traum und einzige Aufgabe. Um das Werkzeug hierzu, die Armee, in Form zu bringen, hatte er bereits vor Moltkes Ankunft mit der preußischen Regierung um Überlassung von Instruktionsoffizieren verhandelt.

Preußen hatte am Bosporus einen guten Namen, eben wegen seiner Uneigennützigkeit. Daß dieser Name in der letzten Zeit noch an Wert gewonnen hatte, war eigentlich Müfflings Werk gewesen, der 1829 vom König nach Konstantinopel gesandt worden war, um Friedensverhandlungen zwischen Rußland und der Türkei anzubahnen. Obwohl dies im Interesse Rußlands geschehen war, — Diebitsch stand zwar mit seiner Armee bei Adrianopel, aber die lange Dauer des Krieges setzte den Zaren in Sorge — so hatte sich Müffling bei den Verhandlungen, wenn auch nicht allzu geschickt, so doch derart korrekt benommen, daß Preußen bei

der Hohen Pforte einen Achtungserfolg buchen konnte. So kam es, daß über Königsmarck bereits seit Monaten eine lange Korrespondenz über die Frage der Instruktionsoffiziere zwischen Berlin und Konstantinopel hin und her ging.

Aber die Türkei galt damals bereits als der „kranke Mann". Sämtliche imperialistischen Mächte bezeichneten türkisches Gebiet als ihre Interessensphäre, fochten in Konstantinopel ihren Krieg im Dunkeln aus: England, Frankreich, Rußland. Die Frage, wer die Instruktionsoffiziere stellen sollte, war eine europäische, nicht türkische Angelegenheit.

Der Kernpunkt war Ägypten. Denn Mehemed Ali, Politiker ersten Ranges, weigerte sich hartnäckig, den Engländern den Landweg nach Indien zu ermöglichen, hielt es mit den Franzosen, deren Instrukteure sein Heer zu einer beachtlichen Leistungsfähigkeit gebracht hatten. England hatte nun 1831 versucht, durch eine Expedition einen Landweg durch Syrien nach dem persischen Meerbusen zu erschließen. Aber gerade die syrischen Gebiete gerieten täglich mehr und mehr unter die Botmäßigkeit des Ägypters, und England mußte Mehemed Ali mit Samthandschuhen anfassen. — Rußland wiederum bot dem Sultan direkte Unterstützung gegen den Ägypter an, und in einer schwachen Stunde — die ägyptischen Truppen hatten die türkischen 1833 bei Koniah besiegt — ging der Sultan darauf ein. Er, der sonst die Fremden wie die Pest haßte. Doch hiergegen protestierten die Westmächte. Rußlands Flotte mußte zurück und dem Sultan blieb nichts, als sich im Vertrag von Kutaja mit Mehemed Ali zu einigen. Der Ägypter erhielt Syrien, sein Sohn Cilicien.

Aber jedermann wußte, daß der Sultan nicht ruhen würde, und als die türkischen Verhandlungen mit Berlin bekannt wurden, hagelte es Offerten und Intrigen. Der englische Botschafter wies auf die trefflichen Offiziere seiner Heimat, auch die Österreicher versuchten wieder einmal, den bösen Preußen den Rang abzulaufen, Franzosen und Russen mischten sich ein, und so entstand in Konstantinopel in diesen Tagen jene sattsam bekannte Affäre, der später einmal Liman von Sanders dadurch ein Ende zu machen versuchte, daß er sich eines Tages auf die Redaktion eines am heftigsten tobenden französischen Blattes mit der Reitpeitsche be-

gab. Berlin schrak zurück, die Verhandlungen stockten, aber diesmal blieben die Türken hartnäckig. Schließlich erfolgte eine Regelung. Eine Kabinettsorder vom 26. Juli 1836 beurlaubte Moltke nach der Türkei zur „Organisation und Instruktion der dortigen Truppen". Eine weitere vom 5. Juli 1837 entsandte die Hauptleute v. Vincke und Fischer vom großen Generalstab, den Ingenieur-Hauptmann von Mühlbach ebenfalls nach Konstantinopel. Sämtlichen Offizieren wurde die Stellung in der preußischen Armee offengehalten, nebst Gehalt und Generalstabszulage, und ihnen „für den nicht anzunehmenden Fall, daß die Pforte ihre Verbindlichkeiten gegen sie nicht prompt erfüllen sollte, ein Kredit von 6000 Piastern (1200 Mark) bereitgestellt". Die Pforte gab jedem von ihnen außer Fahrtkosten und Spesen monatlich 2000 Piaster (400 Mark).

Bis zur Ankunft der Kameraden hatte Moltke bereits eine Riesenarbeit bewältigt, die aber in ihren Einzelheiten leider Kunde gibt, daß der Typ des Instruktionsoffiziers eigentlich ein großes Mißverständnis war, über das sich Lehrer und Schüler niemals ganz klar geworden sind. Er unternimmt große militärische Instruktionsreisen nach Klein-Asien, nach Bulgarien, mehrere Male nach den Dardanellen, fertigt einen Plan von Konstantinopel, begleitet, jetzt mit einem Fes bewaffnet, den Sultan nach Varna, — aber dazwischen kommen höchst sonderbare Aufträge, die zeigen, daß die Türken mit ihren Instrukteuren nicht so rechtes anzufangen wußten, wie überhaupt die Kompetenzen der Preußen bis zum Schluß nie ganz geklärt worden sind. Moltke muß im Auftrage von Chosref Pascha eine Straße bauen und gleichzeitig die Wasserversorgung Konstantinopels bearbeiten. Auch wird von ihm verlangt, die im Herbst 1837 auftretende Pest zu bekämpfen. Er packt alles gesund und geschickt an, doch als die Majestät eines Tages fordert, Moltke solle ihm einen Turm für ein neuerrichtetes Schloß bauen, streikt er zum ersten Male. Dererlei fiele wirklich nicht in sein Ressort. — Aber die neuerrichtete Marineschule muß er besichtigen und Bericht darüber geben.

☆

Die „Franken" sind natürlich auch in der Bevölkerung nicht beliebt und selbst Baron Bey — so heißt Moltke jetzt,

da sein Name für türkische Zungen zu schwer — bekommt zuweilen davon etwas zu spüren. Man traut auch ihm reichlich teuflische Dinge zu. Als auf einer seiner Reisen an die Dardanellen in einem dort gelegenen Städtchen ein Feuer ausbricht, kann er mit Humor berichten:

„Der große Brand hatte eine geräumige Esplanade rings um das Fort von Sultani-Hissar gebildet, welche für die Verteidigung so vorteilhaft werden konnte, daß man dem Pascha die Ehre anthat, ihm die Feuersbrunst zuzuschreiben und an meinem Anteil an dem Geschäfte nicht zweifelte."

Anfang September 1837 treffen die Kameraden aus der Heimat ein, werden dem Sultan vorgestellt, und alle zusammen erhalten sofort eine größere Aufgabe, nämlich die Besichtigung und Vermessung fast der gesamten europäischen Türkei. Eine strapazenreiche Arbeit, die Anfang November beendet ist, und der sofort eine Inspektionsreise abermals an die Dardanellen folgt.

Aber bald wird die Hauptaufgabe gestellt. Im März 1838 begeben sich Moltke und Mühlbach zur Taurus-Armee, die zur Zeit in Charputh, nahe des Euphrat, versammelt steht, um gegen Ägypten zu marschieren. Es ist wiederum eine beschwerliche Reise durch Klein-Asien, zumeist zu Pferde, und es ist erstaunlich, wie der in seinen Jugendtagen stets kränkelnde Mann diese und noch schlimmere Strapazen alle überwindet. Zwar gibt es gelegentlich Fieber und Dysenterie-Perioden, aber insgesamt hat Moltke die vier Jahre in der Türkei eisern durchgehalten.

— Bereits am 17. März stellen sich die beiden Preußen dem Oberkommandierenden der Taurus-Armee vor, Hafiz Pascha mit Namen, den Moltke in seinen Berichten als einen tapferen und klugen Soldaten schildert. Natürlich ist vieles an ihm „türkisch":

„Die wissenschaftliche Bildung Hafiz Paschas ist größer, als man sie im Orient zu finden erwarten darf, obwohl nach unseren Begriffen nur sehr mangelhaft. Er liest und schreibt geläufig und schön, hat einige Kenntnisse der alten Geschichte und der Geographie, obwohl er nur aus Courtoisie zugab, daß die Erde rund sei."

Etliche Tage später führt Moltke seinen ersten Erkundungsritt aus, und hier kommt er zum ersten Male an den Euphrat.

— Ehe Hafiz Pascha den Vormarsch gegen Ägypten antreten kann, muß zuvor ein Nebenkriegsschauplatz gereinigt werden. Am Ostrande des Taurus, also im Rücken der Armee, stehen die ständig aufrührerischen Kurdenstämme. Sie müssen erst „pazifiert" werden. Das Hauptquartier wird nach Djesireh verlegt und von hier aus, einer der festesten Kurden-Plätze, das Schloß Sayd-Bey-Kalessi berannt. Bei dieser Unternehmung steht Moltke zum erstenmal im Kugelregen, von welchem Ereignis er übrigens kein Wort spricht, und der Platz wird vornehmlich durch seine praktischen und geschickten Anordnungen zur Kapitulation gezwungen. — Das nächste Kurdennest ist das nördlich gelegene Papur, wo Moltke den Angriff in vorderster Linie, und zwar auf einem Maultier reitend mitmacht.

Hafiz scheint ein mitfühlender und mit den zarten Nerven der Europäer wohlvertrauter Mann gewesen zu sein, denn ehe nunmehr nach Brechung des bewaffneten Widerstandes die alten, ehrlichen Strafexpeditionen beginnen, schickt er Moltke und Mühlbach weg, so daß die beiden nicht anzusehen brauchen, wie Weiber und Kinder der Kurden niedergemetzelt werden.

Obwohl noch lange nicht alle Stämme unterworfen, bricht Hafiz Pascha den Feldzug ab, der im Endeffekt überhaupt negativ verlief; aber geheime Weisungen aus Konstantinopel scheinen auf eine Vorbereitung des Feldzuges gegen die Ägypter zu drängen. Wieder fällt Moltke eine Riesenarbeit zu. Da der Kamm des Taurusgebirges schwierig zu überschreiten, soll der Preuße feststellen, ob der Euphrat für den Truppentransport geeignet sei. So fährt Moltke in schlimmster Julihitze auf jenen Flößen aus Hammelhäuten, die sich seit Jahrtausenden nicht geändert haben, den Euphrat hinab unter allerlei Unglücksfällen und Abenteuern, die einem Karl May mannigfachen Stoff geboten hätten.

„Ich ließ Bismillah — ‚im Namen Gottes' — vom Ufer abstoßen; alsbald erfaßte uns der allgemeine Wasserzug, und ehe wir uns noch recht besinnen konnten, waren wir schon glücklich durch, obwohl zwar vom Kopf bis zu den Füßen durchnäßt, denn von allen Seiten schlugen die Wasserwellen über uns zusammen."

Jedenfalls ist der Erfolg der Erkundung negativ; die

Stromschnellen und Gefälle des Euphrat lassen höchstens einen Materialtransport zu. Aber auf seine Euphrat-Erkundung war Moltke zeitlebens stolz und in einer Selbstbiographie, die der siegreiche Stratege kurz nach der Beendigung des Krieges von 1866 für das Familienblatt „Daheim" schrieb, steht der gewichtige Satz: „In der Beobachtung des Durchbruchs des Euphrat durch das kurdische Gebirge ist Xenophon mein nächster Vorgänger gewesen." (Zwar ist dies ein ehrenvoller Irrtum, denn auch Xenophon hat den Euphrat-Durchbruch nie gesehen, da er den Fluß bei Tapsakus (heute Rakka) überschritt, also etwa 400 Kilometer unterhalb des Durchbruches.)

Unter ungeheuren Schwierigkeiten wird die Armee über das Gebirge geschafft und in einem Lager bei Biredschik am Euphrat, im Rücken die Südabhänge des Taurus, aufgebaut. Zwischendurch versuchte der Pascha, die bei Koniah und Kaisarieh in Klein-Asien stehenden Truppen gleichfalls heranzuziehen, was aber infolge der Eifersucht der höheren Offiziere nicht mehr gelang.

Moltke bemühte sich, sowohl in Malatia als in Biredschik, die Truppen einzuexerzieren und in diese ungeregelte Masse von 25 000 Mann so etwas wie eine Gliederung hineinzubringen. Aber Moltkes Vorgänger, vor allem französische Abenteurer, hatten bereits an den Truppen zuviel herumexperimentiert.

„Es war nicht so leicht, den Leuten hier begreiflich zu machen, daß die Frage nicht ist, wie v i e l e , sondern wie w e n i g Evolutionen man ausführen könne. Jeder aus Europa kommende Offizier hatte sie mit neuen Erfindungen beschenkt, und sie waren bereits auf den Etat von 86 Bewegungen angekommen. Hätte ich 49 neue, womöglich recht verwickelte Sachen in Antrag gebracht, so würde man willig darauf eingegangen sein; viel schwieriger war es, ebensoviel herunter zu handeln."

Es war überhaupt ein Wunder, daß die Armee nicht bereits auseinandergefallen war infolge der Strapazen und Krankheiten, zumal sie in der Mehrzahl aus gepreßten Kurden bestand. Die Desertion nahm derart überhand, daß, als man später den ägyptischen Truppen unter Ibrahim Pascha gegenüberstand, der türkische Oberfehlshaber einen Kopfpreis von tausend Piastern für jeden Deserteur aus-

setzte, wozu Moltke allerdings ironisch bemerkte, daß für diesen Preis der Ägypter selbst gern bereit gewesen wäre, die zu ihm überlaufenden Türken wieder auszuliefern.

Leider wird von jetzt ab das Verhältnis zwischen dem Pascha und Moltke mehr und mehr gespannt, und der Türke läßt sich verleiten, die Armee aus dem sehr guten, von Moltke strategisch sorgfältig ausgesuchten Lager bei Biredschik nach Nisib zu verlegen. Für die alte Stellung hatte Moltke einen sehr gewichtigen, geheimen Grund gehabt. Im Falle eines Angriffs nämlich hätten die Truppen mit dem Euphrat im Rücken fechten müssen, — die einzige Möglichkeit, um diesen zusammengewürfelten Haufen zum Stehen zu bringen. Das Lager bei Nisib aber ist nicht nur in dieser Beziehung ungünstig. Unter wachsenden Verstimmungen — Moltke fordert sogar einmal seine sofortige Entlassung — rückt dann auch die Katastrophe heran. Am 24. Juni 1839 kommt es zur Schlacht; sie soll hier nicht des längeren beschrieben werden, — jedenfalls ist sie beleidigend für europäische Augen. Es ist ein reines Frontalgefecht, wobei die stärkere Artillerie der Ägypter von vornherein im Vorteil ist und die Türken nach kaum einstündigem Kampf ausreißen wie Schafleder. Die Armee wird trotz leichter Verluste auseinandergesprengt und auch die preußischen Herren müssen sich auf eiligste Flucht begeben, unter Verlust ihres gesamten Gepäcks und vor allem der sehr wichtigen Aufnahmen Moltkes. Ein Versuch Moltkes, das bei Kaisarieh stehende Korps an den Feind zu bringen, scheitert in dem allgemeinen Schrecken, und Hafiz Pascha erhält die Order, sich nach Konstantinopel zu begeben, um sich dort zu verantworten. Auch die Preußen reisen in die türkische Hauptstadt zurück, wo nun natürlich das diplomatische Spiel über die Schuldfrage beginnt. Es kennzeichnet Moltkes vornehme Gesinnung, daß er in seinem Bericht an die türkische Regierung Hafiz Pascha soweit wie möglich zu entlasten suchte, was ihm wohl auch gelungen ist.

Inzwischen kam aus Berlin der Befehl zur Rückkehr. Eine beschwerliche, lange Reise mit vielen Stationen, da Moltke schwer erkrankt und des öfteren Halt machen muß, — am 27. Dezember 1839 trifft er in Berlin ein.

Ein türkischer Orden, ein ihm verliehener Säbel, wie ihn die Paschas tragen, eine große Anzahl von Karten, die

ihn zum ersten Topographen seiner Zeit machen, das ist die sichtbare Ausbeute. Dazu vor allem seine „Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835—1839", unter welchem Titel Moltkes früherer Lehrer, der Geograph Karl Ritter, bereits 1841 der deutschen Öffentlichkeit — leider ohne Widerhall — die orientalische Korrespondenz unseres Moltke vorlegt. Jene seltsamen Briefe, glasklar, mit photographischer Treue, oft humorvoll, sarkastisch, doch ohne jene Dämonie, die bei dem Mann aus Friedrichsruh aus jeder Zeile blitzt. Elegant, ein literarischer Genuß, voll tiefster Bildung, — alles in allem, die Briefe eines Strategen, eines Denkers. Eines Mannes von Geist. Dabei preußisch-männlich.

Unvergängliches Stück unseres Schrifttums. Das „Ich" auf der Höhe seines Weltblicks. Noch gesund, noch in der Jugend, ohne Zergrübeln, ohne Zerfressensein. Noch achtet die ratio ihre Grenzen. — Und nur der Schauende von heute sieht bereits die verdorrten Enden der in diesen Briefen angesponnenen Fäden, ahnt den Weg von hier bis zum „Reisetagebuch" des Grafen Keyserlingk, jener Sezier-Kladde des ohne Halt, ohne Synthese herumstreifenden Kosmopoliten.

— Auch der Journalist Moltke ruht nicht. Die „Augsburger Allgemeine Zeitung" präsentiert ihn in mehreren Aufsätzen als Sachverständigen. „Das Land und Volk der Kurden" — „Die militärisch-politische Lage des osmanischen Reiches" — „Reschid, Izzet und die Pforte" — alle drei Arbeiten erscheinen 1841. —

☆

„Es ist lange Aufgabe abendländischer Heere gewesen, der osmanischen Macht Schranken zu setzen; heute scheint es die Sorge der europäischen Politik zu sein, diesem Staat das Dasein zu fristen."

Diese Sentenz zum ersten Male vorgetragen in seinem berühmten Briefe vom 7. April 1836, einem der ersten aus der Türkei, — diese Sentenz, auf welcher auch seine Zeitungsaufsätze fußen, ist nicht nur Moltkes Auffassung über die Türkei, sondern ganz Europa urteilt so. Und Nikolaus I. gab in seinem Gespräch mit dem englischen Botschafter, Sir Hamilton Seymour, im Jahre 1853 diesem liberalen Europa

das nötige Schlagwort: „Der kranke Mann am Bosporus". Der christliche und der liberale Wunsch — der erstere seit Karl V. Tagen genährt — waren hierbei der Vater des Gedankens. Und diesmal zur Hälfte mit Recht. Die europäische Türkei war eine Sinnwidrigkeit, völkisch und kulturell. Imperialismus von drüben. Aber die biederen Europäer schlossen in ihre bereits abgesteckten Interessensphären auch asiatische Teile mit ein, hatten also mithin keinerlei moralisches Recht, sich über die Türken zu entrüsten.

Daß Moltke hier in seinem Urteil irrte, ist also aus dem liberalen Aspekt seiner Zeit zu verstehen, und es deutet auch den grundlegenden Unterschied zwischen „Ich" und „Wir", wenn wir das ominöse die Intervention fordernde Schlagwort des Zaren mit der Haltung vergleichen, welche die junge deutsche Generation nach dem Kriege gegenüber Kemel Pascha und seinem Werk einnahm, wobei allerdings zu bedenken, daß durch das Zurückgehen Kemals auf die wahre völkische Basis der Türkei tatsächlich das Bosporus-Problem liquidiert scheint. Für uns war der Sieg des Ghasi das Symbol des erwachenden „Wir". Am Bosporus hatte der europäische Imperialismus seine klügsten Spiele gespielt; dort brach er auch zuerst zusammen. Der Friede von Lausanne, am 24. Juli 1923, war der erste Hieb gegen Versailles.

☆

Wenn also Moltke in einem vierten Aufsatz aus jenen Tagen, betitelt „Deutschland und Palästina", das Jordan-Land unter einen deutschen Fürsten mit europäischen Beamten gestellt sehen möchte, so danken wir heute Gott, daß es nicht zu solchen Experimenten gekommen ist.

Dieser Aufsatz verdient aber noch aus einem anderen Grunde größere Beachtung, nämlich, weil Moltke in ihm zum erstenmal seine Ansicht zu einer der stärksten Fragestellung des Liberalismus äußert, — zum Pazifismus. Und hier stellen wir abermals fest, wie niemand, wenn er als Betrachtender auftritt, sich den Gedanken seiner Epoche entziehen kann. Was Moltke hier vorträgt, ist das vom Kausalitäts- und Entwicklungsprinzip getragene Geschichtsbild der „Vernunft". Und die „Vernunft", nämlich in Gestalt

der zu hohen Kriegskosten, gebietet auch nach seiner Ansicht eine Einschränkung der Kriege. Es ist interessant, dieses Bild, das heute zu Grabe getragen wird, bei dem größten deutschen Soldaten des vergangenen Jahrhunderts nachzulesen:

„Wir bekennen uns offen zu der vielfach verspotteten Idee eines allgemeinen europäischen Friedens. Nicht als ob von jetzt an blutige und lange Kämpfe nicht mehr stattfinden könnten, als ob man die Armeen verabschieden, die Kanonen zu Eisenbahnschienen umgießen sollte, nein! aber ist nicht der ganze Gang der Weltgeschichte eine Annäherung zu jenem Frieden? Sehen wir nicht zu Anfang die Hand eines Jeden wider Jeden erhoben? Fochten nicht selbst im Mittelalter Ritter und Barone, Burgen und Städte ihre Fehden nur so lange untereinander aus, bis die Fürsten ihnen das Handwerk legten und das Recht für sich allein in Anspruch nahmen? Und heute! Ist in unseren Tagen ein spanischer Erbfolgekrieg oder ein Krieg pour les beaux yeux de Madame möglich? Durfte Holland wegen einer Provinz, Neapel wegen des Schwefelmonopols, Portugal wegen der Dueroschiffahrt den Frieden brechen? Es ist nur einer sehr kleinen Zahl von Mächten noch die Möglichkeit vorbehalten, die Welt in Flammen zu setzen.

Die Kriege werden immer seltener werden, weil sie bereits über die Maßen theuer geworden sind, positiv durch das, was sie kosten, negativ durch das, was sie versäumen lassen. Hat nicht Preußen unter einer guten und klugen Verwaltung in 25 Friedensjahren seine Bevölkerung um ein Viertel vermehrt, und sind seine 15 Millionen Einwohner heute nicht besser genährt, besser gekleidet, besser unterrichtet, als seine 11 Millionen es waren? Kommen solche Resultate nicht dem Gewinn eines Feldzugs, der Eroberung einer Provinz gleich? nur mit dem Unterschied, daß sie nicht auf Unkosten eines Anderen und ohne die unermeßlichen Opfer eines Krieges erreicht wurden. Und welches europäische Land hat nicht ähnliche, wenn auch meist minder große Eroberungen in seinem Innern gemacht? Der Gedanke liegt so nahe, die Milliarde, welche Europa jährlich seine Militärbudgets kosten, die Millionen Männer im rüstigen Mannesalter, welche es ihren Geschäften entreißen

muß, um sie für einen eventuellen Kriegsfall zu erziehen, alle diese unermeßlichen Kräfte mehr und mehr produktiv zu nutzen. Sollte Europa, sei es in Jahrzehnten oder in Jahrhunderten, nicht die gegenseitige Entwaffnung, nicht das Gegentheil des Schauspiels erleben, das heute Frankreich gibt, welches seinen Rock verkaufen will, um sich einen Harnisch anzuschaffen?"

Dieses Spekulieren des Betrachtenden hat zwar den tätigen Moltke nie gestört, und später, nach drei Kriegen, ist er doch noch zu einer wesentlich anderen auch im Reich der Gedanken härteren Einstellung gekommen. Aber man ersieht doch den Optimismus der jungen, liberalen Generation in den vierziger Jahren, die ja auch nur so und nicht anders denken konnte, weil ja aus der Epoche heraus gar kein anderes Weltbild wirksam war.

Selbstverständlich wird er beim Niederschreiben auch dieser Zeilen bedenklich im Hinblick auf die lähmenden Folgen eines solchen pazifistischen Wunschbildes. Er befürchtet, daß die „Menschheit" ihre besten blutvollen Kräfte verlieren könnte. Aber er weiß Rat; der Kräfteüberschuß der jungen Generationen verfügt ja bereits über ein Gebiet, wo er sich austoben kann, — und nun weist er den jungen Deutschen seiner Tage den Weg des Imperialismus. In diesem Sinne fährt er fort:

„Man hat gesagt, wenn es keinen Krieg mehr gäbe, würde die Menschheit ihre moralische Energie einbüßen, indem sie für eine Idee, sei es Ehre, Treue, Ruhm, Vaterlandsliebe oder Religion, ihr Leben zu opfern verlerne. Dies dürfte nicht ganz ungegründet sein. Übrigens, je seltener der Krieg in Europa, je nöthiger wird es, für die übersprudelnde Kraft der jungen Generationen ein Feld der Tätigkeit zu finden. England hat sich in allen Welttheilen und auf allen Meeren einen Schauplatz geschaffen, wo es die nachgeborenen Söhne seines Adels versorgt, den kriegerischen Muth seiner Jugend erprobt, seinem Handel neue Kanäle, seinem Gewerbfleiß neue Märkte eröffnet. Frankreich suchte in Algier den Ableiter für den oft krankhaften Überfluß seiner Kraft, und wenn ihm die Kolonisation bisher schlecht genug gelungen, so wünschen wir seinem Streben im Interesse der Civilisation den besten Erfolg. Sollte aber Deutschland nicht begierig zugreifen, wenn sich ihm eine Möglich-

keit bietet, deutsche Gesittung und Thatkraft, Arbeitsamkeit und Redlichkeit über die deutschen Marken hinaus zu verbreiten?"

Diese Worte enthalten jenes Ethos, unter welchem das liberale Bürgertum des vorigen Jahrhunderts auf den Weltmarkt trat. Geibels Spruch vom deutschen Wesen, an dem die Welt genesen solle, erhielt so seinen merkantilen Sinn. Und wenn wir heute wackere Kosmopoliten davon fabeln hören, daß die in Versailles verlorengegangene Ehre ja tausendfältig ersetzt würde durch den „Siegeslauf deutscher Arbeit" und „deutscher Technik", „deutschen Sports" und „deutscher Zeppeline im Ausland", dann ist das jener, damals aber unter ganz anderem Wollen angebohrten Quelle entsprungen.

— Immer wieder sei es gesagt: dem jungen Tiger sieht man es noch nicht an, daß er später einmal Menschen fressen wird; aber es liegt bereits in ihm beschlossen.

☆

Sehen wir von der Stoffülle, die der Orient dem Betrachter Moltke geboten, ab; der Soldat in ihm hat weit größeren Gewinn davongetragen. Die Lehrjahre des 39jährigen sind beendet. Er erfuhr Menschen und Länder, spricht sechs Sprachen, hat seine körperliche Ausdauer erprobt, die Kugeln pfeifen gehört und weiß um Grenzen und Möglichkeiten. — Für die Feuertaufe gibt ihm sein König den Pour le mérite.

Die Romantiker

„Des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr" weist nun wieder, — als läge nichts dazwischen, — dem Orientfahrer seine Arbeit im Kreise der „Halbgötter" zu. — Aber dennoch hatte die Heimat ein anderes Gesicht bekommen. Die Mutter war gestorben, Schwestern und Brüder hatten eigene Herde gegründet; Moltke steht schon an der Pforte zum „Reich der Hagestolze". Er wohnt in Berlin am Potsdamer Platz Nummer 1; aber es ist ein einsames Wohnen.

Dazu zieht indes das Schicksal über sein und seiner gleichaltrigen Kameraden-Häupter andere und neue Kreise. Die Epoche strömt in einen neuen Abschnitt.

Am 7. Juni 1840 stirbt Friedrich Wilhelm III. Sein Nachfolger erhält bald den Beinamen: Der Romantiker auf dem Thron. Ein zweifelhaftes Lob, verhängnisvoll für Preußen.

☆

Eine Sinndeutung der Romantik ist bereits in einem der vorangegangenen Kapitel gegeben worden: eine kleine „Wir"-Welle im Strom des großen „Ich"-Rhythmus. Dieweil es niemals ganz Tag und niemals ganz Nacht auf dieser Erde. Aber der große Rhythmus überschattet den kleinen, überflutet ihn und wandert weiter. Wer aber den kleinen und den großen Strom miteinander verwechselt, zerbricht.

Das ist das Schicksal Friedrich Wilhelm IV.

Die innere Parabel der Romantik war im Gegenstoß gegen die „Aufklärung" um etwa 1820 vollendet. Die äußere Parabel, das Wirksammachen des damals Verkündeten, hatte um 1840 ihren Höhepunkt. Joseph de Maistre, Adam Müller, Ludwig von Haller und — Julius Stahl beherrschten die Geister, drängten diese zur Formung und Wirksamkeit. Es sprengt den durch das Thema gestellten Rahmen, hier die totale Romantik darzustellen. Für uns ist wichtig ihr Einfluß auf die Armee. Und von diesem Einfluß kündet der Hof des neuen Königs, kündet der „christlich-germanische Kreis" um Friedrich Wilhelm IV.

☆

Der neue König, bereits 45 Jahre alt, war einer der klügsten und geistreichsten Menschen seiner Zeit, ein im guten Sinne des Wortes genialer Dilettant. Aber eben Dilettant. Der Mann, der oft sogar aus seinem umfassenden Wissen heraus in der Lage war, sachliche Irrtümer Humboldts zu korrigieren, der gleiche Mann war nicht imstande, auch den kleinsten, positiven Gedanken klar gefaßt auszusprechen. Einer der besten Redner des Jahrhunderts — seine Ansprache beim Kölner Dombaufest fand Widerhall auf der ganzen Erde — aber nicht fähig, einen kurzen, klaren Brief zu schreiben, ohne Häufung von Interpunktionen und Unterstreichungen. Unstet, fahrig, undisziplininiert. In welchem Maße die ihn ins Grab bringende Geisteskrankheit

schon vorher seine Haltung bestimmt hat, sei dahingestellt und scheint auch unwichtig. Denn alles in allem war er der Typ seiner romantischen Generation, die im Nachspüren der Vergangenheit, im Auffinden der Schätze einstiger Tage Gewaltiges geleistet, aber für Stunde und Zukunft steril und verhängnisvoll gewesen.

Vollkommen unmilitärisch; schon äußerlich war für diese stattliche, aber aufgeschwemmte Figur keine Uniform tragbar. In Liebesehe mit der bayerischen Prinzessin Elisabeth, die zwar zum Protestantismus übertrat, doch nie die alten Verbindungen abreißen ließ und daher verdächtig und unbeliebt war. — Das Paar blieb kinderlos.

Edel, gütig, — aber das „Ich befehle" brachte er nicht über die Lippen. Kurz nach der Thronbesteigung schreibt er an Metternich:

„Ach, wer Ihr warmes Herz mit Ihrem kalten Kopf vereinigte! Das ist das gewisse Mittel immer recht zu behalten und richtig zu steuern. Ich fühle nur zu deutlich, daß dieser Verein mir abgeht, denn ich vermag mich nicht von dem Schlage zu erholen, der uns niedergeschmettert hat, und meine Lage erscheint mir wie ein Traum, aus welchem ich sehnlich das Erwachen wünsche."

Der Wiener Fuchs muß gegrinst haben, als er diesen Brief des Schwachmuts in der Hand hielt. Genau 100 Jahre früher bestieg ein anderer den Preußenthron, und seine erste Handlung war, daß er einen Höfling anpfiff, weil er sich unerlaubt von seinem Posten entfernt, um Schmeichelei und Huldigung darzubringen.

Wie schnell nun der Hof das Gesicht wechselte! Eine ganz neue Militär-Rotte rückt heran, ehedem in Preußen in solcher Masse unbekannt: die Hofgenerale. Schon im äußeren kündet sich ihr Wesen, es sind nicht steife Konservative, nicht bewegliche Liberale, sondern eben Romantiker. Alles Charakterköpfe, aber keine Einheit. Jetzt ist das Schloß bevölkert mit Soldaten, die nicht an den Degen schlagen können, wenn von Verdiensten die Rede, sondern die auf ganz anderen Gebieten heimisch sind. In Preußen formt immer noch der König den Kreis, und diese sind alle dem fürstlichen Romantiker innerlich verwandt.

Kabinettschef des Königs wird der General von Thile. Den „Bibel-Thile" nennen ihn spottvoll die Berliner, und

einst wollte er als Missionar nach Afrika gehen. Bei Hausandachten fühlt er sich wohl.

Der Oberst Joseph von Radowitz ist einer der nächsten Freunde des Monarchen. Strengster Hallerianer, wie auch Leopold von Gerlach, der Generaladjutant. Radowitz, in später Jugend zur römischen Kirche übergetreten, war vom alten König einmal bereits gewaltsam aus der Umgebung des Kronprinzen entfernt worden. Tief gebildet — bereits eine Jugendschrift von ihm hatte zum Thema die Ikonographie der Heiligen — vom ganzen Kreis auch der politisch Klügste, aber in seinem Wollen ebenfalls verschwommen und unsicher, wie seine „Gespräche über Staat und Kirche" beweisen.

Neben diesen und gleichgestimmten Männern des Zivils ein zweiter, wohl an Rang, aber nicht an Einfluß geringer Kreis politisch-romantischer Offiziere. Canitz, Gröben, von Röder u. a. Katholische, hochkirchliche und pietistische Strömungen gehen durcheinander. Die evangelischen Konservativen müßten Widerpart halten. Aber auch sie hängen entweder Haller oder Adam Müller an, vertreten kirchlich-altständische, legitimistische Tendenzen, oder haben gänzlich den Bock zum Gärtner gemacht, der da heißt Professor Julius Stahl. Stahl, — von Geburt Jude, Rechtslehrer, später Führer der Konservativen im Herrenhause — war unter den Theoretikern des Kreises dialektisch der stärkste, aber was half es, inmitten einer „Ich"-Zeit die Staatslehre einer vergangenen „Wir"-Epoche zu predigen? Dazu kam, daß er im letzten Grunde ebenfalls vom Primat des Christlichen auch im Staatswesen durchdrungen war, deshalb ebenso wie die Romantiker den Staat zum Mythos erhob, damit alles mehr verwirrend als klärend. Im Verlauf der Kämpfe redete er sich in immer schroffere Doktrin hinein. Die Revolution war „Sünde", die Legitimität war „heilig". Marx jagte von der einen Seite den Keil in das Volk hinein, Stahl von der anderen. Die Formel „Thron und Altar" ersteht. Gerlachs Briefwechsel mit Bismarck kündet von diesem wirren, kranken Kreise, der die Krone in die Katastrophe von 1848 hineinhetzte, durch die ungeschickte Behandlung der Verfassungsfrage in den vorangegangenen Jahren. Keine restlose Verwirrung zwar; Radowitz fühlt durchaus Preußens Sendung, weiß, daß Österreich heraus-

gedrängt werden muß, aber allen fehlt das Blut. Ihre Zeit sehen sie durch die Brille mittelalterlicher Formen und in kirchlich-universalistischen Verflochtenheiten. Hier zeigt sich, daß das „Ich" der Epoche gemäß stärker ist als das „Wir". Keinem der Männer gelang eine restlos klare Fassung der preußischen Idee. Marwitz hatte umsonst gegen de Maistre gefochten. Hier an diesem Hof wirkt der Piemontese: das „Gottesgnadentum" erhält hier seinen Schliff in römischem Sinn. Berlin liegt plötzlich am Mittelmeer. Aber auch hierbei fehlt die Härte. Eichendorffs Lieder klingen durch die Politik dieser Männer.

Draußen rattern die ersten Eisenbahnen, erstehen die ersten Trusts, knattern die Salven gegen hunger-empörte Weber, und hier sitzen Soldaten über den Grundrissen romanischer Kirchen, renovieren romantische Schlösser, erfreuen sich an der Form mittelalterlicher Kelche. Unter dem alten König hatte das Schloß gedröhnt von den Bässen derer, die bei Leipzig und Waterloo den Sieg über das Feld gebrüllt, — jetzt gehen leise Sohlen, und der braunschwarze Radowitz berichtet mit weicher, dunkler Stimme von einem neuentdeckten Bilde aus dem Cinquecento, mit Haltung und Gebärden wie ein Scholastiker.

Alles ehrenwerte Männer, untadelig, fern von jedem persönlichen Schmutz. Ein Eulenberg war hier keine 24 Stunden möglich. Aber Politik wird immer religiös behandelt und der zuweilen schon zu Ketzereien aufgelegte junge Otto von Bismarck wirkt in diesem Kreise bald wie ein kleiner Teufel. Seinem Gönner Leopold v. Gerlach wird es immer schwerer, diese irrende Seele unter die legitimistischen Fittiche zu nehmen.

Dieser Hof tat nicht gut für die Armee. — Nur einer hielt Wacht: der Prinz von Preußen. Korrekt, kühl gegen den königlichen Bruder, nur um das Heer besorgt. — Das langsam verrostete.

Wohl berief, wie bereits ausgeführt, der König in edler Verkennung den alten Boyen zum Kriegsminister, aber dessen große Zeit war vorüber. Boyen und der Prinz fochten wütende Sträuße miteinander aus.

Aber der Inhalt dieser Kämpfe ist abermals bedeutsam und nur sinnverwirrend für den, der sie an Hand der alten Geschichtsbetrachtung überprüft. Der Prinz galt als Konser-

vativer, Boyen als Liberaler. Aber erst wenn man die Kämpfe näher betrachtet, erkennt man die Verkehrtheit dieser Bezeichnungen. Worum ging es? —

Boyens Gesetz über die allgemeine gleiche Wehrpflicht vom September 1814 stand eigentlich nur noch auf dem Papier. Die Bevölkerung war von 1819 bis 1840 von 11 auf 15 Millionen Einwohner angewachsen, die Armee aber nur von 125 000 auf 135 000 Mann. Von 60 bis 65 000 Diensttauglichen wurden jährlich knapp 40 000 eingezogen, und noch immer regierte das schändliche System der Auslosung. Der Prinz drängte auf restlose Erfassung der Wehrfähigen, Boyen gleichfalls, aber das „Wie" war entscheidend. In einer Kabinettssitzung vom 19. Dezember 1843, die Friedrich Wilhelm IV. selbst leitete, platzten die Geister aufeinander. Boyen und der König wollten die Vermehrung durch eine Herabsetzung der Dienstzeit ermöglichen. Der Großteil des stehenden Heeres sollte nur ein Jahr unter den Waffen verbleiben. Der Prinz, dem die bestehende zweijährige Dienstzeit bereits nicht genügte und der stets drei Jahre forderte, widersetzte sich aufs heftigste.

Man bemerke also: der Prinz wollte die schärfste Erfüllung der Wehrpflicht, aber im Einklang mit den preußischen und militärischen Notwendigkeiten. Er war also der eigentlich Liberale. Boyen hingegen neigte — selbstverständlich cum grano salis — zum Kosmopolitischen. Immer noch spukt die Landwehr von 1813, droht der Milizgedanke. Wir werden später noch sehen, wie gerade die sogenannten Konservativen stärkste Verfechter des liberalen Wehrgedankens wurden. Denn niemand kann sich der Epoche entziehen, und Parteinamen sind Schall und Rauch, wenn man nur wirklich in die Tiefe faßt.

Da der schwankende König in dieser Sitzung Boyens Pläne fallen ließ, aber auch den Prinzen nicht unterstützte, so wurde die unumgänglich notwendige Angleichung Preußens an die Epoche noch einmal aufgeschoben, — aber ein anderes Beispiel aus diesen Tagen, die sonst für die Armee durch den kleinen „Wir"-Rhythmus ein Versanden brachten, zeigt, wie die „Ich"-Idee sich immer weiter ausbaute, verästelte. Eine Immediat-Kommission stellte 1843 ein neues Exerzier-Reglement auf, das 1847 endgültig in der Armee durchgeführt wurde. Die wichtigsten Paragraphen dieses

Reglements waren die Nummern 111 und 112, die von der Bildung der Kompaniekolonne handelten. — Noch immer war laut Reglement von 1812 das Bataillon die taktische Einheit, und noch immer stand, der Linie ähnlich, hinter der Schützenkette die Kolonne, die kaum zum Einsatz in die Schützenlinie kam, sondern fast stets als Stoßhaufe benutzt wurde. — Jetzt wurde die Kompanie die Gefechtseinheit. Sie stand in drei hintereinander aufgebauten zweigliedrigen Zügen, von denen der dritte zuerst zum Tiraillieren vorgezogen wurde, um später durch Einschieben der beiden anderen Züge verstärkt zu werden. Damit ist jetzt erst die restlose Auflösung der gesamten Gefechtseinheit in der Schützenlinie ermöglicht (wenn auch in der Praxis vorerst noch Scheu davor besteht), und treffend hat man darum die Paragraphen 111, 112 als die „Hebamme der neuen Infanterietaktik" bezeichnet — oder in unsere Sprache übersetzt: jetzt erst ist die Form gegeben, daß jedes „Ich" auf dem Schlachtfeld tatsächlich für sich selbst vor dem Feind steht. Was weder Carnot noch Scharnhorst ganz gewagt, das formt sich jetzt organisch, je mehr sich die Epoche auf ihrer Bahn dem Scheitelpunkt nähert.

☆

So wirken die Gesetze des „Ich" weiter über die Romantik hinweg auch in anderer Hinsicht. Der Hof lähmte zwar, aber nach unten drang er nicht durch. Die neuen jungen Männer gingen unbeirrt ihren liberalen Weg, wie es Moltke vorzeigt, und oben hütete der Prinz Gesetz und Aufgabe bis zur Entscheidung.

☆

Gleich das erste Regierungsjahr Friedrich Wilhelm IV. erwies an einem außenpolitischen Ereignis, daß der Kurs nicht romantisch, sondern liberal bestellt war. — In einer Kammerrede hatte der französische Ministerpräsident Thiers unverhohlen geäußert, daß Frankreich seine letzthin in der orientalischen Frage erlittenen Schlacht durch Entschädigungen in Deutschland ausgleichen und das linke Rheinufer fordern müsse.

Selbst den deutschen Zeitgenossen ist die Explosion, die hierauf in Deutschland stattfand, unerwartet gekommen.

Wohl gemerkt, nicht nur Preußen, sondern das gesamte Deutschland brüllte wütend sein „Nein" nach Frankreich hinüber. Beckers Lied erstand: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien, deutschen Rhein." Träger der Bewegung war das gute, liberale Bürgertum, das in den immer zahlloser aufsprießenden Vereinen für Turnen, Gesang und Geselligkeit — die liberal-bürgerliche Form des kollektiven Zusammenschlusses — seinem Patriotismus Ausdruck gab. Die Bewegung war ernst; irgendein unglücklicher Hebeldruck und ganz Deutschland wäre Frankreich an die Kehle gesprungen. König Louis Philipp mußte seinen Minister Thiers verabschieden. Fast mehr noch als in den Freiheitskriegen, bereits reifer, bewußter, in der Doktrin untermauert, fühlte sich das liberale Bürgertum als Träger und Ausdruck des Volkes. Dieses Jahr 1840 ist eine seiner schönsten Stunden gewesen. Form und Inhalt dessen, was Patriotismus heißt und nur dieser Epoche eigentümlich ist, trat bei dieser Gelegenheit zum ersten Male klar ans Licht.

Unter den lange noch nachflutenden Presseschriften über den Rheinkampf ragt vor allem eine Schrift Moltkes hervor, die 1841 bei Cotta in der „Deutschen Vierteljahrschrift" erschien und den anspruchslosen Titel „Die westliche Grenzfrage" führte. Es ist Moltkes reifste historisch-politische Arbeit. Im klaren Aufbau, bei den Römern, Galliern und Germanen beginnend, zeichnet er die Geschichte Frankreichs und Deutschlands nicht nur als Preuße, sondern auch als Protestant, der vor allem dem römischen Staatsgedanken schroff gegenübersteht. Gustav Adolf, dem er ein Loblied singt, wäre ihm als deutscher Kaiser willkommen gewesen. Als Germane und Evangelischer. Hier erhebt er auch zum ersten Male den klaren Anspruch auf das Elsaß, an dessen Verwirklichung er später so großen Anteil haben soll.

Und das Schicksal des Straßburger Ammeisters Dominicus Dietrich, damals fast unbekannt, hebt er leuchtend heraus. „Es ist ein hartes Los, in Deutschland Patriot zu sein, denn man wird — vergessen." Darum will er den Mann ehren, der für seine Heimat sein halbes Leben in Gefangenschaft verbracht.

In den historischen Grundzügen weicht die Arbeit nicht aus dem Rahmen des liberalen Geschichtsbildes. Auch er sieht in der Vergangenheit oftmals Fehltritt und „Sünde",

und zuweilen schiebt er diese „Sünde" sogar der „Aufklärung" zu. Aber den Kosmopolitismus, den er auch beim Namen nennt, trifft er richtig.

Doch zutiefst liberal ist seine Betrachtung über die ihm unsympathische französische Revolution. Hier will er nicht einmal gelten lassen, daß sie seelische und geistige Ursachen gehabt habe, sondern gibt eine materialistische Definition, die sogar Marx erfreut hätte, und die Anstoß und Grund verwechselt:

„Nur der Staatsbankerott und nur die äußerste Noth der niederen Klassen, gerade derer, die sich am wenigsten um Philosophie und Literatur bekümmerten, die nicht einmal lesen konnten, führten die Revolution herbei, in die sich dann freilich alle edelen und schmutzigen Leidenschaften der Gebildeten einmischten. Man schreibt den letzteren mit Recht einen großen Antheil an dem schrecklichen Ereignis zu, aber er fand nur, statt in Bezug auf die Entwicklung desselben, nicht in Bezug auf seine Veranlassung. Ganz abgesehen von den Meinungen und Sitten der höheren Klassen, brach die Revolution als eine physische Nothwendigkeit herein und ging von dem Elend und der Armuth der Provinzen, nicht von den geistigen Schwelgereien der Hauptstadt aus."

So verkennen die Kinder ihre Väter, — aber zum Schluß erhebt sich die Schrift zur ganzen adligen Höhe, die ihrem Verfasser aus seiner preußischen Haltung immer zu eigen, und es fallen jene berühmten Worte, die — von einigen zeitgenössischen Vokabeln abgesehen — stets Mahnung und Geleitwort aller deutschen Geschlechter sein und bleiben sollten, gleichviel, ob sie in liberalen oder konservativen Epochen leben. Worte, die gerade uns angehen:

„Unsere Aufgabe ist ferner, den politischen Verstand, der nach und nach unter uns zurückzukehren scheint, nachdem wir ihn Jahrhunderte lang verloren hatten, immer besonnener und gründlicher auszubilden, d. h. alle Fragen des Tages, es mag um ein Prinzip oder um ein Partikularinteresse gestritten werden, aus dem höheren nationalen Gesichtspunkt anzusehen und über inneren Zwistigkeiten nie die auswärtige Politik zu vergessen. All unser Unglück hatte nur diese Vergessenheit zur Quelle. Nur weil wir Deutschen untereinander haderten um Meinungen oder um Provinzialinteressen und darüber versäumten, unsere Grenzen nach außen

zu wahren, konnten die Nachbarn uns berauben und schwächen. Vieles ist geschehen, um die Wiederkehr so heilloser Zerwürfnisse in Deutschland für die Zukunft zu verhindern. Die deutschen Volksstämme hegen die frühere unvernünftige Eifersucht gegeneinander nicht mehr oder weit nicht mehr in dem Grade wie früher. Auch die Dynastien stehen sich näher und finden ihr Interesse jetzt in einer übereinstimmenden Politik weit besser geschützt als ehemals in der Trennung. Nur der Streit um Meinungen und Überzeugungen, um Verfassungs- und Kirchenfragen ist noch lebhaft rege und seiner befriedigenden Lösung noch nicht nahe. Ist es aber zu viel verlangt von einer so großen, alten, erfahrenen und durch und durch gebildeten Nation, wie die deutsche, wenn man ihr zumuthet, sich nicht in sich selbst zu verfeinden, so lange ihr noch so viele Feinde von außen drohen? Der Gegenstand, über den man sich verfeindet, sei, welcher er wolle, der Erfolg wird immer sein, daß jeder unseren inneren Zwiste vom Auslande zu unserem Verderben benutzt werden wird. Wir müssen uns, selbst mitten im Frieden, immer wie ein großes Heer im Feldlager und im Angesicht eines mächtigen Feindes betrachten. In solcher Lage ziemt es uns nicht, aus welchem scheinbar sehr natürlichen und gerechten Anlaß es auch geschehe, uns einander selbst feindlich gegenüberzustellen. Wir müssen immer nur Front machen gegen den Feind von außen."

Ehe

Vor der liberalen Ethik in bezug auf die Freiheit der „Ich"-Ehe hat auch die preußische Armee soviel nachgeben müssen, wie es im Gesetz der Epoche lag. Aber in Wahrung der Arteigenheit und Besonderheit des Offizierkorps unterlag die Eheschließung bestimmten Bedingungen. Die Braut und ihre Familie mußten einwandfrei sein (nicht „standesgemäß"). Stand der Bräutigam erst im Range eines Leutnants, dann mußte die Mitgift der Braut eine jährliche Rente von mindestens 2500 Mark ergeben. Für einen Hauptmann der untersten Gehaltsklasse waren noch 1500 Mark vorgeschrieben, von da ab fiel diese Bedingung. — Der Konservative forderte eine „standesgemäße" Ehe. Das

wurde in der neuen Epoche theoretisch von der Armee nicht gefordert, wenn auch in der Praxis noch lange hindurch ausgeübt, und zwar vornehmlich vom Adel, sogar am stärksten in der liberalen Epoche, als (vergebliche) Opposition gegen das liberale Prinzip von der Gleichheit aller Stände. — Daß damit zum Schluß der Epoche die restlose Überflutung der Eheform durch den Liberalismus nicht aufzuhalten war, liegt auf der Hand. Gerade durch die ansonst wohltätige materielle Bedingung drang im wilhelminischen Zeitalter der gefährlichste Feind ein: die Geldehe. Die jüdische Bankierstochter wird hoffähig am Arm des Gardeoffiziers.

☆

Er besaß einen starken Hang zur Sippe, der Hauptmann Helmuth von Moltke. Mochten Tausende von Kilometern dazwischenliegen, so lebt er doch immer in und mit der Familie. Die Mehrzahl seiner Briefe geht an Geschwister und Vettern. Dafür ist er von Jugend an immer der gute Mittelpunkt aller Moltkes.

So bewegen sich auch seine Ehegedanken kaum über den Kreis der Seinen hinaus, und zu seiner jüngsten Schwester Auguste sagt er eines Tages: „Die Ehe ist eine Lotterie, keiner weiß, welches Los er zieht. Soll ich einmal heiraten, so möchte ich ein Mädchen wählen, das du erzogen hast."

Dieser von der Abneigung vor dem Zufälligen diktierte Wunsch sollte in Erfüllung gehen. — 1834 wurde Auguste von Moltke die zweite Frau des Engländers John Heyliger Burt, eines Landadligen und westindischen Plantagenbesitzers, der sich in Deutschland niedergelassen hatte. Aus seiner ersten Ehe, ebenfalls mit einer Deutschen, Johanna von Staffeldt, hatte Burt drei Kinder mitgebracht, und das jüngste, Marie, sollte die Erwählte werden. Moltke sah das Mädchen zum ersten Male im Frühjahr 1841 und der von der Orientsonne gebräunte stille Mann war bei seiner Stiefnichte Marie von Burt durch seine farbigen Briefe aus der Türkei bereits eingeführt.

Es muß viel Hallo gegeben haben unter den Moltkes, denn der Bräutigam zählte 41 Lenze, die Braut noch nicht einmal 16. Am meisten haben mit dem Altersproblem die beiden Liebenden sich selbst gequält, und gleich einer der ersten Briefe des Mädchens verrät seine innere Nöte.

„Ich habe Sorge, ob ich Dir als Frau auch Alles sein kann, weil ich noch so jung und unerfahren bin. Darum will ich mich nun bestreben, nicht widerspenstig oder strong headed zu sein, damit ich Dir immer nachgebe, wenn ich Unrecht habe. Ich habe noch gar keine tournure, und mir fehlen noch so ganz alle geselligen Gaben. Darum will ich mich so gern überall von Dir leiten lassen. Dazu gehört freilich viel Geduld von Deiner Seite, mir alle Verstöße nachzusehen, die ich noch machen werde. Ich will die Zeit recht benutzen, mich im Sprechen zu üben und alle Visiten mitmachen."

Auch er fühlt die Verantwortung und schreibt ihr unter dem 27. Mai 1841:

„Möchte ich Dich doch für alles entschädigen können, was Du um meinetwillen aufgeben mußt. Ja, liebe Marie, ich bitte Gott aufrichtig, daß, wenn ich Dich nicht glücklich machen kann, er mich lieber vorher abrufe. Laß uns von beiden Seiten guten Willen und Vertrauen mitbringen und Gott das übrige anheimstellen."

Hier sehen wir die Einstellung des ganz privaten „Ich"; er möchte lieber sterben, als sie „unglücklich" zu sehen. Das ist ihm keine Redensart; er ist 41 Jahre, Soldat und Stabsoffizier, mit noch weitem Zukunftsfeld, — aber es ist eben die Zeit, die ihn so denken heißt. Die private Bindung ist stärker als die der Gemeinschaft. Weder York, Marwitz, noch Bismarck hätten solch einen Brief schreiben können.

Aber das hing auch mit einem anderen Wesenszug zusammen; Blücher ohne Uniform, — das war ein Mensch ohne Sinn. Dem Bismarck von 1860 zumuten, die Hände aus der Politik zu ziehen, das hätte soviel bedeutet, wie sie ihm abhacken. Der konservative Mensch fühlt sich stets zu etwas berufen, sieht in seiner Kurve eine Höhe, auf die er hinauf m u ß. Es treibt sie alle: zur Tat. — Das Leben des Liberalen aber ist eine Linie. Gleichförmig. Diese Linie heißt überall: Arbeit. T a t und A r b e i t — das sind „Wir" und „Ich". Nicht, daß ein Moltke ohne Ehrgeiz ist, aber es ist der erfüllbare, eines strebsamen Gelehrten. Den anderen aber brennt es dunkel im Blut. Cromwell und Bismarck, das sind von Dämonen Gejagte. Der Major von Moltke aber wird etliche Jahre später einmal den Wunsch äußern, Stabschef eines Armeekorps zu werden und bei

dieser Gelegenheit hinzufügen: „Höher will ich nicht und werde dann den Abschied nehmen." 1848, als Abteilungschef im großen Generalstab, wird er noch einmal schreiben:

„Da ich mir ohne hin sagen muß, daß ich zu einer größeren Wirksamkeit als der bisherigen die nötigen Fähigkeiten nicht besitze, so reift der Gedanke, aus diesen Verhältnissen auszuscheiden, immer mehr bei mir heran."

Und der General wird sogar noch 1855 einem Freund gegenüber seine Ehrgeizlosigkeit in bezug auf das öffentliche Wirken betonen:

„Es ist wohl möglich, daß ich das, was ich leisten kann, bereits erreicht habe, und ich werde auf das leiseste Aviso in dieser Hinsicht sogleich zurücktreten."

Die Linie „Arbeit" kann also jeden Augenblick aufhören; er spürt keine Sendung. Das Wort „Sendung" rührt an das Schicksalsmotiv und so ist es letzthin in einer liberalen Epoche nicht wirksam. — Der einzelne ist „Ich", und aus dieser Haltung heraus kann man für eine einzelne Frau sterben wollen.

Indes, seine stille Energie leitet von Anfang an Frau und Ehe mit unmerklichem Zügelruck. Aber A und O sind immer das private Heim, der Öffentlichkeit macht man Konzessionen.

„Du fragst: whether it be quite the same to me, if you dance. Das ist mir gar nicht gleichgültig, ich wünsche vielmehr dringend, daß Du tanzest (nur nicht gerade mit Leuten, die enge Stiefel tragen) und Dich überhaupt so gut amüsierst wie möglich. Lene schrieb uns, es tue ihr immer leid, wenn sie sähe, wie jemandem ein Stück aus seinem Leben weggestrichen werde. Gott verhüte, daß ich die Jugend aus Deinem Leben wegstriche. Du wirst noch eine lange Reihe von Jahren eine junge, hübsche Frau sein und sollst, so hoffe ich, alle Freuden genießen, welche die Welt einer solchen bietet. Diese Welt, liebe Marie, hat ihre großen Lockungen und Genüsse, sie hat aber auch bittere Täuschungen und Kränkungen. Möchtest Du aus dem Kerzenschimmer der vergoldeten Säle nur immer gern in die eigene kleine Häuslichkeit zurückkehren, möchtest Du bei so vielen glänzenderen Erscheinungen nur immer das Gefühl bewahren,

daß doch niemand es treuer mit Dir meint, als Dein alter „Bär" daheim, dann ist alles erreicht, was ich wünsche, und Du magst so viel Bälle und Konzerte, Theater und Soireen besuchen, wie es Dir Vergnügen macht. —"

Er leitet sie in allem, hat aber auch für sich selbst Sorge, um den Eindruck, den er hervorruft, um das Angleichen:

„Es wird mir ein Genuß sein, künftig Deine Lektüre zu leiten, und gerne wollen wir immer mit der Bibel anfangen, auch wollen wir gute Predigten hier besuchen, und ich verspreche dann auch, nicht beim Klingbeutel davonzugehen. Aber das muß ich Dir sagen, Du mußt keine allzu gute Meinung von mir haben, damit Du nicht getäuscht werdest, sondern mußt recht viel Geduld und Nachsicht mitbringen. — Dann wird's aber auch, so Gott will, wohl gehen."

☆

Marie von Burt, eine Schönheit, war das, was die Männer der Renaissance eine „Virago" genannt haben würden. Ein klarer, starker Mensch, ohne Zeremonien und Eitelkeiten, viel englischer Einschlag. Fehlt es ihm an Arbeitskräften, so schreibt sie ihm die Akten. Neben seiner stillen Haltung immer bewegt, aktiv, mit Liebe zum Heroischen. Als sie einmal mit dem Vater Potsdam besuchte, klagt sie später: „Ich schlug ihm vor, Friedrich des Großen Sarg zu küssen, aber auch das war ihm zuviel Mühe." Im Gegensatz zu ihrem Mann glaubt sie an seine Berufung, schreibt darüber schon 1850 an den Schwager Adolf: „Es fehlt ihm, wenn er so bleibt, nichts, um dem Vaterlande große Dienste zu leisten." Und der Brief schließt mit dem Satz: „Ich ginge so gern (ohne Scherz) als Trainsoldat mit Helmuth, aber das ist natürlich nicht möglich und sehr unvernünftig."

☆

Am 20. April 1842 wurde in der Laurentiuskirche zu Itzehoe die Trauung vollzogen. Daß Moltke als erster eine Engländerin heiratete, geschah schließlich noch aus Konstellation der Sippe heraus, war also kein politisches Bekenntnis. Aber ein Jahrzehnt später, als der Prinz Friedrich Wilhelm (Kaiser Friedrich III.) die englische Prinzessin Viktoria heimführt, sind Engländerinnen sehr gefragt. Was

englisch ist, gilt als beweglicher, freisinniger. Der deutsche Liberalismus wird diese Anglomanie nie verlieren und die Prinzeß Viktoria hat bewußt stets ihre englisch-liberale Haltung am preußischen Hof gepflegt. Derart gepflegt, daß Bismarcks grollendes Wort von der englischen Stute, welche die ganze Zucht verderbe, einen der tiefsten Gründe des Hohenzollern-Ausganges beleuchtet. — Der Kanzler war schroff gegen die Heiraten mit Engländerinnen, und in seinen „Gedanken und Erinnerungen" führt er die Widerstände gegen die 1870 von ihm geforderte Beschießung von Paris auf den Einfluß der englischen Frauen preußischer Offiziere zurück, die ihren Männern Londons diesbezügliche Ansicht suggerierten. — Sogar Moltkes, damals bereits verstorbene Gattin macht er mitverantwortlich für das Zögern des Generalstabschefs in der Beschießungsfrage. Als auf gleiche Weise „englisch orientiert" benennt er den General von Blumenthal, Stabschef des Kronprinzen, und den Stabsmajor von Gottberg.

Moltke gegenüber ist er hierbei sicher zu schroff gewesen, aber im Prinzip war der Kanzler im Recht. Nur zu deutlich zeigen diese „Heiraten nach drüben", daß die Ehebedingungen für Offiziere auch auf diesem Wege Gefahr liefen, vom Kosmopolitismus durchlöchert zu werden, weil unter dem Einfluß der Epoche man die Problematik der Sache gar nicht so tief empfand. Die englischen Frauen waren sicher „einwandfrei" und auch „standesgemäß" —, aber ihre Herkunft lockerte ebenso das Gefüge wie die zu große Mitgift der Bankierstochter.

☆

Zuweilen gibt es in Moltkes Ehe wohl Spannungen, erklärt aus ihrer grundverschiedenen Wesenheit. Seine stille Art reizt sie wohl oft zur Extravaganz. Wenn er sinnend durch das Haus geht, steht sie plötzlich neben ihm, schlägt ihn auf die Schulter: „Gerade halten, Männchen!", und beim Whist stellt sie sich hinter seinen Stuhl und setzt ihm die Perücke verkehrt auf.

Aber sein fester Takt und ihre Natürlichkeit lassen die Ehe gelingen. Da sie kinderlos bleiben, leben sie wirklich nur einer für den anderen. Er überschüttet sie mit Briefen.

Ob er in den Tuilerien, am englischen oder am Petersburger Hof weilt, Pompeji oder Sevilla besichtigt, eine Sophokles-Tragödie oder eine Paganini-Geige hört, — stets bekommt sie einen ausführlichen Bericht, und so ist das Gesellschafts- und Kulturbild jener Jahre fast nirgends besser aufgezeichnet als in den Briefen an Marie von Moltke. — Am Weihnachtsabend 1868 stirbt sie plötzlich nach kurzer Lungenentzündung, aber er hat schon ein Recht, von ihr zu sagen: „Sie hat ein selten glückliches Leben genossen.“ — Und als die Familie 23 Jahre später den Marschall zum letzten Atemzuge auf das Bett legt, da sieht er nach dem Bildnis der Verstorbenen hinüber.

☆

Bereits vor der Hochzeit traf die Beförderung zum Major ein und die Versetzung als erster Generalstabsoffizier zum IV. Armeekorps. Drei Jahre später erfolgt ein Sonderkommando. Er wird als Adjutant dem in Rom lebenden Onkel des Königs, dem Prinzen Heinrich, beigegeben.

Nach der Rückkehr in die Heimat — der Prinz starb bereits am 12. Juli 1846 — hebt das Wandern an. Vom Dezember 1846 bis zum 18. Mai 1848 ist er dem VIII. Armeekorps in Koblenz zugeteilt, dann wird er nach Berlin als Abteilungschef in den Generalstab versetzt, geht aber am 22. August des Jahres bereits wieder als Stabschef zum IV. Armeekorps nach Magdeburg. Auf diesen drei Posten hat er die 48er Revolution erlebt und beobachtet.

Piepmeyers Glück und Ende

Dies Buch hat nicht die Aufgabe, den einzigen großen Aufstand des deutschen Bürgertums zu beschreiben; das wird einmal der große konservative Historiker tun, der die letzte endgültige Bilanz des liberalen 19. Jahrhunderts aus der Schau der „Wir“-Idee heraus ziehen wird. Aber einiges soll gesagt werden.

Es war ein Jahr der Schuld, dieses 1848. Und Schuld war hüben und drüben. Beide Gegner waren nicht „in

Form" und überdies wurde mit sich überschneidenden Fronten gefochten.

De facto hatte bereits der Träger des Liberalismus, das Bürgertum, die Herrschaft. Aber es wollte auch de jure die Zügel führen. Noch einmal wiederholt sich der Vorgang von 1789: die Bourgeoisie sitzt durch Finanz und Wirtschaft längst im Sattel, was ihr noch fehlt, ist die äußere Legitimation. Auch Preußen war in den Grundzügen bereits Industrie-Staat, aber der Regierungsapparat trug immer noch die Formen des agrarischen „Wir"-Staates. Mit grotesken Mischungen; absolute Krone, unzeitgemäße Stände, liberale Städteverwaltung. Jetzt rächte sich Hardenbergs Halbheit; die Formen waren dem Inhalt nicht mehr angeglichen.

Aber den letzten Schritt verhinderten Romantik und Reaktion. Bis die Schuld Sühne forderte und ein preußischer König vor den Särgen Berliner Barrikadenkämpfer den Hut abnehmen mußte.

☆

(Ein hier wiederholter Zwischenruf an den Leser: um unsere persönlichen Gefühle, verstärkt durch die widrigen Erfahrungen im Nachkriegsdeutschland, geht es hier nicht. Sondern um das Gesetz der Zeit, das eben für diese Epoche liberale Formen forderte und den stürzte, der die Uhr nicht zu lesen vermochte.

— Auch Moltke erweist es eben in diesen Tagen immer wieder, daß selbst derjenige dem Gesetz der Epoche gehorcht, gehorchen muß, der — aus irgendeiner Parteizugehörigkeit heraus — glaubt, ihm Feind sein zu müssen. Der Unterschied zwischen „Konservativen" und „Liberalen" in jenen Tagen war lediglich der, daß man sich über den mehr oder weniger großen Umfang des Hingebens an das „Ich" stritt. Die inneren Formen des „Ich" aber haben zutiefst beide gelebt. Gerade die Konservativen haben aus ihrem stärkeren Blut heraus das meiste für die liberale Idee getan. Moltke in der Strategie, Roon für die Wehrpflicht, Bismarck für den Parlamentarismus. — Aus

diesem Grunde durchschauen gerade sie am besten den Tageskampf, wie Moltke abermals beweist.

Nicht die Reden, sondern die Taten sind Zeugen. Man lasse sich also nicht durch die zeitgenössische Vokabulatur, die mit den Worten „konservativ“ und „liberal“ ganz andere Begriffe verband, täuschen. Die „Konservativen“ jener Tage gebrauchten die Bezeichnung instinktiv zumeist bei kosmopolitischen Anlässen; und die Gegenseite traf nur das Richtige, wenn sie mit dem Wort „konservativ“ die Reaktionäre nennen wollte, — die es aber in jener Zeit fast kaum noch gab. — Ein adelsstolzer Gutsbesitzer, der aber seinen Acker privatkapitalistisch ausnützte, war eben nicht „reaktionär“, sondern gleichfalls liberal. Gesten sind Oberfläche, — die Gesamthaltung ist das Entscheidende. Wenn ein Anti-Demokrat wie Moltke später im Reichstag sitzt — gleichviel auf welcher Seite —, so gehorcht er eben den liberalen Gesetzen seines Jahrhunderts und lebt mit ihnen.

Nur so, nur wenn der Leser allezeit zwischen den Schlagworten, Gesten und der Gesamthaltung die Grenze zieht, ist dieses Buch fruchtbar und klärend.)

☆

Aber die Schuld der anderen war noch größer. Jetzt rächte es sich, daß die deutsche Bourgeoisie nicht in einen arteigenen Liberalismus hineingewachsen war, sondern ganz wie zu den Zeiten des seligen Freiherrn von Knigge dem Kosmopolitismus das Tor geöffnet. Ein rein deutscher Liberalismus hätte vielleicht schon damals Bresche schlagen können für das Beste, was er in sich trug: die deutsche Einheitsbewegung. Moltke — der ansonst als Soldat selbstverständlich gegen die „Revolution“ stand — hat schon damals den wahren Kern des Jahres erkannt und auch ahnungsvoll auf Preußens Zukunftsrolle gewiesen, bei der Lösung dieser vom Liberalismus der Epoche zugewiesenen Aufgabe:

„Das Wahre in der großen Bewegung Deutschlands ist der unleugbare Drang nach Vereinigung, und wenn die Kabinette den einzig möglichen, ihnen jetzt gebotenen Weg zu diesem Ziel, mag man ihn das Aufgehen in Preußen

nennen oder anders, nicht einschlagen, so kann allerdings in einer späteren Periode ein neuer Ausbruch erfolgen."

Aber es blieb ein trübes Gemisch. Viel Ehrlichkeit saß auf den Bänken der Frankfurter Paulskirche, aber noch mehr kosmopolitische Rechthaberei und Weltfremdheit und doktrinäres Gewusel. „Das einzige Gelungene, das einzig Errungene — Piepmeyer, das bist du", so höhnte der politische Dichter, und der Satiriker zeichnete die Frankfurter Versammlung in dem Augenblick, wo der symbolhafte Abgeordnete Piepmeyer mit Vollbart und Stumpfnase vor fast leeren, nur noch von etlichen Schlafenden besetzten Bänken eine stundenlange kosmopolitische Rede redete. Der König mußte die von Frankfurt angebotene Kaiserkrone zurückweisen; dieser westlerisch verbreitete Liberalismus besaß eben keine staatsbildende Kraft. Und es mag den Kalabreserträgern jener Tage komisch angekommen sein, 18 Jahre später am Norddeutschen Bund erleben zu müssen, daß der „Hort der Reaktion", das „despotische Preußen", der einzige Bürge des Liberalismus war und ein „roher Junker" dem Frankfurter Parlament einen Nachfolger gab.

☆

Es war ein vollkommen verwirrtes, unsicheres, mit fremden Flittern behangenes „Ich"; spießig, dumm, ziellos. Während die aufständischen Polen in der Provinz Posen preußische Beamte mordeten, wurden in den Berliner Märztagen polnische Demagogen von den begeisterten „Freiheitskämpfern" auf den Schultern getragen. Bei jedem „Meeting" — so hieß das Volkspalaver jetzt — mußten mindestens ein „edler Pole" und ein „erleuchteter Franzose" das Wort ergreifen. Schwarz-rot-gold war einst die großdeutsche Kampf- und Kaiserfahne gewesen, aber jetzt mußte Moltke jene Klage aussprechen, die bis in unsere Tage schrecklich nachhallt: „Schade, daß an der dreifarbigen Fahne so viel Schmutz klebt und daß sie uns durch die Hand der Demagogen gereicht wird."

☆

Mit diesem Plakat wurde in jenen Tagen zu Berlin eine Versammlung einberufen:

Vive la République! Hurrah for the Republic!
Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft. Hoch lebe die Republik.

Große republikanische
Maß-Versammlung
im
Park
zu Ehren der großen
Europäischen Revolution
gehalten am
Montag den 3. April
Nachmittag um 4 Uhr

Reden in deutscher, englischer und französischer Sprache.

Deutsche Mitbürger!

Die Stunde des Weltgerichts hat geschlagen. Die Freiheit steht auf aus ihrem Grabe, und die Werke des Satans versinken in ewige Finsternis. Die Völker der alten Welt erheben sich aus ihrer Erniedrigung. Die Throne wanken.

Noch eine kurze Zeit des Kampfes und die ganze Tyrannei einer finsteren Vorwelt liegt todt am Boden. Auch Deutschland erhebt sich. Der Baier und der Hesse, der Nassauer und der Badenser rühren sich, und jagen die feigen Despoten wie Hasen vor sich her. Die deutsche Republik ist das Losungswort unserer Brüder in der Heimath. Deutsche Bürger! Republikaner! erscheint in Massen! Feiert mit uns die Auferstehung der Menschheit und den Sturz der Tyrannen! Franzosen und Polen, Italiener und Schweizer, Irländer und Engländer, alle Völker Europas reichen sich an jenem Tage im Park brüderlich die Hand, der Freiheit weithin ein donnerndes Willkommen zu bringen. Und Ihr werdet nicht die Letzten am Platze sein. Deutsche Mitbürger, Ihr werdet zeigen, daß Ihr die Freiheit zu schätzen wißt, und bereit seid, zu helfen, wo es Zeit ist, um sie zum Gemeingut der ganzen Menschheit zu machen.

Es lebe die europäische Revolution! — Es lebe die neue Welt!

Die Committee:

Schrader, E. Lievre, F. Eicke, C. Winkler, S. Kohlhepp,
J. A. Försch, P. Püls, J. A. Stemmler, Windmüller,
Ph. W. Schmidt, H. Kriege, S. Schmidt, A. Krüer,
E. Richter, Ph. Merkle, Dreßler, Ahrens, J. Uhl.

Wir hätten also am 9. November 1918 gewarnt sein müssen.

☆

Und dieses in sich bereits verwirrte Bürgertum sah plötzlich neben sich das Proletariat aufsteigen, das sich unter kommunistischen Parolen ebenfalls erhob. Und hier beginnt der Bourgeoisie größte Schuld.

Die „Ich"-Idee muß in ihrer letzten Konsequenz Gott und Seele aus der Welt verbannen, und es verbleiben nur Geist und Materie. Aber der Kosmos kennt keinen Dualismus. Es gibt nur eins oder drei. So fochten Geist und Materie solange miteinander, bis das Schwerere übrigblieb: die Materie. Darum lag es in sinnvollem Ablauf der „Ich"-Epoche, daß auf Jean Jacques Rousseau folgen mußte: Karl Marx. (Schon die französische Revolution hatte kommunistische Strömungen enthalten. Die Revolution ist immer, nach Lessing, das „fruchtbare Moment" der gesamten ihr folgenden Epoche.)

Indes, — die Angleichung des Marxismus an die deutsche Wesenheit, seine deutsche Interpretation also, hätte viel glückhafter sein können, wenn nicht das liberale deutsche Bürgertum bereits diese Angleichung auf kosmopolitischem Wege bewirkt hätte. So gebar der verderbte Vater das verderbte Kind. Die deutsche Gewerkschaftsbewegung zeigt an, wohin der Weg hätte gehen müssen, die preußische Disziplin der „Arbeiterbataillone" kündet das gleiche, aber die marxistische Parteiführerschaft ist in ihrer ideologischen Haltung nie über die kosmopolitische Spießerei des Bürgertums hinausgekommen. — Die Bourgeoisie stieß den Arbeiter hinaus aus der Gesamtheit. Groteskes Bild: in ihren Vereinen donnerten die Bürger gegen „Tyrannen-Willkür", „Dünkel" und „Standesstolz" — in ihren Kontoren und Fabriken teilten sie die von oben empfangenen Fußtritte nach unten aus. *Daß Arbeit eine Ware sei, die man kaufen oder verkaufen könne, war keine „Unsittlichkeit", sondern eben durch die liberale, das heißt kapitalistische Wirtschaftsform in dieser Epoche die einzig mögliche Anschauung.* Marx hatte hier nur eine bereits vorhandene Tatsache formuliert. Der Arbeiter

sprach dies auch offen aus (Streik), der bürgerliche Unternehmer aber tat entrüstet, wenn er es hörte, obwohl es der Kernsatz seiner Wirtschaft war. Der vierte Stand (oh, irreführendes Wort!) blieb „Pöbel" und „Untermensch", und den Bürger trug ein die Brust schwellendes Ethos.

Was blieb dem Paria übrig? Er verschrieb sich gleichfalls mit Haut und Haaren dem Westen. So fußten kosmopolitisch-kapitalistische Bourgeoisie und marxistisches Fabrikproletariat auf denselben Prinzipien, holten aus der gleichen Schmiede ihre Waffen. Wieder war es Moltke, der die Gegebenheit des einen durch den anderen sah:

„Die Proletarier sind der Zauberbesen, den der Liberalismus heraufbeschworen und den er nicht mehr bannen kann. Bald wird der liberalste Deputierte ein Stockaristokrat sein, und *schwer* werden sie ihr Kokettieren mit Freisinnigkeit und Volksbeglückung büßen."

Setzt man hier für „Liberalismus" das sinngemäße „Kosmopolitismus", dann trifft man den Kern der Situation. — Nun hätten sich beide, Bourgeois und Marxist, wenigstens in ihrem Kampf gegen die Krone finden müssen. Aber vor diesem Alliierten schrak die Bourgeoisie zurück. Im Frühjahr 1849 brach das Bürgertum erfolgreiche Aufstände im Ruhrgebiet ab, um nicht mit der Arbeiterschaft zusammen fechten zu müssen.

Der Marxismus hat allezeit mehr Konsequenz besessen und seine bürgerlichen Vorfahren nie geleugnet. Zum Gründungstag der ersten Internationale wählte man bewußt 1889 das Datum des Bastillesturmes — den 14. Juli — und die Berliner Marxisten feierten Jahr für Jahr das Andenken der bürgerlichen März-Gefallenen.

Die Geschichte gab ihnen recht. Was die Bourgeoisie 1848 verweigerte, das mußte sie 1919 in Weimar erfüllen. Dort bezog sie mit dem Marxismus ein gemeinsames Zelt, um „zu retten, was zu retten war": die ratio und den Geldsack.

☆

So gelang dem deutschen Liberalismus infolge seiner kosmopolitischen Vergiftung nicht einmal die für deutsche Belange so unendlich wichtige Fruchtbarmachung des liberalen Nationalitäten-Prinzips. Der von der Frankfurter

Nationalversammlung befohlene Vorstoß gegen Dänemark für die Rettung von Schleswig-Holstein mußte erfolglos bleiben, obwohl vornehmlich die preußischen Truppen glückhaft fochten, und die Garde das Danewerk erstürmte. Aber der drohenden Intervention der Westmächte hatte diese formlose Gesellschaft eben nichts gegenüberzustellen an starkem politischen Willen.

☆

Den tiefsten Haß warfen natürlich diese Fremdenlegionäre des Westens auf die preußische Armee, also der reinsten deutschen Verkörperung des liberalen Prinzips. Die Berliner Nationalversammlung war eine der unfruchtbarsten Schwatzvereine, und Moltke bekam einen Schreck, als er die preußischen Piepmeyers beisammen sah:

„Gestern wohnte ich zum ersten Male der Sitzung der Nationalversammlung in der Singakademie bei. Das ist eine traurige Gesellschaft. Es wird gepredigt, nicht gesprochen; viel Worte und wenig Inhalt. Einer kam und beschwerte sich, daß er bei der Wahl Prügel bekommen, und blieb dann stecken."

Aber wenn es galt, gegen die Truppe vergiftete Pfeile zu schießen, wurden sie gefährlich. Gottlob, daß keine Marats unter ihnen saßen und die Zivilcourage nicht ihre stärkste Seite war. So kam es nur zu verwirrten Splitteranträgen: Auflösung des Gardekorps und der Kadettenanstalten, Verringerung der Offizierstellen usw. Am 9. August wurde vom König ein Erlaß gefordert, der dem Offizier jede Beteiligung an reaktionären Bestrebungen untersagen und ihnen einschärfen sollte, „durch Annäherung an die Bürger und Vereinigung mit denselben zu zeigen, daß sie mit Aufrichtigkeit und Hingebung an der Verwirklichung eines konstitutionellen Staates arbeiten wollten." Dem Inhalt nach war dieser unscharf und unklar ausgesprochene Antrag nicht gefährlich; de facto jedoch hätte er die Kommandogewalt in die Hände des Parlaments gelegt. Und das ehrt den König, — er weigerte sich, blieb fest wie Eisen. Das liberale Ministerium Camphausen stürzte, und recht eigentlich hat sich die Nationalversammlung bei dieser Affäre das Genick gebrochen.

☆

Die Armee aber tut ihre Pflicht. Die aktive Truppe hat in jenen Tagen in keinem Punkte versagt, und Moltke schildert mit dem Unterton der Selbstverständlichkeit in einem Brief aus Magdeburg vom 21. September die Arbeit beim IV. Armeekorps:

„Was meine dienstliche Stellung hier betrifft, so bin ich Chef des Generalstabes des IV. Armeekorps (Provinz Sachsen). Ich habe vollauf zu tun, denn auch bei uns rührt sich die Demokratie. Unsere Altenburger, Reuß-Schleiz-Greizer, Meininger und Schwarzburger Nachbarn sorgen dafür. Wir schreiten aber mit unseren prächtigen Soldaten kräftig ein. Die aufrührerischen Städte werden durch mobile Kolonnen in Zucht gehalten, ganze bewaffnete Bürgerschaften und Schützengilden entwaffnet, die Rädelsführer verhaftet und den Wühlern kräftig gezeigt, daß das Gesetz noch waltet."

Auf den 18. März, wo der König seinen Truppen den Siegeskranz aus der Hand schlug, waren zum Teil sehr schwere Aufstände in Breslau, Magdeburg, am Rhein und an der Ruhr erfolgt; aber die Truppen blieben immer Sieger. Auch 1849 änderte sich daran nichts. Die Straßenkämpfe von Breslau vom 6. und 7. Mai, in Düsseldorf und Iserlohn am 17., in Elberfeld am 18. endeten ebenso erfolgreich für die Armee, wie die großen Unternehmungen in den nach Hilfe schreienden Ländern Sachsen und Baden.

Als am 10. November 1848 der General von Wrangel mit 15 000 Mann in Berlin einmarschierte, da war der Spuk verflogen und die „Fliegenden Blätter" konnten ihr berühmtes Bild von der „Berliner Straßenreinigungsmaschine" bringen, auf welchem man eine schnurgerade ausgerichtete, im Paradeschritt marschierende Infanterielinie sah, die alles vor sich herfegte.

Und die einzige heitere Anekdote dieses Tages ist eine Ehrung für den Führer der Truppen. Der Kavallerie-General Wrangel, der oft — zwar nicht immer mit Geschick — den alten Blücher kopierte, zeigte sich ganz auf der „Höhe der Situation". — Die „Freiheitskämpfer" hatten ihm für den Fall des Einzugs angedroht, Punkt 12 Uhr mittags seine in Breslau wohnende Frau aufzuhängen. Was Wrangel durchaus nicht irritierte. Aber als er auf dem Schloßplatz hielt, sah er doch nach der Uhr und wandte

sich an seinen Adjutanten: „Ob sie ihr wohl schon gehängt haben?“ —

Schwieriger war die Haltung der Landwehr. Zwei Landwehr-Bataillone des Infanterieregiments Nr. 20 mußten entwaffnet und aufgelöst werden, und vor allem im Westen erfolgte die zum Teil notwendige Mobilisierung der Landwehrformationen unter Tumulten und Widersetzlichkeiten. Jetzt rächte sich Boyens schiefe Haltung in der Landwehrfrage. — An sich aber war der Vorgang unbedeutsam und verständlich. Im Anlauf einer Epoche vergehen oft Jahrzehnte, ehe man die in ihr herrschenden Gesetze zu handhaben weiß. Der sicheren Haltung auf der Höhe der Zeit gehen immer Jahre des Tastens und des Suchens voraus. Und bezeichnend ist der Grund, den einige Landwehrformationen für ihr Meutern angaben: das schändliche Auslosungssystem. Noch immer liefen junge Freigeloste in Preußen herum, während alte Wehrmänner sogar für den Kampf in Schleswig angesetzt wurden. Auch die Mobilmachung der einzelnen Formationen klappte nicht, wie überhaupt der ganze Heeresapparat in diesen Revolutionstagen derart in Unordnung geriet, daß er noch 1850 nicht entwirrt war und so die Regierung zwang, nach Olmütz zu gehen. Der Eindruck gerade dieser Tage hat dann zehn Jahre später den Prinzen von Preußen gegen alle Widerstände, die sein großes Werk erfuhr, festbleiben lassen.

☆

Wenn auch die Revolution das Schlachtfeld räumen mußte, so war der Druck der Epoche doch so stark, daß Friedrich Wilhelm IV. die ihm aufgezwungene Konstitution, wenn auch sehr erheblich „modifiziert“, fortführen mußte. Ein Zweikammern-Parlament war das Ergebnis. Der König hat dann später aus der ersten Kammer unter Bismarcks Mithilfe das Herrenhaus gemacht, worüber Bismarck selbst, wie er in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ ausführt, rückblickend nicht sehr begeistert war, da er den tieferen Zwiespalt zwischen einem nur von der Krone angängigen Herrenhaus und der liberalen Gerichtetheit der Epoche durchaus spürte.

über die zweite Kammer, das Abgeordnetenhaus, haben vor dem Kriege fast Jahr um Jahr die wildesten Kämpfe getobt. Das Dreiklassen-Wahlrecht, aufgebaut auf dem Steuerzensus, war ein Widersinn nach beiden Seiten. Die Krone hatte das im preußischen Gedanken verankerte Prinzip von der Gliederung der Rechte nach Leistung in diesem Wahlmodus auf die materialistische Ebene verlegt, was gänzlich unpreußisch war, — eine Abstufung nach der Wehrpflicht, vielleicht sogar noch nach der Bildung wäre sinngemäßer gewesen — und vor allem war damit dem Liberalismus au fond die schlimmste Konzession gemacht. Daher haben die echten Preußen das Abgeordnetenhaus immer verachtet. Aber auch der Liberalismus mit seinen jetzt ständig wachsenden sozialen Strömungen konnte nicht befriedigt sein. Als man endlich im Weltkrieg an den Abbau dieses Parlaments dachte, war es zu spät, politisch wie historisch. Man hatte lediglich dem Kosmopolitismus Agitationspulver ins Horn geschüttet und die Krone, die angesichts der Dreiteilung der Gewalten auch ein anders geformtes Parlament nicht hätte zu fürchten brauchen, hat all die Jahrzehnte hindurch aus dieser Mißgeburt ihrer Angst keinerlei Nutzen gezogen. — Bismarck hat diesen Versuch weder im Norddeutschen Bund noch im Reich je wiederholt, sondern der Epoche gegeben, was ihr zukam: neben der allgemeinen gleichen Wehrpflicht, der allgemeinen gleichen Schulpflicht, der allgemeinen gleichen Steuerpflicht — das allgemeine gleiche Wahlrecht.

Soldat und Technik

Das ist eine der stärksten Parolen des „Ich": „die Überwindung von Raum und Zeit". Oder besser gesagt: ihre Vernichtung. — Aber es handelte sich für die „Ich"-Epoche hierbei niemals darum, jene kausalen Denkbegriffe zu liquidieren, die gemeinhin die Namen „Raum" und „Zeit" erhalten haben und lediglich physikalische Maßstäbe sind. Irrtum, zu glauben, daß der drahtlose Funke und das Flugzeug etwa die Strecke von Berlin nach Bombay aufheben und das zu ihrer Überquerung nötige Zeitmaß auf Null reduzieren sollen und daß damit die Parole schon erfüllt

wäre! Nein, Raum und Zeit sind etwas anderes, viel tieferes, und der Kampf des „Ich" gegen sie geht in seinen letzten Gründen gegen die tiefsten Wesenheiten des Daseins überhaupt. Zeit ist das Schicksal und wenn wir für Raum das Wort „Tiefe" setzen — das heißt das Erlebnis des Schicksals — so kommen wir den Gründen, warum das „Ich" auf ihre Vernichtung sinnt, schon näher. Zeit ist das Nichtumkehrbare. Einer unserer besten Dichter hat es im Scherz einmal besser getroffen als alle Philosophie. „Ich habe verdammt vergessen, mir heute morgen Zucker in den Kaffee zu schmeißen, und das kann ich mein Leben lang nicht wieder einholen", so läßt Hermann Löns in seinem „Zweiten Gesicht" die Männer Hennecke und Hagenrieder zueinander sprechen. Das Niewiederkehrende, das Gesetz der Stunde, das ein bestimmtes Ereignis nur in einem bestimmten Augenblick möglich macht, — die schicksalhafte Ordnung aller Bewegungen im Rahmen „des Gesetzes, nach dem sie angetreten" — das ist die Zeit. Das Wort „Zeit" ist weiblich, Parzen und Nornen sind Frauen; das sagt alles. Die Tiefe aber ist die seelische Manifestation dieser Zeit, die einzige Manifestation des Unbewußten.

Der Geist, die ratio, steht wider die Zeit, muß sie verneinen, wie er das Schicksal verneint. Alle liberalen Philosophen kennen Zeit und Raum nur als kausale Größen. In der Welt der Vernunft, der Kausalität, ist alles zu jeder Zeit und überall möglich. Zeit und Raum sind damit im Grunde schon aufgehoben. In der konservativen Weltanschauung ist nicht eine einzige Wiederholung denkbar. Denn das „Wir" sieht die Welt als Bewegung, das „Ich" als Zustand, das „Wir" fließend, das „Ich" statisch. Der Geist muß, um überhaupt einen Gedanken auszusprechen, das Leben irgendwie stoppen, fixieren, um es betrachten zu können. Jede Definition, jedes Buch also ist eigentlich fixiertes, das heißt totes Leben. Zwischen einem Buch und einem Herbarium ist kein Unterschied. Das Schicksal, der Rhythmus, Zeit und Tiefe sind auf einem Punkt zusammengezogen, zusammengepreßt wie das Blatt. — So ist es zutiefst der Haß des zeitlos und überall möglich sein wollenden „Ich", der auch in der Welt der Tatsachen das tun will, was er in der Welt der Logik bereits vollzogen:

die Vernichtung von Raum und Zeit. Und die Waffe hierfür ist in der abendländischen Kultur die abendländische Technik*).

☆

Aber das ist eben das tragische, unabwendbare Ende. Die „Ich"-Technik offenbart am stärksten den letzten schicksalhaften Weg in der Welt des Geistes. Dieser Apfel vom Baum der Erkenntnis trägt das schwerste Gift.

Der abendländische Mensch wird für seinen technischen Angriff gegen das Schicksal in seinen liberalen Epochen nicht nur dadurch bestraft, daß Raum und Zeit nach wie vor gegeben sind, sondern daß die Angriffswaffe, die Maschine, selbst sich gegen ihn wendet. Hier vollzieht sich der tiefste Fall nach der höchsten Höhe. Die Maschine ist in konservativen Epochen immer irgendwie etwas Teufliches, etwas Gottwidriges. In der liberalen Epoche wird sie schließlich der stärkste Beweis für den Sieg des Kausalen über das Organische. Bis zuletzt leitet der Liberalismus Ethik und Beweisführung des „Fortschritts" zumeist aus der Maschine ab. Wenn alle Argumente versagen, zeigt die belehrende Hand des Liberalen auf Radio, Flugzeug und Ferngeschütz. — Aber zum Schluß der liberalen Epoche zermalmt die Maschine den Menschen. Das Mittel wird zum Selbstzweck, Herr und Diener tauschen die Rollen. Dann kommt die Revolution, dann kommt wieder Gott, und die Maschine stürzt von ihrer Höhe.

☆

Die abendländische Kriegstechnik zeigt all dies ebenso stark wie ihr Bruder des „Friedens". Die konservative Epoche ruht in sich selbst, erkennt alle organischen Gegebenheiten an. — Vom dreißigjährigen Krieg bis zur französischen Revolution, also innerhalb der „Wir"-Epoche, hatten sich die technischen Waffen des Krieges wenig verändert, desgleichen alle anderen Mittel, Raum und Zeit zu über-

*) Das Geschichtsbild der „Wir"-Idee fußt zu allerletzt auf der Anschauung, daß Wille und Glaube des „Ich"-Geistes, selbst Schicksal zu sein, ebenfalls schicksalhaft sind. Das darf bei all diesen Betrachtungen nie vergessen werden.

winden. Aber schon Napoleon gewann viele seiner Siege mit den Beinen, das heißt mit der Schnelligkeit seiner Truppen und genau von der Jahrhundertwende ab setzt auch die Umformung der Kriegswaffen ein. Langsam, mit mehr oder weniger starken Stößen geht es auf die wichtigsten endgültigen Formen der Raum- und Zeit-Überwinder zu: das gezogene Hinterlader-Stahlgeschütz, das gezogene Hinterlader-Gewehr und die Eisenbahn. Noch Boyen war es, der vor 1848 das Zündnadelgewehr einführte, und im Herbst 1857 donnern auf dem Schießplatz bei Schweidnitz die ersten beiden, von Krupp aus Gußstahl hergestellten gezogenen Geschütze. Auch der Sprengraum des Geschosses wird erweitert; an die Stelle der Vollkugel tritt die Granate.

Wie immer liegen der schicksalhafte Anstoß der Epoche, ihre äußere Manifestation und das, was man „Zweckmäßigkeit" nennt, auf gleicher Ebene. Das bessere Gewehr zwingt die Artillerie, ihre Aufstellung hinter der Front zu nehmen, was die Trennung der Formationen in der Waffengattung voneinander noch vertieft, und die Artillerie zwingt ihrerseits durch die größere Tragweite und Treffsicherheit zu weiterer Konzession der Infanterietaktik an die Schützenlinie. Die einzelnen „Ich" rücken also immer mehr voneinander ab.

☆

Und so wird später der Marschall auf der Höhe des Erfolges im Rückblick auf das Jahrhundert die Bilanz der „Ich"-Idee auch in der Kriegführung ziehen:

„Die Kriegführung muß heute noch andere Hilfsmittel in Anspruch nehmen, als es ehedem der Fall war. Sie kann die Wissenschaft und die Technik in ihrer Vielgestaltigkeit nicht entbehren. Alle müssen zusammenwirken, um aus dem Riesenkampf der Nationen siegreich hervorzugehen."

Aber dann biegt er um, wie er, der Mann von Rasse, der er doch zutiefst ist, — dazu immer noch Träger des Frühliberalismus, nicht seiner materialisierten Spätzeit — stets ahnungsvoll stehenbleibt, wenn die allerletzte Konsequenz des Liberalen, hier also die Mechanisierung des Kriegswesens, auftaucht. „Darum müssen die Kräfte der Wissenschaft und der Technik im Kriege nicht alliiert, son-

dern Vasallen der Kriegführung sein." — Es ist fast, als ob sein Blut ihm kündet, daß der Weg nicht mehr weit sei zur sinnlos gewordenen Materialschlacht im flandrischen Sumpf.

☆

Moltkes Ruhm ist verknüpft mit der dritten Waffe, der Eisenbahn. Neben Napoleon ist er wohl in dieser Epoche der Soldat mit dem stärksten technischen Bewußtsein, und daher ist er auch einer der ersten, der um die Wichtigkeit der Eisenbahnen für die Kriegführung weiß. Noch Krauseneck steht dem Problem ziemlich hilflos gegenüber, während Moltke bereits 1843 — abermals in der „Deutschen Vierteljahrschrift" — einen Aufsatz erscheinen läßt: „Welche Rücksichten kommen bei der Wahl von Eisenbahnen in Betracht?" Bei dieser Gelegenheit erfahren wir auch, daß er bereits zum Verwaltungsrat der Berlin-Hamburger Eisenbahn gehörte, einer Privatgesellschaft, an der er, der sonst so Sparsame, mit 10 000 Talern beteiligt war. Die Arbeit Moltkes, die tatsächlich die erste populäre Schrift über das Eisenbahnwesen ist, zeichnet sich durch ihre absolut sachlich-technische Klarheit aus. Er ist hier abermals vollkommen ohne Pathos und stellt nur im Eingang, der liberalen Wesenheit des Themas gemäß, fest, „daß dies neue Verbindungsmittel, für welches schon so große Opfer gebracht und noch größere zu bringen sind, dem wirklich vorhandenen Trieb nach gegenseitiger intellektueller und materieller Annäherung Befriedigung gewährt." Dann gibt er eine dem Laien verständliche Darstellung des Eisenbahnmaterials, um deren Stil-Durchsichtigkeit ihn jeder Techniker beneiden müßte, und hierauf folgt eine Rentabilitätsberechnung des Bahnbaus mit genauen Vergleichsziffern der englischen und deutschen Bahnen, wie sie der Syndikus einer Bahn-Gesellschaft nicht besser dargelegt hätte. Es ist erstaunlich, wie dieser Mann und Soldat, dessen meiste Zeitgenossen und vor allem dessen Kameraden über diese Materie noch keinerlei Bild besaßen, haarscharf jeden Faktor (z. B. Baubetriebskostendifferenz bei Durchstichen oder Umgehungen) in Erwägung zieht. — Zum Schluß aber spricht der Preuße und Soldat; er begrüßt die ständig wachsende Übernahme der Bahnbauten durch die deutschen Regierungen und weist sehr

richtig auf die politischen und militärischen Gründe hierfür hin, die sich über die Rentabilität hinwegsetzen müssen:

„Die Nothwendigkeit, den weniger begünstigten Provinzen einen erleichterten Absatz für ihre Erzeugnisse zu verschaffen, die entlegeneren Theile des Landes mit der Hauptmasse zu verschmelzen, endlich die militärischen Rücksichten. Alles sprach dafür, auch da Eisenbahnen zu bauen, wo sie sich nicht unmittelbar rentieren konnten, und dies vermochte nur der Staat."

☆

Anderthalb Jahrzehnte später hat dann Moltkes Vorgänger im Amt des Generalstabschefs, der General von Reyher, bereits die Forderung gestellt, schon im Frieden eine militärische Zentralstelle für das Bahnwesen zu schaffen, das Land hierfür in entsprechende Bezirke einzuteilen und den Bahnämtern sachkundige Offiziere beizugeben. Aber erst Moltke hat dies und mehr noch verwirklichen können. Er war und blieb der erste militärische Bahnfachmann des Jahrhunderts, und seine letzte Rede, die ihn als Reichstagsabgeordneten am 16. März 1891 auf die Tribüne führte, hatte zum Thema die Durchführung der Einheitszeit für den Bahnbetrieb, die mit den Worten des ganz im technischen Fortschritt lebenden Liberalen schließt:

„Aber ich glaube, daß es diese Verhandlungen erleichtern wird, wenn der Reichstag sich sympathisch für ein Prinzip ausspricht, welches in Amerika, in England, in Schweden, in Dänemark, in der Schweiz und in Süddeutschland bereits ohne wesentliche Störungen zur Geltung gekommen ist."

Diplomat

Nicht nur der Schöpfer des Generalstabes, Scharnhorst, sondern auch alle nachfolgenden Chefs dieser Institution hatten stets darauf gehalten, daß die Generalstabsoffiziere in gewissen Abständen Dienst bei der Truppe taten. Vor allem Krauseneck setzte es durch, daß die Majors für längere Zeit in die Front einrückten. Man wehrte sich instinktiv, und nur zu Recht, dagegen, einen reinen Bürotyp zu züchten.

Nur bei dem größten aller Generalstäbler, bei Moltke, ist es nie zu solchen Abkommandierungen in die Linie gekommen. 1850 war er Oberstleutnant, 1851 Oberst geworden und hatte seit seiner Leutnantszeit nie mehr die Truppe gesehen. Im Sommer 1855 war er bereits seit sieben Jahren Stabschef im IV. Armeekorps, und es war wiederum das Frontkommando fällig, eine Brigade vielleicht. Aber jetzt wehrte er sich selbst dagegen, und in einem Brief an den Freund, Generalmajor Fischer, spricht er davon, daß er dem Dienst bei der Truppe doch schon zu sehr entfremdet sei. — Er ist eben der Mann des Geistes und genau wie Clausewitz fehlt ihm dieses „enlever les troupes". Moltke vor einer stürmenden Infanteriekolonne, hoch zu Pferde, Degen in der Faust, — das ist eben ein unmögliches Bild. So unmöglich, wie Blücher am Schreibtisch. — Später wird ihm noch einmal ein Korps angeboten werden, aber seine Erwiderung wird sein, daß er dann seinen Abschied nehmen müsse.

Aber da kommt ein neuer Auftrag, der ihn auf ein ganz anderes Feld führt. Der König bestimmt ihn zum ersten Adjutanten des Prinzen Friedrich Wilhelm, des späteren Kaiser Friedrich. — Man weiß bereits, daß dieser älteste Sohn des Prinzen von Preußen einmal den Thron erben wird. Diese Adjutantur ist also anders beschaffen als bei dem abseitsstehenden Prinzen Heinrich. Moltke gerät auf das diplomatische Parkett.

☆

Es war schon nötig, daß der König ihm in einer Audienz eifrig zusprach, denn Moltke ist von dieser Aufgabe gar nicht begeistert.

Der Prinz ist es ebenfalls nicht. Eine Reise nach Ostpreußen soll gewissermaßen erst die Probefahrt sein, von der die endgültige Ernennung zum Adjutanten abhängt. Der Prinz ist bereits englisch orientiert, stark liberal, fürchtet in Moltke einen „reaktionären" Wächter. Der Oberst-Kämmerer Graf Dohna muß daher dem künftigen Prinzen-Adjutanten die Gretchenfrage stellen: „Wie hälst Du es mit der Politik?" Moltke nennt sich in dieser Unterredung konservativ, erklärt aber, daß er in den innerpolitischen Fragen keineswegs den Standpunkt der Hochkonservativen teile, also kein

„Kreuzzeitungs"-Ritter sei, sondern in vielen Dingen eine gemäßigtere Haltung einnehme. Diese Antwort ist nicht nur für diese Situation geschickt gegeben, sondern sie entspricht — nach all dem bisher Gesagten ist das verständlich — der wahren politischen Anschauung Moltkes. Wir würden ihn heute national-liberal nennen, und das war tatsächlich die einzige Haltung, die damals ein mit seinem Vaterland und mit seiner Epoche lebender Deutscher einnehmen konnte. Innerpolitisch ist er aus seinem Wesen heraus ein urban denkender Mensch. In einem Brief vom Januar 1850 schreibt er seiner Frau: „Übrigens, liebes Herz, gehe ich nicht darauf aus, die politischen Ansichten anderer zu bekehren, laß jedem seine Meinung. — Du bist nun mal schwarz-weißer Reaktionär, und das ist mir schon ganz recht, laß aber die „Freie Presse" dem, der sie liebt." Aus diesem Brief erfahren wir auch, daß er eine Zeit hindurch eine Berliner demokratische Tageszeitung „Die Reform" abonnierte, die im Dezember 1848 sogar verboten war. Da er in seiner Anschauung feststeht, ist es ihm eben möglich, aus seiner Urbanität heraus, jede andere Meinung zu hören und zu lesen. Es gibt eben schon im Liberalen eine geistige Objektivität, die selbstverständlich steril und sogar gefährlich ist, wenn der Betrachtende plötzlich nach ihr handeln soll.

Der neue Posten hat für ihn eine versöhnende Annehmlichkeit: Reisen. Seine einzige Leidenschaft, wenn man bei ihm den Begriff „Leidenschaft" überhaupt anwenden kann. Auch nach seiner Türkenfahrt ist er Jahr für Jahr unaufhörlich gereist, und am Schlusse seines Lebens konnte er als einer der größten Reisenden seiner Zeit gelten.

Auf seinen Fahrten ist er von einer unglaublichen Ausdauer. Eine Strecke wie die von Berlin bis Rom fährt er ohne Unterbrechung, fast ohne sich vom Platz zu rühren. Wobei man die damals noch nicht sehr große Geschwindigkeit der Eisenbahn in Betracht ziehen muß. Auf Reisen ist er jeder Strapaze gewachsen, sie erfrischt ihn sogar. Der 88jährige wird noch mit seinem Neffen Helmuth, dem später so unglücklichen Erben, eine Fahrt in die hohe Tatra unternehmen, wo in jenen Tagen noch keine Hotels und keine Postautos, kaum Fuhrwerke zu haben waren. — Unendlich genügsam, kaum vom Proviant abhängig. Diese Genügsamkeit aber läßt ihn auf seinem neuen Diplomatenposten

über eine Unannehmlichkeit klagen: die vielen guten Diners. — „Ich bin an so einfache Lebensweise gewöhnt, daß dies Treiben mir auf die Dauer nicht wohltut", schreibt er 1856 aus dem Buckingham-Palast.

Die Reisen mit dem Prinzen führen mehrere Male nach England, dann nach Petersburg, Moskau und Paris. Da der Prinz im Oktober 1856 zum Chef des schlesischen Grenadier-Regiments Nr. 11 ernannt wird, so gibt es zwischendurch auch noch Fahrten durch das Piastenland.

Und wieder regnet es Briefe an die Gattin, lange Briefe, angefüllt, überfüllt mit Erlebnis, Betrachtung und riesigem, historischen Material. Keine trockene Gelehrsamkeit, sondern die Bildung eines Gentleman.

Er ist ein ungeheuer visueller Mensch. Seine Augen photographieren geradezu. Mit einem Blick: Hoftafel — Zeremoniell — Kleidung aller Anwesenden — Rangfolge — Speisen — Zeitdauer — Gespräche. Genau die gleiche Schärfe aber auch bei einer Straßenszene.

„Ich ging noch nach Westminster, Waterloo Bridge und Suspension Bridge, den Strand und zurück durch St. James Park. Dort standen viele tausend Menschen, die auf das Feuerwerk warteten, welches um halb zehn Uhr hier in Hyde Park und Victoria Park abgebrannt werden soll. Der Mob vertrieb sich die Zeit damit, einzelne ungewöhnlich große Hüte aufs Korn zu nehmen. Erst traf ein Rasenstück den Verfolgten, dann zehn, zwanzig, und bald war der Hut vom Kopf, der Mann in voller Flucht verfolgt, — bis ein anderer die Aufmerksamkeit auf sich zog und gleiches Schicksal teilte. Ich zog es doch vor, nach Buckingham Palace zurückzugehen."

Wo er sich befindet, ist gleichgültig. Mit derselben photographischen Schärfe beschreibt er das Versenken eines Überseekabels in englischen Gewässern, die Londoner Metropolitain, ein russisches Kloster oder eine Parade in Paris.

„Das Gewehr wurde noch nach der alten Art mit dem linken Arm, aber sehr nachlässig, getragen, kaum daß alles Tritt hielt. Man gibt hier nichts darauf; bei uns wären alle zum Nachexerzieren kommandiert worden."

Aber seine Augen photographieren eben nur „objektiv". Das abgeschlossene „Ich" Moltke überblickt seine Umwelt, mit der er innerlich nicht verbunden ist.

Er erlebt die heimliche Verlobung des Prinzen mit der Tochter der Queen auf Schloß Balmoral und zwei Jahre später die Trauung. Er steht vor dem Zaren und Kaiser Napoleon, und in seinen Berichten spiegelt sich eine seltsame Welt. Die liberale Epoche wird fast bis zu ihrer letzten Stunde von alten höfischen Formen getarnt, und aus seinen Briefen vermag man nicht herauszulesen, daß die Mehrzahl der Länder damals bereits konstitutionell regiert wird und hinter all den Paraden, Aufzügen, Ehrensalven und Hoffesten in alten Trachten bereits Parlamente, Börsen und Fabriken stehen.

Von seinem eigenen Tagewerk hören wir nur einmal etwas, aus Paris:

„Auf die dringende Einladung des Kaisers ist der Prinz einen Tag länger in Paris geblieben. Früh haben wir die Modelle und die köstliche Waffensammlung des Artilleriedepots besucht. Dann habe ich zahlreiche Tabatieren verteilt und dem General Rollin 12 000 Francs für die Dienerschaft überreicht."

☆

Persönlichkeiten gegenüber versagt die photographische Linse. Bismarck umriß in einem Satz die Wesenheit eines anderen Menschen, das vermag Moltke nicht. „Die Prinzeß Royal ist etwas klein, hat ein rundes freundliches Gesicht, sehr schöne, kluge Augen und einen gutmütig freundlichen Ausdruck", so beschreibt er die spätere Kaiserin Friedrich. Das dringt nicht in den Kern, bleibt am Äußeren. Eine, wenn auch vom Haß diktierte Schilderung, wie sie etwa Bismarck über den Grafen Armin gab, würde nie gelingen. Seine Bilder sind nur Vordergrund, aber dann scharf und klar.

☆

Nur einmal gelingt ihm ein überraschend gutes Porträt, als er dem Mann gegenübersteht, den er 14 Jahre später bei Sedan um Krone und Freiheit bringen soll: Napoleon III. Bei dieser Audienz regt sich wohl auch schon die innere Feindschaft:

„Ich hatte mir Louis Napoleon größer gedacht; er sieht zu Pferde sehr gut aus, zu Fuß weniger. Eine gewisse Unbeweglichkeit seiner Züge und der, ich möchte fast sagen,

erloschene Blick seiner Augen fiel mir auf. Ein freundliches, ja gutmütiges Lächeln herrscht in seiner Physiognomie vor, die wenig Napoleonisches hat. Er sitzt meist, das Haupt leicht nach einer Seite geneigt, ruhig da, und gerade diese Ruhe, die ihn bekanntlich auch in gefährlichen Krisen nicht verläßt, mag es wohl sein, welche den beweglichen Franzosen imponiert. Daß seine Ruhe nicht Apathie, sondern das Ergebnis eines überlegenden Geistes und eines festen Willens ist, haben die Begebenheiten gezeigt. Im Salon trägt er eine imponierende Haltung nicht zur Schau, und im Gespräch wohnt ihm sogar eine gewisse Befangenheit bei."

Und dann schreibt er am Schluß plötzlich das tiefe, rassige, geradezu klassische Wort nieder, — der Preuße über den Romanen: „Er ist ein empereur, aber kein König."

Aber hier in Paris wird auch er zum erstenmal erkannt und zwar — wie Gneisenau — von einer Frau. Die Kaiserin Eugenie schreibt bald nach dem Besuch:

„Der Begleiter des Prinzen, ein General Moltke (oder so ähnlich), ist ein wortkarger Herr, aber nichts weniger als ein Träumer; immer gespannt und spannend, überrascht er durch die treffendsten Bemerkungen . . . Es ist eine imponierende Rasse, diese Deutschen; Louis sagt: die Rasse der Zukunft."

— Aber der letzte Satz scheint ihr etwas zu stark, sie schwächt ihn ab: „Pah, nous n'en sommes pas encore là."

Er besucht Versailles, das jetzt Museum geworden ist, weil keiner der Herrscher nach Louis XIV. die Mittel besaß, um diesen Riesenbau bewohnen zu können. Aber hier „umwittert" ihn keine Ahnung kommenden Geschehens, — er gibt nur eine genaue historische Beschreibung und nennt einige der dort hängenden Gemälde.

Aber in Paris, wo man ihm eine Zimmerflucht im Pavillon Marsan gab, dort hat er wohl eine kleine Vision. Und er schildert sie mit seinem germanischen, dem Dickens verwandten Humor:

„Die schweren Vorhänge und Teppiche dämpfen jeden Schall, die Türen bewegen sich so lautlos in ihren Angeln, und so hatte ich den Kammerherrn nicht eintreten hören,

den Louis XIV. vom Louvre abgeschickt, um mich zu fragen, wie er eigentlich zu dem Vorzug meines Besuches in seinem Palast gelangt sei. Ich suchte dem Marquis aus Gervinus' Geschichte zu beweisen, daß seit dem ancien regime doch so mancherlei passiert sei, und daß er hier eigentlich gar nicht mehr mitzusprechen habe. Er zuckte hochmütig die Achseln und überließ mich meinen eigenen geistreichen Betrachtungen, über welchen ich erst am folgenden Morgen erwachte."

So fühlt er sich in einer Nachtstunde doch als Sohn einer neuen Epoche.

Frankreichs innerpolitischen Zustand erkennt er haarscharf in all seiner Unruhe, in dem Fehlen eines dauerhaften Fundaments. Wenn sie 1870 gegeneinander zu Feld stehen, wird er wissen, daß sein Gegner wurzellos ist.

☆

Schlagartig, fast auf einen Tag, fallen Ende 1857 die beiden Ereignisse, die sowohl der preußischen Geschichte als auch dem Leben Moltkes die Wendung geben. Am 9. Oktober schreibt er der Gattin aus Potsdam:

„Liebe Marie! Die telegraphischen Nachrichten über das Befinden des Königs waren derart, daß der Prinz beschloß, noch diese Nacht zurückzukehren. Wir verließen deshalb Muskau gestern abend zehn Uhr, fuhren mit Extrapost nach Sorau, wo der Eilzug schon wartete. In Frankfurt ging eine Depesche vom Prinzen von Preußen ein des Inhalts: „Das Leben des Königs war in Gefahr, ein Aderlaß hat Besserung gebracht, hoffentlich dauernd. Beeile aber Deine Rückkehr."

Der König war unrettbar dem Wahnsinn verfallen.

Und am 7. Oktober starb der Generalstabschef, General der Kavallerie von Reyher.

Ihm gebührt ein Denkmal, um so mehr, als er Kunde gibt, daß in Preußen niemals Namen und Stand allein etwas gegolten haben, wenn ein tüchtiger Soldat sich emporschwingen wollte. Wilhelm Reyher, am 21. Juli 1786 in Großschönebeck bei Liebenwalde (also ein echter Märker) als Sohn eines Dorfschullehrers geboren, hatte noch als Unteroffizier wacker in der Schlacht bei Jena gefochten, war dann zur Kavallerie gegangen und hatte Schills Zug nach Stralsund mitgemacht. Beim westpreußischen Ulanen-

Regiment war er 1810 Offizier geworden und 1814, infolge seiner Tapferkeit, war er bereits Stabsrittmeister. Nachdem York ihn später als Adjutant genommen hatte, ging die Laufbahn glatt. 1848 war er sogar kurze Zeit Kriegsminister, um dann Krauseneck in der Führung des Generalstabs abzulösen, welchen Posten er bis zu seinem Tode innehatte. Für den inneren Ausbau des Stabes hat er viel getan, und Moltke hat rein sachlich lediglich nur dort weiterarbeiten brauchen, wo Reyher aufgehört. Seine Übungsreisen waren für seine Offiziere stets ein Gewinn, denn er besaß den hierbei nötigen Reichtum an Phantasie und wußte seine Herren zu begeistern.

☆

Wer wurde sein Nachfolger? Moltke selbst schreibt am Tag darauf, am 10. Oktober, wiederum an seine Gattin: „An Reyhers Stelle dürfte wohl vielleicht Reitzenstein aus Frankfurt ernannt werden, ich glaube, es wäre eine gute Wahl." Erneut bezeichnend für seinen Mangel an Karriere-Ehrgeiz. Er kommt gar nicht darauf, daß er an der Reihe sein könnte. Aber jetzt greift das Schicksal nach ihm. An Stelle des erkrankten Königs nimmt der Prinz von Preußen die Regentschaft, und eine seiner ersten Amtshandlungen ist die nachstehende Kabinettsorder:

„Ich beauftrage Sie hierdurch, unter Entbindung von dem Verhältnis als erster Adjutant des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, Königliche Hoheit, mit der Führung der Geschäfte des Chefs des Generalstabes der Armee. Sie haben hierin einen besonderen Beweis Meines in Sie gesetzten persönlichen Vertrauens zu erblicken, und erwarte Ich, daß Sie demselben vollständig entsprechen und die Ihnen übertragenen hochwichtigen Dienstfunktionen im wahren Interesse der Armee ausführen werden. Das Kriegsministerium wird Ihnen aus dem vakanten Gehalte der Stelle ihre bisherigen Gehalts- und Kompetenzen nebst einer Zulage von jährlich 1200 Thlr. anweisen.

Berlin, den 29. Oktober 1857.

Im Allerhöchsten Auftrage Sr. Majestät des Königs.

Prinz von Preußen.

Graf Waldersee.

An den General-Major Freiherrn v. Moltke."

Die Armee ist überrascht. Der neue Mann ist dem großen Haufen fast unbekannt. Keiner in diesen Tagen ahnt, daß der Spruch zu Recht besteht, den sie später dem siegreichen Marschall auf den Sockel seines Denkmals zu Berlin setzen: „Der rechte Mann zur rechten Zeit. — Gottes Würfel fallen, wie sie fallen, immer auf die rechte Seit."

Vor dem Sprung

„Meine Truppe besteht nur aus 64 Mann, darunter 50 Stabsoffiziere, nämlich dem sogenannten großen, tatsächlich sehr kleinen, Generalstab und den Generalstäben der neun Armeekorps und achtzehn Divisionen. Meine Finanzen bestehen aus einem Dispositionsfonds von 26 000 Talern, über den ich frei verfüge, aus welchem ich aber die trigonometrische und topographische Landesvermessung zu bestreiten habe, zu welchem Zwecke ich ein Hülfskorps von dreißig Offizieren aus der Armee kommandiere, dann 10 000 Taler Reisefonds."

Aus diesem Brief vom 19. Dezember 1857 (an den Bruder Adolf) erkennt man, daß sich die Kopfzahl der Generalstabsoffiziere gegenüber dem Etat von 1825 nicht verändert hatte. Auch der Aufgabenkreis des Stabes war nicht größer geworden. Ausbildung der Stabsangehörigen und Anfertigung der Operationsentwürfe, — das war alles. — Ja, die rangliche Position des Stabschefs hatte sich sogar verschlechtert. Jene Kabinettsorder vom 11. Januar 1821, die bereits den Stabschef n e b e n den Kriegsminister stellte, war in der Praxis wieder vergessen worden. Vor allem Roon quetschte später den Stab noch einmal restlos an die Wand, und Bismarck war noch auf Jahre hinaus gewohnt, alle seine militärischen Wünsche und Anfragen mit seinem Freunde „Albrecht den Großen" zu besprechen. Der Chef des Generalstabes durfte angeforderte Operationsvorschläge und nicht angeforderte Denkschriften einreichen, aber im Rat der Götter wurde er nicht gehört.

Aber das alles ist nur Oberfläche. Die Kurve der Epoche steht vor der letzten Höhe, und so wiederholt sich auch hier das Spiel von der reifen Frucht. Ein einziger zur rechten

Stunde einsetzender Windstoß — und sie fiel vom Baum, nahrhaft und köstlich (Österreichern und Franzosen auf den Kopf). Wie der Mann selbst. — „It was like the silent growth of a tree", — gleich dem unhörbaren Wachsen eines Baumes, so sagt später ein englischer Biograph von ihm.

Als ob auch Moltke all dies fühlte, — er tat nichts, um seinen Geltungskreis zu erweitern, er drängt nicht, er trotzt nicht. Er wird überhaupt nie derartiges tun. Er schlug nie mit der Faust auf den Tisch, auch seinen Untergebenen gegenüber nicht. Selbst auf dem Höhepunkt der Kriege sind seine Befehle an die Generale stets verbindliche Billetts in Stil und Form, aber nie schroffe Kommandos. Es kann ihn nichts in Zorn bringen. — „Sagen Sie dem Portier, daß er ein Esel sei", als er dies durch den Diener einmal dem Reichstagspförtner mitteilen ließ, weil jener einen Brief des Abgeordneten von Moltke nicht befördert hatte, war die ganze Familie erstaunt über soviel Heftigkeit. —

— Auch an der Struktur des Generalstabes ändert er nichts. Es wird nur alles lebendiger unter seinen Händen. Er räumt mit allen Formalitäten auf. Hier gibt er einen seiner ersten Warnrufe.

☆

Vor dem Weltkriege begab sich einmal dieses: bei einer Bataillonsbesichtigung durch den Kommandierenden General in Straßburg hielt der begleitende Generalstäbler des Korps dem Truppenführer bei einer Felddienstübung folgende Ansprache: „Herr Major, das vor Ihnen liegende Polygon ist nicht eben. Dort hinten — stellen Sie sich vor — erhebt sich ein Berg, dessen Abhang von einer Chaussee mit Bäumen durchschnitten wird, jenseits gehts weiter bergauf." Bis hierher kam der unglückliche Halbgott, aber dann fiel ihm der kommandierende Zeus mit Donner und Blitz in die Rede: „Jawoll, Herr Oberstleutnant; und ganz oben auf Ihrem Berg steht eine Kapelle, darin sitzt ein Eremit und will heiraten! Aber das verbitte ich mir ebenso wie Ihre unsinnige Geländeannahme!"

Das ist wiederum mehr als eine Anekdote. Das ist die

Wolfsschlucht, in die der Schlachtendenker am Schreibtisch hineinfällt. Das steht unweigerlich in der letzten Bilanz der „Ich"-Epoche! — Die auf dem grünen Tuch entworfene Gefechtssituation erlebt schon bei der Felddienstübung ihr Fiasko. Denn das Gelände will einfach nicht wie der Kopf, der Geist es will. Was liegt näher, als das Gelände einfach dem Kopf anzupassen? Ein Kerl mit weißer Fahne her, — so, da haben wir den vom Kopf gewünschten Hügel, — dort drei Kerle mit weißen Tüchern — schon ist der notwendige Bach hergestellt! — Und plötzlich ist alles durcheinander, und die Frontoffiziere grinsen. Oder ein kommandierender Zeus, zackig, wettergebräunt, mit der Truppe verwachsen, schmettert den spekulativen Geist in den Orkus.

Aber im Weltkrieg wird der grüne Tisch daran auseinanderbrechen, weil die Epoche zu Ende.

Diese Gefahr — bereits von der Geburt an in der Erbmasse des Liberalismus verborgen — muß schon damals hin und wieder sichtbar geworden sein. — Doch Moltke ist kein Formaliker. Er lebt in den Gesetzen seiner Epoche, aber innerhalb dieser hat er keine Formeln. So ist sein erstes Schriftstück im neuen Amt, eine Kritik der Generalstabsübung des Jahres 1857, voll von Warnungen gegen derartige Versuche, Tatsachen zugunsten des Geistes umzubiegen. Übungen haben für ihn nur dann Wert, wenn sie der Wirklichkeit möglichst nahekommen.

☆

Der italienische Krieg zwischen Österreich und Frankreich im Jahre 1859 veranlaßt den Prinzregenten, sechs preußische Armeekorps mobil zu machen. Für den Fall eines preußischen Eingreifens entwirft Moltke einen Operationsplan gegen Frankreich, den er im Frühjahr 1860 in einer weiteren Denkschrift noch ausbaut. Er sieht eine Armee am Niederrhein, eine zweite am Main vor, die sich, Gesicht gegen Süden, rechts auf die Bundesfestung Mainz stützt, und eine Reserve-Armee zwischen Halle und Weißenfels, die je nach der Notwendigkeit Truppen an die beiden anderen Armeen abgeben kann. — Der wunde Punkt ist natürlich Belgien, von welchem er annimmt, daß die Franzosen

es überrennen werden. Der gesamte Plan fußt gewissermaßen auf der „offensiven Verteidigung“, da erstens nicht klar ist, wieviel Truppen des deutschen Bundes zu den Preußen stoßen werden, zweitens die Franzosen an Kriegsbereitschaft überlegen sind. Der größte Teil der französischen Kaders steht an der Ostgrenze, die Preußen stehen verteilt vom Rhein bis zur Weichsel. Da heißt es also Zeit gewinnen.

In diesem Plan taucht zum ersten Male ein Gedanke auf, den Moltke später oft unverhüllt vertreten hat: der Präventivkrieg. Er schreibt: „Aber eben in den Zeitverhältnissen liegt für uns die Gefahr. Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß Frankreich uns strategisch überfallen kann. Die Initiative des Gegners darf nicht abgewartet werden.“ Diese Kriegsform ist die letzte Konsequenz der „Ich“-Idee: nicht den Krieg organisch heranreifen lassen, bis alle Wesenheiten, Atmosphäre, europäische Situation usw. gegeben sind, sondern mit schnellem Schlag dieses Heranreifen zu zerschlagen und, — allein militärisch, — den Gegner zu zermalmen. Moltke wird nach Sedan noch oft die Forderung des Präventivkrieges gegen Frankreich stellen, und Bismarck wird sie jedesmal zurückweisen. — Und hier kommen wir zu etwas Entscheidendem: es gibt gar keine Präventivkriege! — Sie sind reine Theorie, liberales Wunschbild. Man hat der deutschen Regierung vor und nach dem Weltkriege oft einen Vorwurf daraus gemacht, daß sie nicht z. B. 1911, anläßlich der Marokkokrise, losgeschlagen habe. Aber derartige Vorwürfe können nur aus dem Liberalen heraus gestellt werden. Ein Krieg, lediglich auf militärischen Voraussetzungen aufgebaut, läßt sich gar nicht „vom Zaun brechen“. Da der Liberale Kriege „abschaffen“ will, so glaubt er, auch welche „machen“ zu können. In der Vorkriegszeit, inmitten des Rüstungsfiebers, ja, vor allem in einem Europa, das diesen Krieg unabwendbar heranrücken sah, hatte jede der großen Mächte vor der Versuchung gestanden, die Kanone auszulösen. Das war in solchen Momenten, wo der eigene Rüstungsstand zeitweilig gegenüber dem des Gegners einen Vorsprung hatte. (Durch Heeresvermehrung, Einbehaltung älterer Jahresklassen, technische Verbesserungen usw.) Und dennoch hat es keiner

von ihnen getan, sondern erst in jenem bestimmten Jahr 1914 sind sie hineingerannt, mehr Getriebene als Treibende. Große entscheidende Kriege sind eben organische Bedingtheiten, in die alles, Volk, Wirtschaft, Armee, politische Gesamtsituation, unter dem Gesetz der Epoche hineinwachsen muß, ehe der erste Schuß fallen kann. (Man beachte Frankreichs Haltung seit 1918, das sich doch mit seiner gigantischen Rüstung von dem immer stärker werdenden Druck vom Osten durch Präventivkrieg befreien und Versailles ausbauen könnte, um für immer Ruhe zu haben. Warum tut es das nicht?) Nur der Liberale, der auch in seinem Geschichtsbild lediglich willkürliche, zumeist durch materialistische „Gründe", bewußt eröffnete Kriege sieht, nur dieser glaubt an den berühmten Hebeldruck. „Juli 1914" von Emil Ludwig Cohn, — das ist das letzte Legendenbuch vom Präventivkrieg.

Darum ist es selbstverständlich, daß der Soldat in liberalen Epochen an Präventivkriege*) glaubt.

☆

Aber die oben genannten Kriegspläne Moltkes verstanden sich vor allem zu der offensiven Verteidigung, aus der auch verhüllt ausgesprochenen Besorgnis heraus, daß die preußische Armee in ihrer derzeitigen Verfassung immer noch nicht in der Lage sein würde, einen Krieg in reiner Offensive zu führen. Olmütz drückte immer noch schwer. — Doch während der Generalstabschef seinen Operationsentwurf niederschrieb, hatte bereits das große Ringen um ihn herum begonnen, jenes Ringen, das Preußens Armee endgültig auf den Gipfel, auf die Höhe seines liberalen Jahrhunderts führen sollte.

---

*) Ein Einwand, der sich hier auf Friedrich des Großen Verhalten im Jahre 1756 stützt, wäre hier unlogisch. Die konservative Epoche kennt nämlich tatsächlich sogenannte Vorbeugungs-Kriege aus ihrem ganz anderen Weltbild heraus. Das entscheidende Moment ist nämlich in beiden Epochen die Zielsetzung. Sie lautet im Liberalen: Vernichtung. Im Konservativen: Korrektur. Der Krieg ist in der „Wir"-Epoche tatsächlich eine „Operation". Ein krankes Organ wird zurechtgerückt oder -geschnitten. Aber das „Konzert der Mächte" bleibt unangetastet, während es der Liberale sprengen will.

Um Boyens Erbe

Drei Männer traten in diesen Jahren nacheinander auf den Kampfplatz, um Boyens Erbe zu erfüllen, zu vollenden. Wilhelm Prinz von Preußen, jetzt Prinzregent, bald König — Albrecht von Roon — Bismarck.

☆

Als zweiter Sohn war der Prinz nur für den militärischen Dienst vorbereitet worden, und sein Kanzler schildert in seinen „Gedanken und Erinnerungen", wie er dem bereits 53jährigen ein Kolleg halten mußte über die landwirtschaftlichen und rechtlichen Zustände Preußens, von denen der Prinz kaum etwas wußte. „Ich schickte ihm die Arbeit nicht ohne die Befürchtung, der Prinz würde kurz und ironisch antworten, er habe durch mich nichts erfahren, was er nicht schon seit dreißig Jahren wisse. Umgekehrt aber dankte er mir lebhaft für die interessante Zusammenstellung der ihm neuen Daten."

Aber diese, sozusagen „Einseitigkeit" ist ein Stück seiner Größe. Er war nicht bei prinzlicher Militärspielerei stehengeblieben, — sondern er hatte eine reguläre eiserne Laufbahn in der Armee durchmessen. Er war Soldat, ganzer Soldat. Hierin Fachmann im weitesten Sinne. — Ohne Furcht. Der 16jährige war bei Bar sur Aube ohne Wimperzucken unter den Augen des Vaters ins Feuer geritten und den fast 70jährigen mußte seine Umgebung halb mit Gewalt bei Königgrätz daran hindern, eine Kavallerieattacke mitzureiten.

So sah er das Leben militärisch. Und es war ein Glück für uns. Denn in einer entscheidenden Stunde, wo es für Preußen um Biegen oder Brechen ging und die berühmte Zivilcourage nicht ausgereicht hätte, um ihm von der Abdankung zurückzuhalten, — da konnte ihn Bismarck mit Erfolg „beim Portepee fassen". Jenem Portepee, das dem Enkel nicht mehr an der Seite hing.

Aber er war auch Edelmann. Kein Kommißstiebel, kein Despot, keiner mit Cäsaren-Allüren. Stets in adliger Haltung, nicht durch den Schimmer der Krone, sondern aus seinem ureigensten Wesen heraus. Stets Kavalier.

„Jeder Zoll ein König". — Seit Friedrich dem Großen paßt dieses Wort nur noch auf ihn. Zutiefst eben: der germanische Herzog. Marwitz hätte ihm mit Freuden gedient, und bei diesem König konnte es sogar ein Bismarck. Er kannte seine Grenzen, wußte, daß es nicht des Königs Amt, den allwissenden Gott in der Wolke zu spielen. Noch der 70jährige lernt unaufhörlich, quält sich mit den übelsten Akten. Aber aus der Gradheit, aus der tiefsten, rassischen Naivität seines Wesens heraus besitzt er eine wahrhaft königliche Gabe: die rechten Männer zu suchen und an den rechten Platz zu stellen. Und mit ihnen wie ein Herzog zu leben. „Wilhelm I. schützte und deckte seine Diener, auch wenn sie unglücklich oder ungeschickt waren, vielleicht über das Maß des Nützlichen hinaus, und hatte infolgedessen Diener, die ihm über das Maß des für sie Nützlichen hinaus anhingen." So singt ihm sein Kanzler das hohe Lied der Treue.

Sieht man auf Äußerlichkeiten, so schien er zuweilen nicht in seiner Zeit zu leben, und tatsächlich hatte er — das war sein persönliches Schicksal — mehr aus den einstigen Tagen der „Wir"-Epoche aufbewahrt, als es zuweilen gut schien. Der Kanzler klagt einmal über seine Zähigkeit, „mit der er an fürstlichen, militärischen und lokalen Traditionen hing".

Aber das war nur Oberfläche; in den entscheidenden Momenten — davon kündet sein Hauptwerk — wußte er genau um das Gebot der Stunde. Er war niemals „Reaktionär", wenn es um die großen Fragen ging. Den Hochkonservativen stand er fern, und seit 1850 galt er als liberal. Gerlach ließ ihn sogar daraufhin lange Zeit hindurch durch Späher beobachten.

Ein Mann, ein König. Darum hat das Schicksal seinem Leben allen äußeren Ruhm geschenkt. Vor allem aber ihn wirken lassen auf dem strahlenden Höhepunkt seines Jahrhunderts. Was groß und gut war in diesem liberalen Zeitalter, sammelte sich in ihm, um ihn.

Über das Grab hinaus und solange es eine deutsche Geschichte gibt, besitzt er — der l e t z t e der Könige! — die Verehrung und die Achtung aller Deutschen, Männer und Soldaten.

☆

Fast vier Jahrzehnte, bereits seit 1820, hatte der Prinz um den Ausbau der Armee gekämpft, jenem Ausbau, der sich nur im Rahmen des Boyenschen Wehrgesetzes bewegen konnte, dessen Einzelheiten aber der Struktur der Nation und ihren Formen angeglichen werden mußten. An dem Wehrgesetz vom 3. September 1814 hatte auch der Prinz nie gezweifelt, im Gegenteil, er bezeichnete es als eine der „großartigsten Schöpfungen", als „unübertrefflich" für die preußische Armee. Aber jener Rest von Kosmopolitismus mußte aus dem Gesetz heraus. Der preußische Staat war toujours en vedette, er mußte es sein, seiner Lage, seinen Grenzen zufolge. Das Gesetz und seine bisherige Handhabe trugen dem aber nicht ganz Rechnung.

☆

Als Boyen das Gesetz erließ, hatte Preußen zehn Millionen Einwohner gehabt und seine Armee zählte 113 000 Mann. Jetzt aber stand den über 17 Millionen Einwohnern nur eine Armee von 150 000 Mann gegenüber. Das Zahlenverhältnis von 1840 hatte sich also noch bedeutend verschlechtert.

Noch immer also wurden von etwa 68 000 Dienstpflichtigen jährlich nur etwa 38 000 Mann eingezogen. — Von einigen Modifikationen abgesehen, bestand die Armee nach wie vor aus den drei Grundformationen: aktive Truppe — Reserve — sowie Landwehr ersten und zweiten Aufgebots. Der junge Preuße, der bei der Musterung genommen wurde, diente drei Jahre im stehenden Heer, zwei Jahre in der Reserve und trat dann in die Landwehr, der er bis zum 39. Jahre angehörte. Der für den aktiven Dienst nicht Taugliche wurde sofort der Landwehr zugewiesen, deren Übungen immer noch mangelhaft waren. Die Landwehr ersten Aufgebots also war ein grauenvolles Gemisch von alten Aktiven und notdürftig geschulten Rekruten, von welchem Gemisch überdies sechs Jahrgänge nebeneinander standen. — Diese Landwehr ersten Aufgebots aber — und das ist das Wichtigste — ergänzte nach wir vor im Kriege das aktive Heer, und zwar in eigenen Formationen. So standen im Frontkampf zwölf Jahrgänge nebeneinander, geübte und ungeübte, die sich aber nicht gegenseitig an-

lernten, sondern durch das Getrenntsein einander hinderten. Noch immer spukte hier Boyens ideale Auffassung von der Landwehr, dem wahren „Volksaufgebot“ (sie wurde ja auch durch die Kreisbehörden aufgestellt), die auf keinen Fall mit der eigentlichen „Soldateska“ vermischt werden sollen.

Dazu kam nun die immer größer werdende Masse der Ausgelosten, die selbst bei bester Befähigung von der Musterungskommission nicht angenommen wurden. Daher noch immer das groteske Schauspiel: alte Wehrleute, fast an die Vierzig, wurden im Kriegsfall zu dem für Festungs- und Heimatdienst bestimmten zweiten Landwehraufgebot eingezogen, während junge Burschen von 20 Jahren zu Hause saßen.

☆

Der Prinz wollte nun sämtliche Fliegen mit einer Klappe schlagen: restlose Erfassung der Dienstpflichtigen — Verjüngung der aktiven Armee — Ausmerzung des in seiner Zusammensetzung unmöglichen ersten Landwehraufgebots — Verschmelzung von Landwehr und aktivem Heer. — Die Wege hierzu schienen ihm folgende zu sein: vermehrte Aufstellung von aktiven Formationen, Einbeziehung der ersten beiden Jahrgänge der Landwehr I in die Reserve, Übernahme der übrigen Jahrgänge durch die Landwehr II.

Im Oktober 1858 war aus der provisorischen Regentschaft eine definitive geworden, und der Prinz bildete nun sofort ein Ministerium aus Männern, die als „liberal“ bekannt waren. Ministerpräsident wurde der Fürst Anton von Hohenzollern-Sigmaringen, Kriegsminister der General von Bonin. Mit diesem Ministerium ging der Prinzregent sofort an die Arbeit. — Die Denkschriften häuften sich.

Im Dezember 1859 aber zuckte Bonin, der ein gut Stück Weg treulich mitgegangen war, plötzlich zurück. „Niemals würde er Vorschlägen zustimmen, die eine wesentliche Veränderung der Heeresorganisation in ihren Fundamentalprinzipien, d. h. einer Beseitigung der mobilen Landwehr beabsichtigten.“ Hier sprach noch einmal Boyen aus dem Grabe heraus. Bonin trat zurück. Infolge der gesetzlichen Festlegung der Dienstzeit in den einzelnen Aufgeboten, die ja durch den Reorganisationsplan grundsätzlich geändert

werden sollten, mußte der Plan gemäß der Verfassung dem Landtag vorgelegt werden. Der Prinzregent sah sich nach dem Mann um, der dies mit Erfolg vermochte; am 5. Dezember trat in das Kabinett — ein gesträubter konservativer Igel unter sanftmütigen liberalen Schafen — der General Albrecht von Roon.

Der Waffenschmied

Als die französische Kompanie, die zu der Besatzung des von den Preußen belagerten Altdamm gehörte, über den Marktplatz marschierte, da erlebte sie ein merkwürdiges Schauspiel an diesem 3. August 1813. Im ersten Stock eines der am Markt gelegenen Häuser öffnete sich plötzlich ein Fenster und eine weißhaarige, bolzengerade gewachsene Frau brachte mit erhobenem Arm und schallender Stimme ein Hoch auf den preußischen König Friedrich Wilhelm III. aus, der an diesem Tage Geburtstag hatte.

Die Franzosen blickten verdutzt, die auf dem Markt stehenden Bürger aber rangen die Hände. Das war doch sicher wieder die verwitwete Frau Majorin von Borke, die sie bestimmt noch einmal alle mit solchen Sachen um Kopf und Kragen bringen würde. Torheit so etwas, — solange der Franzose noch Herr war! Igitt, igitt!

Die alte Dame aber knallte das Fenster zu, wandte sich und lächelte freundlich den etwa 10jährigen querschädligen blonden Jungen an, der, hinter ihr stehend, den Vorgang beobachtet hatte.

Es war ihr Enkel, Albrecht von Roon.

☆

Jene Frau von Borke war die Rettung dieses Jungen, dessen Leben im Äußeren ähnlich verlaufen sollte wie das Moltkes. Am 30. April 1803 in dem Dorf Pleushagen bei Kolberg geboren, ward ihm gleichfalls ein abenteuernder, lebensunkundiger Vater beschieden und damit bitterste Armut. Die Großmutter nahm ihn aus dem vollkommen zerrütteten Elternhause heraus und nach ihrem Tode brachten ihn Verwandte in das Kadettenhaus zu Kulm in West-

preußen. 1821 ist er Leutnant, 1824 besucht er die Kriegsakademie, wo auch er vor allem durch den Geographen Karl Ritter beeinflußt wird, und 1828 ist er bereits Lehrer am Kadettenkorps. Dort herumwandelnd mit zwei ehrenden Spitznamen: „Albrecht mit der offenen Stirn", nennen ihn die anderen Lehrer, die Kadetten aber drücken sich kürzer aus: „Der grobe Roon".

Auch er betätigt sich literarisch, schreibt etliche Lehrbücher über „Erd-, Völker- und Staatenkunde". 1833 kommt er in den Generalstab und wird zugleich Lehrer an der Kriegsakademie.

Als er 1834 auf einer Übungsreise seinen Neffen Moritz von Blanckenburg, einen hinterpommerschen Gutsbesitzer, besucht, lernt er dort einen 19jährigen Studenten kennen: Otto von Bismarck.

Der König macht ihn dann zum Erzieher des Prinzen Friedrich Karl, mit dem er gleichfalls weite Reisen unternimmt. 1849 ist er Generalstabschef eines preußischen Armeekorps im badischen Feldzug, wo er zum erstenmal dem Prinzen von Preußen nähertritt. Die beiden Männer werden Freunde und Kameraden, und als Roon in Posen 1856 eine Brigade übernehmen muß, wissen beide, daß die Trennung nur vorübergehend ist. Roon ist im Kreise des Prinzen der stärkste Verfechter der Reorganisation. Obwohl seine eigenen Pläne nicht zur Grundlage des Werkes gemacht werden — den Ausschlag gaben tatsächlich die endgültigen Entwürfe des Prinzen — so ist er doch sein stärkstes Bollwerk. Als Bonin zurücktritt, weiß der Prinzregent keinen Besseren, als den inzwischen zum Kommandeur der 14. Division avancierten Roon.

Aber nun läuft der epileptische Uhrmacher aus Genf durch die Gassen der preußischen Städte. Die Landwehr aufheben, das Palladium des „freien Volkes" zerstören? — Noch immer spukt aus den Erstlingsjahren des Liberalismus die alte Antithese: „stehendes Heer" — „Volksbewaffnung" herüber. Als ob das stehende Heer, die aktive Truppe nämlich, nicht auch bereits Volksheer sei. Aber es kommt eben nie auf Tatsachen an, sondern auf ihre Wirksamkeit, und ob ein Schlagwort hohl ist oder nicht, — zur rechten Zeit herausgeschmettert ist es der Funke in die Pulverkammer.

Der Konflikt verschärft sich, da der Prinzregent die in Boyens Gesetz vorgesehene, inzwischen schon einmal abgeschaffte, dann wieder stillschweigend eingeführte dreijährige Dienstzeit bei der aktiven Truppe jetzt auch gesetzlich festgelegt sehen will.

Nun rauschen die Flugblätter mit doppeltem Wind. „Kasernen-Armee" gegen „Volksheer". Drei Jahre, unerhört! — Unsere herrliche Landwehr von 1813 hat nicht einmal drei Monate nötig gehabt. Ja, unsere wackeren Wehrleute aus den Befreiungskriegen! — Es ist vergessen, daß diese Landwehr im großen sich nicht bewährt hat, nicht bewähren konnte. Die Geschichtslegende entsteht, daß sie allein den Krieg entschieden habe.

Warum also all dieses? — Her mit der Miliz!

Die Krone Preußens steht vor einer Welle des Kosmopolitismus, die stärker, wilder, gefährlicher ist als die von 1848.

☆

Am 12. Januar 1860 tritt der Landtag zusammen. Das liberale Ministerium und die liberale Mehrheit des Hauses stehen sich gegenüber. Aber noch bleiben die Dolche im Gewande. Jeder hat Furcht vor dem ersten Schuß. Aber die Furcht gebärt das Kompromiß. Die Kammer bewilligt am 15. Mai außerhalb des Etats der Regierung die Gelder „zur einstweiligen Aufrechterhaltung der Vervollständigung derjenigen Maßnahmen, welche für die fernere Kriegsbereitschaft und erhöhte Streitbarkeit des Heeres erforderlich und auf den bisherigen gesetzlichen Grundlagen tunlich sind." — Aber nur für ein Jahr, nur für die Zeit vom 1. Mai 1860 bis zum 30. Juli 1861.

Hier haben beide Seiten, Ministerium und Kammer, die Augen zugekniffen. Jeder mußte wissen, daß nach einem Jahr der wahre Kampf beginnen würde, die Regierung vor allem mußte erkennen, daß sich auf diese Bewilligung hin keine neuen Formationen aufstellen ließen. — 36 neue Infanterie- und 10 Kavallerie-Regimenter nur für zwölf Monate? Auch die Kammer war nicht dumm genug, um nicht einzusehen, daß preußische Kaders ein etwas längeres Leben haben.

Der durch den am 2. Januar 1861 erfolgten Tod Friedrich Wilhelms IV. nunmehr mit der Krone begabte Wilhelm I. überreichte am 18. Januar 1861 vor dem Denkmal Friedrich des Großen Unter den Linden feierlich 142 Feldzeichen an die neuerrichteten Kaders.

Jetzt gab es kein Zurück mehr.

☆

Nunmehr ging es in raschem Wirbel. Die Kammer bewilligte wohl noch einmal, aber nur als außerordentliche Pauschale und nur bis zum Schluß des Jahres 1861. Aber das Bürgertum im Lande schrie Rousseau. Aus der liberalen Partei sonderte sich im Juni 1861 die Fortschrittspartei ab unter Führung von Waldeck, Schulze-Delitzsch, Jacoby und Forckenbeck. Und am 14. Juli verübte der Student Oskar Becker auf den in Baden-Baden zur Kur weilenden König ein Attentat.

Das Ministerium sackte in die Knie, riet dem König zu Zugeständnissen, aber Roon blieb fest.

Die Neuwahlen Anfang Dezember 1861 ergaben eine Mehrheit der Fortschrittspartei. Die neue Kammer stürzte sich mit Vehemenz auf den Reorganisationsplan, forderte vor allem die zweijährige Dienstzeit. Am 11. März löste der König die Kammer auf und entließ das Kabinett. Unter dem Vorsitz des Prinzen Adolf von Hohenlohe-Ingelfingen wurde es jetzt von „konservativen" Männern gebildet.

Aber der neue Landtag sah noch ungünstiger aus. Der Kampf erreichte den Höhepunkt.

☆

Es war Roon nicht gegeben, mit dieser Kammer fertig zu werden. Der gründliche Fachmann, dessen Reden leuchtende Kristalle der Sachlichkeit waren, verachtete diesen Haufen Dilettanten.

Aber mehr noch: er haßt sie. Seine Welt war einfach, gewissermaßen calvinistisch. Gegen die Regierung stehen, hieß bei ihm „Sünde". Für sie zu kämpfen, war „gottgefällig".

Diese Anschauung reichte knapp für die Militär-Vorlage aus, aber sie war unmöglich für das, was nun kam:

In diesen Tagen fühlte sich der Kosmopolitismus als Sieger vor den Toren. Noch ein Griff, und die Flügel sprangen auf. Als Roon bei den Verhandlungen im Abgeordnetenhause gegen persönliche Beleidigungen vom Präsidium nicht mehr geschützt wurde, blieb das Ministerium den Plenarsitzungen fern. Daraufhin sandte die Kammer eine Adresse an den König und erklärte, „es habe keine Mittel der Verständigung mit diesem Ministerium mehr; es lehne daher jede Mitwirkung an der Politik der Regierung ab; die Kluft könne nur durch einen Wechsel der Personen und des Systems ausgefüllt werden."

Jetzt war die Katze aus dem Sack. Niederringung der Krone, Aufrichtung der Parlamentsherrschaft, — das war jetzt das Ziel.

Der König, tief deprimiert, will abdanken, und jetzt zeigt sich Roons wahre Größe und wahre Aufgabe. Er sieht ein, daß er und der König jetzt nicht mehr den Kampf allein führen können, daß sie beide der Situation nicht mehr gewachsen sind. Noch hält er den König fest am Kragen, aber wie lange noch? — Doch in unaufhörlichen Unterredungen gelingt es ihm, dem Monarchen die Genehmigung abzuringen, daß der große Helfer gerufen werde. Am 18. September 1862 sendet Roon eine Depesche nach Paris ab, adressiert an den dortigen Gesandten Otto v. Bismarck: „Periculum in mora, dépèchez-vous". — „Die Birne ist reif. Beeilen Sie sich!"

☆

Darum hat der Vierkantige sein Denkmal. Mit seinem Schild hat Roon solange den König gedeckt, bis der Stärkere kam. Vor allem aber, daß er wußte und neidlos anerkannte, wo und wer der Stärkere war, ihn gegen den anfänglich widerstrebenden König durchsetzte! —

Breit, wuchtig, mit trotzigem Haarwirbel, liderverhängten, harten Augen, struppigem Schnauzbart, so steht er auf dem Platz in Berlin. Aber das Beste auch über ihn sagt jener Vers des Scharnhorst-Liedes: „Keiner war wohl treuer, reiner — —."

☆

Bismarck hat dann die Flut gebändigt, wenn auch nicht beschwichtigt. Noch zweimal wird das Abgeordnetenhaus aufgelöst, jedesmal ohne Erfolg, und erst am 8. September 1866 unter der alles zwingenden Beweisführung, der inzwischen erfolgten Ereignisse, bewilligt die Kammer nachträglich für die vergangenen Jahre die Gelder für die Reorganisation.

Das Pendel geht durch den Scheitelpunkt

Aber was sich dergestalt zum Teil unter ungeheuer dramatischen Auftritten und Kämpfen vollzog und als das ureigene Werk weniger Männer erscheint, das ist, von der großen Warte betrachtet, ein Gebot des Schicksals. Als der König an jenem 18. Januar 1861 vor dem Denkmal des Fridericus die Fahne nagelte, da gab er — im Rahmen dieser „Ich"-Epoche — der preußischen Armee diejenige Form, die das Gesetz des Rhythmus gerade zu dieser Stunde forderte, nicht früher und nicht später. Und da die Hammerschläge des Königs die vollendetste und reifeste Form der preußischen Armee ankündeten, so liegt es nahe, angesichts der Parallelität, aller Daseinsformen, daß auch die Epoche selbst in ihre reifste Zeit trat.

So war es in der Tat. Das Pendel des „Ich" überschritt in diesen Jahren den Scheitelpunkt seiner Bahn. Das Jahrzehnt von 1860—70 ist die Hoch-Zeit des Liberalismus. Um 1860 hat sich die „Ich"-Idee in alle Daseinsformen und Äußerungen der abendländischen Kultur ergossen und verwirklicht. Bis in die letzten Verästelungen hinein regiert das „Ich", und zwar bis in seine letzten ideologischen Konsequenzen. — Es ist gewissermaßen der Mann von Vierzig, der auf der Höhe des Lebens steht, im Innern noch durchflutet von Schöpferkraft und Aufbauwillen, noch nicht erstarrt, aber schon reif und zur Ernte bereit. Was nach diesen Jahren kommt, mag an Umfang noch wachsen, aber im Innern ist es schon Erstarrung, langsames Vergreisen.

☆

Alle großen technischen Erfindungen sind bereits vor 1860 getan und jetzt in der Ausbeute. Der Telegraph, das Bessemerverfahren, die Anilinfarben, das Dynamit, die Induktions-Elektrizität, — die grundlegenden Faktoren der Technik also sind bereits um diese Zeit maßgebend. Von Liebigs Laboratorium her wird die Landwirtschaft chemisch umgewälzt.

Die großen Industrien sind im Rohbau fertig, auch ihre Trusts. Krupp, die Hapag (gegründet 1847). An der Ruhr regiert bereits Friedrich Harkort, der Hütten- und Walzwerkmann, während sein Bruder Gustav 1856 in Leipzig die „Allg. Deutsche Credit-Anstalt" gründet. Friedrich Harkort ist der Typ des Unternehmers jener Tage, noch frisch, noch erobernd. Sein Leben ist das Studium wert für denjenigen, der den Kapitalismus in seiner kraftvollen Blüte sehen will. — Selbstverständlich schroff liberal, Fortschrittspartei, die berühmtesten liberalen Flugblätter jener Tage verfassend (man hatte damals noch keinen Syndikus, der dies besorgte), die ihn vor den Staatsanwalt bringen.

Das Aktienwesen ist restlos durchgeführt. Schon Mathias Stinnes, der Großvater des Inflationisten, hinterließ 1845 seinen Nachkommen die Anteile von 36 Bergwerken, darunter eine große Anzahl von Mehrheits-Paketen.

1851 wird die „Diskonto-Gesellschaft" von Hansemann gegründet und 1856 bei einer Umorganisation bereits mit einem Kapital von 30 Millionen Mark ausgestattet. 1853 ist das Gründungsjahr der „Bank für Handel und Industrie".

1842 siegte die Freihandelslehre des Manchester-Mannes Cobden in England. Um 1860 ist sie europäisches Allgemeingut.

Die Schulmedizin des Liberalismus hat ihre wichtigsten allopathischen Erkenntnisse bereits in die Scheuer gebracht. — 1865 wird Louis Pasteur, der Begründer der Bakteriologie, zum Professor in Paris ernannt, und die Mehrzahl der europäischen Länder geht — soweit dies noch nicht geschehen — in diesen Jahren zur Schutzimpfung über. (Das Deutsche Reich folgt 1874.) — In der Malerei hat sich der Impressionismus aufgemacht; Manet ist im Anmarsch. — Richard Wagners Siegeszug beginnt; das „Leitmotiv" ist das „Ich" in der Opern-Musik. Am 10. Juni 1865 wird „Tristan und Isolde" in München uraufgeführt. — Die

organische „Wir“-Bindung der Symphonie, die bereits Beethoven sprengte, wird jetzt restlos naturalistisch aufgelöst. Liszt „Mazeppa“, die typische „erklärende“ symphonische Dichtung ist bereits 1855 geschrieben. —

— Der erste Abschnitt der Epoche, — der Frühliberalismus — der noch von Geist und Materie getragen wird, hat Paris als Zentrum. Es ist die Bürger-Rentner-Zeit. — Der zweite Abschnitt, der nach Aufhebung des unmöglichen Dualismus nur noch auf der Materie allein fußt (der Geist ist nur noch sekundärer „Überbau“); wird von England geführt. Neben Cobden steht Darwin. 1859 erscheint sein Werk „Über den Ursprung der Arten durch natürliche Zuchtwahl“, — die Bibel des materialistisch-mechanistischen Naturbildes. Und neben diesen beiden steht Marx. 1867 erscheint die erste Ausgabe des „Kapital“ (Band I).

(Der Einfluß des völkisch vergreisten, daher nur noch rational wirksamen Judentums innerhalb des, ihnen Heimat bereitenden Liberalismus steht jetzt auf höchster Höhe.)

So muß in diesen Jahren auch der erste in sich vollendete liberalistische Krieg vor sich gegangen sein. Dies war auch der Fall, und zwar begab er sich dort, wo alle liberalen Ideen die schnellste praktische Auswirkung fanden, da — durch das Nichtverhaftetsein mit dem Boden — sich die Bewohner gewissermaßen die Ideologie des Liberalismus ersparten und gleich zu den Tatsachen übergingen, d. h. im Kolonialgebiet des Abendlandes. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Es ist der Sezessionskrieg von 1861—65.

☆

In bezug auf die Amerikaner ist Europa stets vom Pech verfolgt gewesen, die ganze liberale Epoche hindurch: man hat ihnen in Europa nie geglaubt. Der Unabhängigkeitskampf gegen England war die erste Demonstration der liberalen Tirailleur-Taktik und — noch ehe die Bastille gefallen war — wurden die „Menschenrechte“ feierlichst in der Verfassungsurkunde der USA. proklamiert. Aber das königliche Frankreich ist sich kaum darüber klar geworden, welche Bazillen der Marquis Lafayette, als er mit seinen Truppen von Übersee heimkehrte, in die Heimat einschleppte, also die Katastrophe beschleunigend.

Und am Ende der Epoche wiederholt sich das; die Kriegserklärung der Amerikaner an Deutschland 1917 ist nicht ernst genommen worden. Man hätte sie besser würdigen können, wenn jener Sezessionskrieg in Europa mehr bekannt gewesen wäre.

Denn dieser vierjährige Bürgerkrieg zwischen den Nord- und Südstaaten ist der gewaltigste Krieg der gesamten Epoche. (Der Weltkrieg gehört bereits zur Hälfte der nächsten Epoche an, kann also nicht vollkommen dem Liberalismus zugeschrieben werden.) In der Sezession ist alles von A bis Z von der liberalen Idee durchtränkt.

Der Kriegsgrund ist rein materialistisch. Mit der im „Ich" begründeten ideologischen Verbrämung. Der Norden fordert „im Namen der Humanität" von den südstaatlichen Baumwoll-Plantagenbesitzern die Aufhebung der Negersklaverei, das heißt die Börse brauchte billige Baumwolle und wollte vor allem die aristokratisch geführte Landwirtschaft des Südens mobilisieren, ebenfalls zum Börsenobjekt machen. Den schwarzen Sklaven zum Gewerkschaftsarbeiter umwandeln, das bedeutete den Untergang dieser noch im „Wir" lebenden patriarchalischen Landwirtschaft.

Die gewaltigste Propagandaschrift der liberalen Epoche ersteht, in welcher sich die Börse durch „Menschlichkeit" tarnt: „Onkel Toms Hütte" von Harriet Becher-Stowe (wie überhaupt das weibliche Element im Liberalismus des Westens führend ist, von Becher-Stowe bis Miß Pankhurst).

Der Krieg wird mit allen Waffen geführt. Der Süden wird einer Wirtschaftsblockade unterworfen, gegen welche die Kontinentalsperre Napoleons ein schwächlicher Versuch ist, die aber den gleichen Erfolg bringt, wie der letzte Blockadekampf der Epoche: die englische Wirtschaftssperre gegen Deutschland. Der Süden wird fast buchstäblich ausgehungert.

Alle Waffen der Technik werden eingesetzt. Panzerschiffe, Seeminen, Torpedos, Ballons. Es finden Eisenbahn-Transporte ganzer Armeen statt, zeitweilig auf Strecken von über 1500 Kilometern. Die Taktik führt zur restlosen Auflösung im Tirailleur-Schwarm. Die noch in Preußen geübte Kompanie-Kolonne ist hier vollkommen nutzlos angesichts der Trommelfeuer gewaltiger Batterien von stundenlanger Dauer.

Es ist ein Krieg der Organisation. Der Apparat der Nordstaaten arbeitet zum Schluß mit einer Präzision, daß sich Regimentschefs wegen eines verlorengegangenen Feldflaschenkorkens verantworten müssen.

Es ist vor allem der Krieg der Masse. Die Südarmee hat an ihrer Spitze den Napoleon Amerikas, Robert Eduard Lee, hat die besten Reiterführer, besitzt überhaupt ein Offizierkorps, das noch adliges Blut in sich trägt. Sie erringen zahllose Siege. Aber die 500 000 Mann, die der Süden allerhöchstens hergeben kann, werden in vier Jahre langem Kampf zerrieben, zermahlen und zum Schluß durch die anderthalb Millionen des Nordens einfach erdrückt. Der Führer des Nordens, Grant, läßt im Herbst 1864 den Norden des Staates Virginia in einer Breite von 300 Kilometern und einer Tiefe von 100 Kilometern verwüsten. Als Lee am 9. April 1865 die Waffen streckt bei Appomatox, ist der größte, brutalste und zynischste Krieg der liberalen Epoche zu Ende. Masse und Material haben Genie und Blut zu Boden geworfen.

☆

Wie jenseits des Ozeans, so muß es sich jetzt auch im alten Kontinent erfüllen. Seit Solferino glaubt sich Frankreich als Führer Europas. Aber mit jener königlichen Fahnennagelung ist das Schwergewicht unmerklich auf das nunmehr in Form befindliche, der Stunde angepaßte Preußen übergegangen*).

Die Waffe ist geschmiedet, und im Hintergrunde wartet der Denker, um sie zu schwingen.

Nur kurze Zeit, — und die Waffe führt ihren Probehieb.

Düppel und Alsen

Zwar ist dieser Krieg von 1864 ein reiner Diplomatenkampf, und die Armee liefert nur einige kontrapunktische Paukenschläge dazu. Eben an dieser Auseinandersetzung mit Dänemark wird stärkstens sinnfällig, daß Krieg niemals ein

*) Erst durch die Heeres-Reorganisation muß die Armee weitgehendst auf das Bürgertum zurückgreifen, da der Adel zur Besetzung der neuen Kaders nicht mehr ausreicht.

„Ding an sich“, sondern eben das, was Clausewitz in genialer, über den Zeiten stehender Intuition aussprach: „... die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln.“ —

Ein verwirrender Hexensabbath an völkerrechtlichen, dynastischen und volklichen Gegebenheiten, dartuend, daß dieses Deutschland immer noch nicht den Westfälischen Frieden restlos liquidiert hatte. —

Das Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 hatte die Zukunft Schleswig-Holsteins durch die Unterschrift sämtlicher Großmächte ein für allemal festlegen wollen: Holstein mit Lauenburg gehört zum Deutschen Bunde und ist nur durch Personal-Union mit Dänemark vereint. Schleswig gehört zum Staate Dänemark, soll aber nicht von Holstein getrennt werden und mit ihm gemeinsame ständische Vertretungen haben. Punktum. Aber es wird noch verwickelter: die in Dänemark regierende Linie (Haus Oldenburg) endet beim Tode Friedrichs VII. Für diesen Fall tritt der Prinz Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg die Erbfolge an, während der Prinz von Schleswig-Holstein-Augustenburg laut Protokoll eine Geldabfindung von Dänemark erhält und auf seine Rechte auf Schleswig-Holstein verzichtet. — Streusand, — der grüne Tisch hatte gesprochen.

Naturgemäß hatte Kopenhagen das Bestreben, Schleswig ganz von Holstein loszureißen. Die dänische Regierung machte einen ersten Versuch im Oktober 1855 durch Herausgeben einer auch für Schleswig gültigen Gesamtstaatsverfassung. Hiergegen schritt der Deutsche Bund ein, angetrieben durch den preußischen Bundestagsgesandten von Bismarck. Aber am 13. November 1863 nahm der dänische Reichsrat ein neues Grundgesetz an, nach welchem Holstein zwar nur durch Personal-Union verbunden bleiben, Schleswig aber im Gesamtstaat Dänemark aufgehen sollte. Ehe der König aber dies Gesetz zu unterschreiben vermochte, nahm ihm der Tod die Feder aus der Hand. Am 15. November 1863 bestieg der Prinz von Glücksburg als Christian IX. den Thron, der sofort dem Gesetz seine Unterschrift gab.

Durch diesen Todesfall wurde der Streit erst recht verworren. Der neue König kam aus einer weiblichen Seitenlinie des Hauses Oldenburg. In Deutschland aber galt das

salische Recht. Demzufolge war für Holstein die Personal-Union gelöst. Aber Holstein wollte nicht ohne Schleswig bleiben, das Dänemark soeben übergeschluckt hatte. Damit war der Konflikt gegeben — zumindest der öffentlichen Meinung nach — und der nunmehr neu mit seinen Ansprüchen hervortretende Herzog Friedrich von Augustenburg, der Sohn des im Londoner Protokoll Abgefundenen, wurde von ganz Deutschland als der rechtmäßige Erbe in den Herzogtümern betrachtet. —

Doch als drohende Wolke schwebte über dem Ganzen eben das Londoner Protokoll, das heißt die Intervention der Großmächte. Schleswig-Holstein konnte zum „Balkan des Nordens“ werden.

☆

Wie nun der größte Meister dieses Jahrhunderts, Bismarck, auf das Protokoll gestützt, zuerst mit einer „Bundesexekution“ begann, dann — immer mit einem Auge auf die Großmächte — das widerstrebende Österreich an der Seite Preußens festhielt, dadurch eben die Mächte lähmte, zuletzt aus der „Regulierung“ im Namen des Protokolls eine Abtrennung der Herzogtümer machte, und endlich — ein widerspenstiges Parlament im Rücken und das Geschrei von ganz Deutschland in den Ohren — den „populär“ gewordenen Augustenburger mattsetzte, — — das alles sind Glieder eines der größten diplomatischen Spiele aller Zeiten. Bismarck selbst ist auf seinen Erfolg von 1864 am meisten stolz gewesen und mit Recht, denn er hat später niemals mehr einer so verwickelten Situation gegenübergestanden. — Darum sollte der diplomatische Kampf um Schleswig-Holstein eingehend in allen Schulen gelehrt werden. Um schon der Jugend darzutun, wieviel eiserne Arbeit, Konsequenz, Kühnheit — und Vabanque — vor den Erfolg gestellt sind. — Und nicht Geschwätz und Stimmung!

☆

Die militärischen Operationen haben sich dem Meisterspiel anzupassen. Zuerst wird Holstein von den Truppen des Deutschen Bundes besetzt. 6000 Sachsen, 6000 Hannoveraner, je 5000 Österreicher und Preußen. Damit ist für die Herren in der Eschenheimer Gasse zu Frankfurt die Auf-

gabe beendet, und jetzt treten Österreich und Preußen als Mitunterzeichnete des Londoner Protokolls auf. —

Die Streitmacht der Verbündeten umfaßt drei Korps: das erste (gebildet aus der 6. und 13. Division) erhält zum Befehlshaber den Prinz Friedrich Karl und zum Stabschef den Oberst von Blumenthal, das zweite, bestehend aus vier österreichischen Brigaden, führt der Feldmarschalleutnant von Gablenz, das dritte der General von der Mülbe, und ihm unterstehen die vier neuen preußischen Garderegimenter. Insgesamt etwa 57 000 Mann. Die Preußen haben also etwa ein Zehntel ihrer Armee entsandt. Also recht eigentlich kein Krieg, eher eine „promenade militaire".

Den Oberbefehl führt der preußische Feldmarschall von Wrangel. Sein Stabschef ist der General Vogel von Falckenstein.

☆

Am 31. Januar 1864 rollt in der Morgenstunde ein Wagen durch die Straßen von Schleswig. Zwei preußische Offiziere sitzen darin, die sich zum dänischen Oberkommandierenden begeben wollen. Der dänische Posten präsentiert, die Herren treten in das Haus und der ob ihrer Sendung äußerst gespannte dänische Befehlshaber, General de Meza, nimmt sich nicht Zeit zum Ankleiden, sondern empfängt sie im Schlafrock. Die Herren übergeben ihm ein Schreiben des Marschalls Wrangel, in welchem zu lesen ist, daß die Verbündeten am nächsten Morgen die Eider überschreiten werden. Zur Vermeidung von Blutvergießen möge der Däne seine Truppen zurückziehen. Der kleine, magere de Meza ist nun doch überrascht, und der Brief in seiner Hand zittert. Aber er nimmt sich zusammen. „Wenn der Marschall Gewalt gebrauchen will, ich bin bereit." — Die Preußen erklären noch, daß sie im Gasthof sechs Stunden auf die Antwort warten wollen und entfernen sich. — Sie sitzen dann getreulich ihre Zeit in der Gaststube ab, wobei sich einer der beiden, der Hauptmann von Gottberg, die Langeweile damit vertreibt, de Meza im Schlafrock zu zeichnen, während er Wrangels Brief liest. Kurz vor ihrer Abfahrt kommt der Bescheid des dänischen Generalissimus. Er ist kurz: der Gewalt werde Gewalt entgegengesetzt werden. — Bei der Abfahrt salutieren die Posten nicht mehr.

Am Morgen des 1. Februar 1864 überschreiten die Verbündeten die Eider.

☆

Aber die Promenade gelingt im Anfang nicht recht. Das Heer hat fünfzig Friedensjahre hinter sich; man bewegt sich noch unsicher.

Wrangel ist fehl am Platze. „Ich schreibe mit das Schwert und nicht mit die Feder und will kein Stück Papier sehen." Die Offiziere müssen ohne jedwelche schriftlichen Unterlagen zum Vortrag und zur Beratung antreten. Aber was dem Blücher noch erlaubt, ist für den Wrangel unmöglich; denn es ist eben eine andere Zeit. Doch Wrangel ist 80 Jahre alt und versteht diesen Krieg nicht mehr. Es gibt Konfusion, und schon die Vorbereitungen zum Eiderübergang werden nur dadurch ermöglicht, daß Falckenstein den Prinzen Friedrich Karl und den Österreicher Gablenz einfach zu einer Sonderbesprechung auf sein Zimmer nimmt und alles genau festlegt. Als Wrangel hiervon erfährt, gibt es einen Mordskrach. Falckenstein heißt von jetzt ab „der alte Ränkemacher" und kann den Ruhm für sich buchen, nach Gneisenau als erster preußischer Stabschef die Leiden eines solchen im Verkehr mit einem ungeratenen Kommandeur durchgemacht zu haben. Aber für lange Zeit ist das Fortführen der Operationen nur dadurch möglich, daß die Korpschefs einfach tun, was sie für gut befinden.

So wird die erste Aktion ein Luftstoß. Das zweite und dritte Korps rückte gegen Schleswig, das erste Korps auf Missunde. An letzterem Punkte sollte eine Umgehung der Dänen versucht werden. Man hatte die in den Danewerken stehenden Dänen umgehen und vernichten wollen. Aber da Prinz Friedrich Karl, der wohl einer der besten Soldaten-Erzieher Preußens, aber ein zu vorsichtiger Stratege war, vor Missunde zu lange gezögert, so hatten die Dänen Zeit gehabt, sich der Umklammerung zu entziehen und auf Flensburg, später auf Düppel zurückzugehen.

☆

Wo aber ist Moltke? — Weit ab vom Schuß in Berlin. Der „Chef des Generalstabes der Armee" steht noch im Hintergrund. Er ist immer noch lediglich beratende Instanz.

Er wird nicht einmal über den Verlauf der Operationen informiert. Wenn Blumenthals Briefe nicht wären und die Zeitungen, dann erführe er überhaupt nichts. Noch einige Zeit später sogar wird sich in einem seiner Operationsentwürfe der Satz finden: „Wenn aber in den öffentlichen Blättern verlautet, die Absicht sei, Fredericia zu belagern, so kann ich nur dringend von einer solchen Expedition abraten."

Zwar stammte der erste Operationsplan, der — echt Moltkisch — auf die Vernichtung der Dänen durch Umgehung hinauslief — bereits von ihm; aber es war halt nur ein „unmaßgeblicher Vorschlag", den Wrangel damit erhalten hatte und an welchem er in keiner Weise gebunden war. Die Ausführung war auch demgemäß mißglückt.

Die Verbündeten sind nunmehr festgefahren. Friedrich Karl legt sich vor Düppel, die beiden anderen Korps marschieren an die jütische Grenze — aber wie nun weiter? Jetzt bittet Moltke, ins Hauptquartier gehen zu dürfen, „um von den Absichten des Oberkommandos Kenntnis zu nehmen" (welch merkwürdige Verkehrung). Der König gestattet es, und nun macht Moltke bei Wrangel seinen Einfluß geltend, daß die Düppler Schanzen nur beobachtet werden, die Besetzung Jütlands aber mit aller Kraft vorgenommen werden soll. Moltke hofft, damit den entscheidenden Druck auf die Dänen ausüben zu können.

Aber nun kommt die hohe Diplomatie. Mit dem Überschreiten der jütischen Grenze trägt man den Krieg auf rein dänisches Gebiet, gibt damit den Mächten Grund zur Intervention. Der König läßt abblasen. Wrangel bekommt die Wut, schreibt nach Berlin grobe Briefe, sämtliche Minister, einschließlich des Ministerpräsidenten, verdienten den Galgen.

☆

Jetzt rückt Düppel in den Vordergrund. Seit dem Eiderübergang sind zwei Monate verstrichen und außer einigen unbedeutenden Gefechten ist keine größere Waffentat geschehen.

Bismarck braucht den Sturm auf Düppel. Der Großmächte wegen, die eine Konferenz über der „schleswig-holsteinischen Frage" planen, und die sie nunmehr — für Fein-

hörige bereits sehr drohend — die „dänische Frage" nennen. Er braucht ihn auch seiner liberalen Gegner wegen; seit über zwei Jahren regiert er ohne Parlament, besser gegen das Parlament. Die Armee muß den Nachweis erbringen, daß die Reorganisation berechtigt war. Der Chef des Militärkabinetts, General von Manteuffel, schreibt an Roon: „Es gibt in der gegenwärtigen Kriegslage kein wichtigeres Kriegsobjekt als den Ruhm der preußischen Armee." Berlin, wohin sich auch Moltke zurückbegeben hat, fordert also den Sturm, ja, fordert ihn jetzt so dringend, vor allem wegen der Londoner Konferenz, daß Prinz Friedrich Karl sich gegen diese Überhastung wehrt, die nur unnötige Verluste hervorrufen könne.

☆

Ende März war die erste Parallele gezogen worden, und nun stehen die preußischen Offiziere im Schlackerwetter und starren durch die Ferngläser zu den Schanzen hinüber. — Schanzen? — Das ist eine veritable Festung! Zehn Schanzen in einer Front von drei Kilometern, beide Flügel an das Meer gelehnt, mit glänzendem Schußfeld und stark profilierten Wällen dahinter. 13 Millionen Mark hatte Dänemark für dieses Bollwerk ausgegeben. Es war von ca. 12 000 Dänen besetzt mit etwa 120 Geschützen.

— Ca. 10 Tage lang hämmern die Preußen mit 100 schweren Kanonen drauf. Am 18. April 1864, vormittags um 10 Uhr, tritt die preußische Infanterie zum Sturm an. 16 000 Mann stark.

☆

Auf dem Tempelhofer Feld zu Berlin hält mit seinem Gefolge der König. Einige Bataillone des Gardekorps exerzieren unter seinen Augen. Der König ist nervös, mit den Übungen unzufrieden, er sieht blaß aus. Mitten unter heftigem Tadeln hält er zuweilen inne, blickt spähend über das Feld, — sämtlichen Bataillonskommandeuren ist himmelschlecht. Endlich reitet er an seinen Wagen, steigt ein, fährt davon.

Die Offiziere atmen auf, aber nur einige Minuten. Plötzlich ist der Wagen wieder sichtbar, aber jetzt ist alles

anders. Der König hält bei einem Bataillon, erhebt sich, liest etwas von einem Stück Papier ab und ein krachendes „Hurra!" schallt über das Feld. — Das Rätsel löst sich. Tausend Schritt von den Schanzen zu Düppel war eine Telegraphenstation aufgerichtet, die, noch während des Sturms, die ersten Telegramme herausbrachte, und die Leibgendarme ritten mit Karacho mit diesen Telegrammen vom Palast auf das Tempelhofer Feld zu dem wartenden König. Es lief ein bißchen Verwechslung unter, und so vernahm die erstaunte Majestät zuerst: „Eben Schanze IV auch", aber die zweite Botschaft erklärte: „Binnen 5 Minuten Schanze I bis III in unseren Händen". Und nun las ein glücklicher König seinen Soldaten die Meldungen vor, stellte plötzlich fest, daß sie alle gut exerziert hätten und für heute jedes weitere Exerzieren verboten sei. Selbst diejenigen Bataillone, die er noch gar nicht zu Gesicht bekommen, lobte er ebenfalls, und mit Hurrageschrei marschierten die Soldaten in die Stadt zurück. —

Ihnen voran aber fuhr der Mann, der vor knapp einem Monat sein 67. Jahr erreicht, fast sieben Jahrzehnte eines kargen, pflichttreuen, opfervollen Lebens. Der seinen Staat in viel Dunkel und Demütigung gesehen und kein anderes Gebet gekannt hatte, als diesen Preußenstaat wieder ans Licht zu führen. Der Mann, der dicht vor dem Sturz gestanden und in einem Lebensabschnitt, wo andere bereits die Ofenecke aufsuchen, noch einmal mit dem Großen zusammen in den Strom hineingesprungen war, und der nun in dieser Stunde die erste kleine Rechtfertigung für sein Werk bekam. —

Der königliche Mensch, der nervös fiebernd auf die Nachrichten vom Schicksal seiner Soldaten wartet, dann lachend den Kameraden die Botschaft verliest, ihnen als den ersten, sie alle lobt — wen würde er heute nicht loben — das ist auch ein Bild von Preußens Art. Und darum zu ehren.

*

Aber nach Düppel ist Wrangels Uhr abgelaufen. Der König ernennt Prinz Friedrich Karl zum Oberbefehlshaber, und vornehmlich auf Drängen Manteuffels wird Moltke an Stelle von Falckenstein zum Stabschef des Prinzen bestimmt.

Der König, der nach Düppel sofort ins Hauptquartier gereist war, sah ein, daß jetzt mehr Zug in die Operationen gelegt werden müsse. Der richtige Mann ergreift endlich das Ruder.

Am 2. Mai war er im Hauptquartier in Veile eingetroffen und griff sofort den Alsen-Plan wieder auf, der jetzt um so dringender, da der Rest der dänischen Düppelkämpfer zur Insel hinübergeflüchtet war, so daß sich nunmehr dort das Gros der dänischen Armee befand. Aber wieder fährt die Diplomatie dazwischen. Auf der Londoner Konferenz wird eine vierwöchentliche Waffenruhe vom 12. Mai bis 12. Juni vereinbart. Moltke kann in Ruhe an die Vorbereitungen gehen.

☆

Der Waffenstillstand wird noch einmal, und zwar bis zum 26. Juni verlängert, aber ehe er endgültig abläuft, hat der Führer des ersten Korps, der an Stelle von Prinz Friedrich Karl hierzu ernannte General Herwarth von Bittenfeld, bereits Moltkes Befehle in der Hand:

„Das I. Korps hat unmittelbar nach Ablauf der Waffenruhe eine Landung auf Alsen auszuführen. Über die materiellen Mittel an Belagerungsgeschütz, Dampfschiffen und Kähnen, sowie über Gestellung von Ruderern sind die erforderlichen Mitteilungen bereits gemacht. Die Landung ist, wenn bis dahin Alles versammelt sein kann, bereits am 27. d. M. zu bewirken. Die Wahl des Ortes für die Überschiffung und die Anordnungen zur Sicherung des Erfolges lege ich vertrauensvoll in die Hände Eurer Excellenz."

Das Unternehmen gelingt, die dänische Flotte kommt nicht zum Eingreifen, und wiederum, wie nach Düppel, zieht eine leise Herzbeklemmung durch Europa ob der Angriffslust dieser Preußen. Die Dänen verlieren 2000 Tote und Verwundete und 2000 Gefangene, räumen die Insel und liegen jetzt vollständig am Boden. Den besten Bericht über diesen Tag vom 27. Juni hat Moltke selbst geschrieben (Brief an die Gattin vom 3. Juli), der wegen seiner klassischen Bildhaftigkeit auch in das Kriegsarchiv kam.

☆

Am 20. Juli beginnt der Waffenstillstand von neuem, und am 30. Oktober wird zu Wien der Friedensvertrag unterschrieben, dessen § 3 lautet: „Der König von Dänemark entsagt allen seinen Rechten auf die Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg zugunsten des Königs von Preußen und des Kaisers von Österreich.“

Am 14. August sendet der König seinem Generalstabschef ein Handschreiben:

„Gastein, 14. 8. 64.

Als ich Sie zur Armee entsendete, konnte ich noch nicht mit Bestimmtheit voraussehen, daß Ihre Stellung bei derselben eine dauernde werden würde, und daß Sie damit die Gelegenheit finden würden, Ihre Talente zur Kriegführung auf so eclatente Art zu documentiren. Von dem Moment an, wo Ihnen Ihre jetzige Stellung dauernd zufiel, haben Sie meinem Vertrauen und meinen Erwartungen in einer Art entsprochen, die meinen vollen Dank und meine volle Anerkennung erheischt, welches Beides ich Ihnen hierdurch mit Freuden ausspreche. Alsen und ganz Jütland sind, während Sie die Operationen leiteten, in unsere Hände gefallen, und der 29. Juny reihet sich glorreich an den 18. April an. Die Armee hat sich überall ruhmvoll und ehrenvoll gezeigt und ein Resultat erreicht, das die Diplomatie dieses Mal nicht verdorben hat, sondern zu einem fast überraschenden Resultate machte.

Als ein Zeichen meiner Anerkennung Ihrer Verdienste in diesem Kriege, verleihe ich Ihnen den Kronenorden 1. Klasse mit den Schwertern, den Ihnen der Prinz Friedrich Karl übergeben wird, der eine hohe Auszeichnung für Sie erbat, weshalb ich ihm die Freude gönne, Ihnen dieselbe selbst zu überreichen.

Ihr treu ergebener

Wilhelm.“

Moltke selbst aber hatte in jener Schilderung über Alsen seiner Gattin geschrieben: „Wenn Du glaubst, daß sie auch andere interessiert, so habe ich nichts dagegen, daß Abschriften genommen werden, in welchen einige Personalien weggelassen und ich nicht genannt werde.“

Er leidet also immer noch nicht an der später chronisch auftretenden Neigung der Generalstäbler, im Heeresbericht erwähnt zu werden, und er wird niemals daran leiden. So weiß auch jetzt die Armee kaum etwas von ihm, und nur ein kleiner Kreis, der König, Roon, Manteuffel u. a. ahnen um seine Möglichkeiten.

Adler gegen Doppeladler

Durch den Gasteiner Vertrag vom 14. August 1865 war Schleswig unter preußische, Holstein unter österreichische Verwaltung gestellt worden. Der Kriegshafen Kiel und die Festung Rensburg wurden Bundesplätze, und Lauenburg erhielt Preußen gegen eine Zahlung von sechs Millionen Mark.

Aber den Wissenden war es klar: dieser Vertrag war nur noch ein Waffenstillstand. Er löste weder die Auseinandersetzung über die Herzogtümer, geschweige denn, daß er die wichtigste Frage bereinigte: „Wer sollte in Deutschland Führer sein?"

Als Österreich vor 100 Jahren im Frieden von Hubertusburg (1763) die Tatsache anerkennen mußte, daß es nunmehr zwei Großmächte in Deuschland gäbe, da sprach es der österreichische Staatskanzler Fürst Kaunitz prophetisch aus, daß die Schwerter, wenn sie noch einmal gezogen würden, nicht eher in die Scheide zurückfahren könnten, bis eine von diesen beiden Großmächten allein übrigbliebe. — Jetzt war es so weit. Alle Lösungen waren versucht worden. Man hatte — gewissermaßen konservativ — eine Trias schaffen wollen. Preußen, Österreich, die deutschen Kleinstaaten. Diese Dreiheit sollte das Gleichgewicht verbürgen. Aber die Kleinstaaten waren zu schwach gewesen. Die liberalen Staatsmänner Preußens hatten dann den Dualismus gepredigt und gemeint, Österreich und Preußen könnten recht gut nebeneinander in Deutschland regieren. Aber es gibt auf dieser Welt keinen Dualismus, und jetzt stand man vor dem Trümmerhaufen. Das nur zum Teil deutsche Österreich mußte heraus aus dem Deutschen Bund, wenn die Einigung vollzogen werden sollte.

So ist die wichtigste Stunde dieser Tage jene, da der preußische Bundestagsgesandte von Savigny den Herren in der Eschenheimer Gasse trotz ihrer antipreußischen Haltung den neuen Bundesreformplan seines Meisters vorlegte, der eben eine Neuordnung unter Ausschluß Österreichs vorsah. Wir, die wir heute um Großdeutschland kämpfen, vor der Tatsache einer großdeutschen Irredenta stehen, sehen diese Tage mit anderen Augen an und beklagen die Ausstoßung des österreichischen Bruderstammes, sein Zurückwerfen in die slavische Flut, und wir hoffen, durch den Wieder-Anschluß Österreichs an das Reich, jenes Jahr 1866 bald liquidieren zu können. Aber den Meister von damals trifft keine Schuld. Sein Jahrhundert und die Konstellation seiner Tage ließen keine andere Lösung zu als die kleindeutsche. Um das Ganze zu retten, mußte ein Glied geopfert werden; denn es handelte sich damals ja eben nicht um Deutsch-Österreich allein, sondern um die österreichisch-ungarische Monarchie, die ihr Gesamtgewicht beim Deutschen Bund in die Wagschale warf.

Der Deutsche Bund stellte sich auf Österreichs Seite und nach der entscheidenden Abstimmung vom 14. Juni 1866 erklärte der preußische Bundestagsgesandte den bisherigen Bundesvertrag für erloschen. Aber es stimmt wehmütig, daß der Rumpfbund, ehe er am 14. Juli vor den anrückenden Preußen nach Augsburg floh, auf dem Bundespalast die Farben schwarz-rot-gold aufziehen und das 8. Bundesarmeekorps gegen Preußen mit Armbinden von gleicher Farbe kämpfen ließ, damit zu guter Letzt noch einmal den großdeutschen Gedanken betonend.

☆

Der Meister — klar übersehend, daß Österreich, die süddeutschen Staaten, sowie Hannover, Kurhessen und Sachsen zusammenstehen würden gegen Preußen — blickt nach Bundesgenossen aus. Er sondiert in Italien.

Am 6. Juni 1861 war Camillo Graf Benso di Cavour gestorben, der Bismarck Italiens, der unter dem Banner des liberalen Nationalitätenprinzips Italien geeinigt hatte. Er hatte noch Solferino erlebt, wo der geschickt von ihm ins Netz geholte Napoleon III. das Blut seiner Franzosen

verspritzte, auf daß Italien zu seiner Lombardei käme, die Österreich im Frieden von Villafranca zähneknirschend herausgeben mußte. Aber noch fehlte ein Kettenglied in dem Ring, den die Hohenzollern Italiens, das savoyische Königshaus von Piemont Sardinien geschmiedet: Venetien.

So fanden sich Preußen und Italien. Es war ein nicht nur von Interessen, sondern auch von gemeinsamen Stimmungen getragenes Verhältnis zwischen beiden Ländern. Jedes Land wird von seinem Norden her befreit. Turin war Berlin, und Treitschkes Aufsatz über Cavour gibt Kunde davon, wie sehr man sich verwandt fühlte in dem gemeinsamen Drang nach Einigkeit wider den gemeinsamen Gegner Österreich. (Obwohl im Programm des italienischen „Risorgimento" schon der Konfliktstoff für unsere Generation lag: die Eifrigsten forderten bereits Südtirol.)

☆

Am 28. Februar 1866 findet in Berlin ein Kronrat statt, zu dem auch Moltke hinzugezogen ist, denn seit etwa einem Jahr sitzt er jetzt fest im Rat.

— Der seit Monaten vom Meister weichgehämmerte König läßt allmählich seine, vor allem aus den Hofkreisen genährte Abneigung gegen den „Bruderkrieg" schwinden und sieht der eisernen Notwendigkeit etwas fester ins Auge. — Bismarck gibt den politischen Bericht, dann wird Moltke gefragt. Falls Italien gleichzeitig losschlage, so erklärt dieser, könne Österreich nur noch etwa 200 000 Mann gegen Preußen aufstellen, deren Mobilmachung jedoch sechs Wochen benötige. Preußen werde eine ungefähr gleich starke Streitmacht erheblich schneller an der Grenze versammeln können, so daß mit der Mobilmachung noch gewartet werden könne, um die Österreicher in das „Licht der Agression" zu stellen. (Dieses jetzt noch so wohltätig schimmernde „Licht der Agression" wird später ein reines Schwefelfeuer werden und Moltke noch viele schlaflose Nächte bereiten.) Gegen Süddeutschland stünden dann noch 50 000 Mann parat.

Bismarck, etwas peinlich berührt, daß der König durch Moltkes Hinweis auf die Süddeutschen noch mehr erschreckt wird, meint, die Anzahl der Feinde sei noch gar nicht gewiß. Aber um sicher zu gehen, schlage er das sofortige Verhandeln mit Italien vor. Er stellt den Antrag, Moltke

nach Florenz zu senden. (Da Rom noch von den Franzosen besetzt, so ist Florenz die vorläufige Hauptstadt Italiens.)

Aber der König war von dem Großen immer noch nicht genug mürbe geklopft. So schließt auch dieser Kronrat ohne endgültige Entscheidung. — Vier Tage später unterhandeln Bismarck und Moltke noch einmal wegen der — diesmal diplomatischen — Italien-Reise des letzteren, und der Generalstabschef arbeitet einen Vertragsentwurf in französischer Sprache aus. Bevor jedoch Moltke abreist, teilt Florenz mit, daß es seinerseits einen Unterhändler schicken wolle und mit diesem, dem General Govone, wird am 8. April das Bündnis abgeschlossen. Italien verpflichtet sich zur Kriegserklärung an Österreich, wenn auch Preußen innerhalb von drei Monaten den Krieg beginne. Der Friede soll nur mit gegenseitiger Zustimmung geschlossen werden. Jeder der Partner ist aber zum Friedensschluß berechtigt, wenn er den gewünschten Landgewinn erlangt hat.

☆

Seit 1860 hatte Moltke das Archiv mit Aufmarschplänen gegen Österreich gefüllt, dabei alle Kombinationen bedenkend: Österreich mit Sachsen, — ohne Sachsen, — mit Bayern, — ohne Bayern. Auch die gefährlichste, später dann auch eingetretene Möglichkeit hatte er bedacht: Österreich verbündet mit dem gesamten übrigen Deutschland. In einer Denkschrift vom 3. April macht er die nunmehr offensichtliche Parteinahme Bayerns für Österreich zur ausdrücklichen Grundlage seines Entwurfs. Der König ist hierüber abermals bestürzt, und Roon bittet Moltke, den Monarchen wieder zu beruhigen, wohl durch abschwächende Kommentare, was dieser aber ablehnt. Er sagt bei dieser Gelegenheit:

„Es kommt aber nicht auf die absolute Zahl der Truppenstärke, sondern wesentlich auf die Zeit an, in welcher sie auf beiden Seiten zur Geltung gebracht werden kann. Und gerade in dieser Hinsicht bezweckt die Zusammenstellung am Schlusse meines Berichtes, den evidenten Vorteil klar und sichtbar zu machen, in welchem wir uns während voller drei Wochen befinden, w e n n w i r die Initiative ergreifen, oder doch wenigstens nicht später als die Österreicher mobilisieren. Es kann Niemandes Absicht sein, den König zu

einem Kriege, wie dieser, zu überreden, sondern ihm durch richtige und klare Darlegung der wirklichen Sachlage die eigene Beschlußfassung zu erleichtern."

Das ist eine einfache, klare und darum erfolgversprechende Haltung, — wenn der König nur seine Bruderkriegs-Skrupel ablegen würde. Sonst besteht Gefahr, daß die Vorteile der schnelleren Mobilmachung wieder verlorengehen; denn am 21. April befiehlt Wien die Mobilmachung der gegen Italien gerichteten Armee, und für die Truppe im Norden ist bereits der Befehlshaber ernannt: Feldzeugmeister Benedek.

Trotzdem wird der Schweiger den Sieg erringen; denn er steht auf der inneren Höhe seines Lebens und ist von seiner Epoche durchdrungen. In einem Operationsentwurf, niedergeschrieben am gleichen 3. April 1866, — also drei Monate vor dem Kriege — ist zu lesen, daß der Herr Generalstabschef sich die Entscheidungsschlacht folgendermaßen ausmale: eine preußische Armee von etwa 90 000 Mann stehe auf der Linie Chlumetz-Horitz in Defensive, Front gegen Königgrätz, während eine zweite auf der Linie Königinhof—Nachod, also von Nordost herkommend, dem Feind in die rechte Flanke falle. Genau so hat sich später die Schlacht auch abgespielt. Nur mit dem Unterschied, daß der Entwurf die Entscheidungsschlacht für den 19. Kriegstag vorsah, während sie in Wirklichkeit bereits zwei Tage früher stattgefunden hat.

Ist das nur Berechnung, Resultat langer Ziffernkolonnen? — Vier Monate vor Marengo zeigte Napoleon im Gespräch mit Bourrienne auf die Karte: „Hier denke ich, sie zu schlagen." Dabei lag sein Finger auf einem Ort, etwa eine Meile von Marengo entfernt. Moltke gibt genau seine und des Gegners Aufstellung drei Monate vorher an. — So sind beides vorausbedachte Schlachten, obwohl der eine sie um ein Haar verliert und nur durch Desaix gerettet wird und der andere ebenfalls bis zur Mitte des Gefechts der Ungewißheit preisgegeben ist. — Trifft also das Wort „Kalkul" hier zu? Der liberale Mensch wird begeistert die mathematische Treffsicherheit des Verstandes loben, — aber sind es nicht eigentlich Visionen? Visionen des Genies, die am Zuge sind und vom Schicksal getragen werden? Solches betrachtend durchströmt einen die Ahnung vom letzten Sinn dessen, was man Strategie nennt, Strategie des Lebens

überhaupt. So oder so, — ob Berechnung oder Intuition, — Gott muß führen. Aber er führt nur den, der eben berechnet und grübelt, und auch nur dann, wenn seine Zeit erfüllt. Napoleon hätte 1814 oder 15 den Finger auf jeden Punkt der Karte legen können, es wäre immer falsch gewesen. Das Schicksal und eigene Tatkraft, eigene letzte Hingabe, — wer wird das Verhältnis dieser beiden kosmischen Gewalten zueinander je ganz ergründen können?

☆

In der Zeit vom 3. bis 12. Mai gibt der König zögernd die Mobilmachungsbefehle heraus, die demgemäß in Etappen erfolgt. Bis zum 5. Juni stehen nach Moltkes Plan die acht preußischen Armeekorps an folgenden Punkten:

VIII. Armeekorps bei Halle,
14. Division bei Zeitz,
IV. Armeekorps bei Torgau,
II. „ „ Herzberg,
III. „ „ Drebkau,
I. „ „ Görlitz,
V. „ „ Schweidnitz,
VI. „ „ Neiße-Frankenstein*).

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß damit ein richtiger „Kordon" längs der Grenze gezogen war, wobei allerdings die Korps weit voneinander standen. Aus letzterem Grunde vornehmlich hat dieser Aufmarsch viele Kritiker gefunden und schon in den Tagen, da er vor sich geht, hageln auf Moltke die Gegenvorschläge. Aber abgesehen davon, daß der Erfolg Moltke Recht gab, so hat er doch für diesen Grenzaufmarsch mehrere gewichtige Gründe. Er überschätzt den Gegner nicht. Es ist durch das diplomatische Spiel viel Zeit verlorengegangen, und er muß die Österreicher für kriegsbereiter halten, als sie tatsächlich sind. (Die Österreicher nehmen das Umgekehrte an.) So muß er während der diplomatischen Vorgefechte versuchen, die noch für den Friedenszustand gegebenen Möglichkeiten restlos auszunutzen. Das ist eben dieser Grenzaufmarsch. Bestimmend hierbei aber ist — jetzt kommt der erste leise Druck der Technik — das Eisenbahnnetz. Die preußischen Linien z. B.

*) Zur Irreführung der Österreicher verblieb der größte Teil der Garde-Formationen noch in Berlin.

endeten für einen Aufmarsch gegen Sachsen und Österreich eben bei Zeitz, Halle, Herzberg, Görlitz, Schweidnitz und Neiße. Diese technische Situation widerlegt aber auch gleichzeitig den ersten Einwand der Kritiker, warum Moltke die Armee nicht in Schlesien oder in der Lausitz konzentriert habe. Eine derartige Häufung von Truppentransporten auf einer Linie hätte die Aufmarschzeit in gefährlichster Weise verlängert; überdies hätte eine derartige Menschenmasse in der Lausitz z. B. gar nicht verpflegt werden können.

Aber die Kritiker bleiben fest und meinen, daß die Armee dennoch an einem Punkte hätte zusammengefaßt werden müssen, um entweder von der Lausitz nach Böhmen, oder von Oberschlesien nach Mähren vorzustoßen. Im ersteren Falle hätte man Schlesien ruhig opfern müssen.

Moltke erwiderte später hierauf, daß gerade der strikte Befehl des Königs, keine der Provinzen zu gefährden, mit ein Anlaß zu seinem verzettelten Grenzaufmarsch gewesen sei. Und damit rührt er eigentlich an eine der wichtigsten Fragen der Kriegführung: soll man aus strategischen Gründen eigenes Gebiet dem Feinde preisgeben oder nicht?

Wieder scheiden sich hier konservativ und liberal. Friedrich der Große stand nicht an, Teile seines Landes zu „sakrifizieren", wie er sagte, aber die Kriegsführer in liberalen Epochen müssen hierin sehr vorsichtig sein. Der Krieg wird vom ganzen Volke geführt und Landwehrmänner, die daheim ihre Angehörigen unter der Fuchtel des Feindes wissen, sind auf entfernteren Kriegsschauplätzen unruhig und schwer verwendbar. Aber vor allem gibt es eben eine „öffentliche Meinung", die nur die Tatsache der Besetzung und nicht das strategische Ziel sieht, um dessentwillen man die Besetzung zuließ. Im Anfang des Weltkrieges hat die gesamte Frage durch die Besetzung Ostpreußens eine große Rolle gespielt und sie ist von deutscher Seite aus nicht immer glücklich gelöst worden. Der deutsche Zwei-Fronten-Krieg, so wie ihn Schlieffen noch im Kopf hatte, beruhte auf der Voraussetzung, daß der Osten vorerst preisgegeben wird. (Schlieffen selbst ist allerdings später hierin nicht ganz fest geblieben.) Es ist nun müßig und verbietet sich bei jeder konservativen Schau von selbst, was geworden wäre, „wenn" die gesamte deutsche Streitmacht erst im Westen eingesetzt worden wäre, — aber jedenfalls war die Frage, ob sakrifizieren oder nicht,

über die sich die Preußen 1813 noch nicht den Kopf zerbrachen, 1866, auf der Höhe der Epoche, durchaus liberal entschieden worden und brachte uns am Ende der liberalen Zeit, also zu Beginn des Weltkrieges, in eine ungünstige Situation.

Bliebe für Moltke noch der Vorstoß nach Mähren. Dieser hätte sich noch ungünstiger gestaltet; denn die österreichische Armee war in Mähren sicher schneller konzentriert als in Böhmen und eine Entscheidung wäre nicht abzusehen gewesen.

Aber als wichtigstes hat doch zu gelten, daß Moltke beim Feinde ebenfalls Offensivpläne voraussetzte. Diese konnten sich gegen Breslau richten, aber auch einen Vorstoß von Böhmen her, durch die Lausitz, gegen Berlin beabsichtigen. Für jede dieser beiden Möglichkeiten war der Moltkesche Grenzaufmarsch bie beste Sicherheit. Der Aufmarsch ist überhaupt kein Vabanque, keine Grundstellung für einen kühnen Stoß, sondern es ist der Plan eines Mannes, der nichts dem Zufall überlassen will, und der Sorge um sein Land trägt, das nicht zu strategischen Experimenten da ist. Es ist ein Aufmarsch der Vernunft.

☆

Bereits bei der Aufstellung dieses Grenzkordons kommt es zum ersten Zwischenfall zwischen Bismarck und Moltke. Der Generalstabschef weiß, daß nur die Einsetzung sämtlicher Kräfte gegen Österreich den Sieg bringen wird, und ist daher um so betroffener, als er erfährt, daß Bismarck beim König die Belassung des VIII. Armeekorps in Koblenz erwirkt habe, aus politischen Gründen. Dies ist ein Fehlgriff des Meisters. Ein einziges Armeekorps vermochte am Rhein nicht viel auszurichten, aber in Böhmen hat es später den Ausschlag gegeben. Moltke dringt beim König auf Zurücknahme des Befehls und erreicht es auch. Dieses Ereignis ist wohl der Anlaß, daß der König die Befehlsübermittlung und vor allem die Befehlsausgabe grundlegend ändert. Am 2. Juni gibt er eine Kabinettsorder, wonach von jetzt ab „die Befehle über die operativen Bewegungen der konzentrierten Armee und ihrer einzelnen Teile durch den Chef des Generalstabes den Kommandobehörden mitge-

teilt werden sollten, das Kriegsministerium jedoch gleichzeitig in Kenntnis der Vorgänge zu setzen sei".

Das ist die letzte Entscheidung. Damit ist aus dem Generalstab, dem bisher nur beratenden Organ, die Kommandostelle geworden. (Selbstverständlich als Exekutive des Königs.) Damit findet eine 50jährige Entwicklung Abschluß und Krönung. Durch diese Kabinettsorder sitzt Moltke im Sattel. Siegt die Generalstabsidee auch de jure. —

Am 8. Juni wird Moltke zum General der Infanterie befördert.

☆

Nach dem 5. Juni erfolgen Linksabmärsche der einzelnen Korps längs der Grenze, da die Möglichkeit eines Einmarsches in die Lausitz schwindet und Moltke nunmehr die Verbindung zwischen den einzelnen Korps noch fester knüpfen will. Der König hat auch bereits die Armeeeinteilung befohlen. Das VIII. Korps und die 14. Division unterstehen dem General Herwarth von Bittenfeld als sogenannte Elbarmee. Sie ist zum Vorgehen gegen Sachsen bestimmt. Daran schließt sich links die 1. Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl, bestehend aus dem II. Armeekorps (bei Spremberg), III. bei Muskau, IV. bei Hoyerswerda. In Schlesien steht die 2. Armee unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm mit dem I., V. und VI. Armeekorps, konzentriert an der Neiße, und dem Gardekorps als Reserve in Brieg.

Dies war etwa der Stand der gegen Österreich gerichteten Armee am 16. Juni. — Unterdessen waren die Feindseligkeiten in Mitteldeutschland ausgebrochen.

☆

Einige der mehr oder weniger geneigten Leser werden jetzt das Buch zuklappen, falls sie es nicht schon vorher getan haben, oder einige Dutzend Seiten überschlagen. Denn: „Warum soll ich diesen kleinen Krieg noch nachlesen? Ich habe den Weltkrieg durchlebt mit seinen 9 Millionen Toten und 35 Millionen Verwundeten, und die halbe Million Mann, die 1866 gegeneinander gestanden haben, können mir gar nicht imponieren." —

Ein Irrtum, den derjenige begeht, der unter dem Ein-

druck der liberalen Entwicklungstheorie noch immer glaubt, daß die Kriege unter dem Gebot des „menschlichen Fortschritts", ihrem Umfang und ihrer Kräfteentfaltung nach immer gewaltiger würden. Nein, die entscheidenden Kämpfe waren immer den Kräften und Möglichkeiten derjenigen Zeit und Generation angemessen, aus denen sie hervorgingen. (Die napoleonischen Kriege sind relativ auch vom Weltkrieg kaum übertroffen worden.) Wer heute das Jahr 1866 genau nachprüft, wird finden, daß der Krieg dieses Jahr in seinen Auswirkungen nach allen Seiten hin letzte Anspannung forderte. Man denke die tragische Situation; noch bei Königgrätz feuert ein Prinz von Hohenlohe den ersten Schuß seiner Batterie auf den bei den Österreichern stehenden Herzog von Württemberg, mit dem er — sie sind beide Vettern — die Jugendjahre durchlebt. Offiziere und Soldaten haben zu Tausenden gegen Freunde und Verwandte gekämpft. Ein Moment der Kriegsspannung, das im Weltkrieg fast fehlte. — Genau so waren alle anderen Momente gegeben. Die Börsen wackelten, der Handel stockte, Throne fielen und Preußen vor allem warf seine ganze Existenz in die Waagschale. Nur weil das Genie eines Mannes vermochte, dieses deutsche Chaos in drei Wochen zu beenden, deswegen sehen wir nicht die Unerträglichkeit dieser Lage, die sich eben aus dem Bruderkampf ergab, der noch bis in unsere Zeit hinein die Gemüter erzittert hat. Als zeitweiliger Angehöriger eines westdeutschen Landwehrregiments erlebte ich noch während des Krieges, daß in den Unterständen die Männer einander die Geschichte von „blinden Hessen" mit ziemlicher Bissigkeit vorwarfen.

☆

Am 17. Juni besetzte die Division Goeben Hannover und am 18. rückte die Division Beyer in Kassel ein, während der bisherige Generalgouverneur von Schleswig, General von Manteuffel, eiligst von Altona her ebenfalls auf Hannover heranmarschierte. Die Hannoveraner sammelten sich unter dem Befehl ihres Königs Georg bei Göttingen.

Von hier versuchten sie nach Süden abzumarschieren, um sich dort mit den Bayern zu vereinigen, ähnlich wie es die Hessen getan, die sich dem bei Frankfurt stehenden VIII. Bundesarmeekorps angeschlossen.

Aber eben diese Vereinigung wollte Moltke um jeden Preis verhindern. Die Divisionen Beyer, Goeben, Manteuffel wurden unter den Oberbefehl Vogel von Falckensteins gestellt und erhielten den Auftrag, den Hannoveranern den Weg nach Süden abzuschneiden und sie zur Kapitulation zu zwingen, ehe die Bayern herangerückt wären.

Und nun begibt sich jenes Mirakulum, das uns bei der Betrachtung Moltkes doch immer wieder packt. Bei dieser Gelegenheit zeigt er zum erstenmal, wie der geistige Soldat, wie der Denker von fern her die Operationen leitet. Keiner seiner Nachfolger hat das je in solcher Vollendung darstellen können; er war ja auch der Höhepunkt seines Typs. — Falckenstein ist unfähig und störrisch dazu. Dieser Moltke ist der Jüngere, überdies ist die Neuordnung der Befehlsübergabe, wie sie der König am 2. Juni verfügt, der Mehrzahl der Generale noch ungewohnt. Moltke, der in Berlin verbleibt, ist trotz der Entfernung und trotz der zum Teil schlechten, ja, sogar verwirrenden Nachrichten jede Minute besser im Bilde als der am Platz befindliche Falckenstein. Der Mann, der seit seiner Leutnantszeit die Truppe kaum noch kennt, befiehlt und dirigiert mit einer Virtuosität und Treffsicherheit ohnegleichen.

Die Hannoveraner marschieren am 21. Juni von Göttingen ab, müssen, da der Weg über Eschwege bereits vom Westen her durch die Division Beyer bedroht ist, nach links ausbiegen und gelangen über Heiligenstadt, Dingelstedt in die Nähe von Mühlhausen. Moltke hat unterdessen eiligst zusammengeraffte Formationen mit der Bahn nach Eisenach befördert und ihr Befehlshaber, der Oberst von Fabeck, soll unter allen Umständen versuchen, mit seinen 2500 Mann die Hannoveraner hier so lange aufzuhalten, bis Beyer von Kassel her, Manteuffel und Goeben von Hannover her herankommen können.

Jetzt macht Falckenstein seinen ersten Fehler. Auf Grund falscher Meldungen vermutet er, daß die Hannoveraner noch bei Göttingen stünden, befiehlt daher der Division Beyer, nach Norden abzumarschieren, so daß Preußen und Hannoveraner aneinander vorüberziehen. Jetzt greift Moltke wieder ein, fordert von Falckenstein, daß er die noch am weitesten nördlich, noch bei Northeim stehende Division Manteuffel einfach auf die Bahn setzte und über Magdeburg

gleichfalls nach Eisenach schaffte. Falckenstein lehnt auch dieses ab.

So ist am 22. der Karren vollständig verfahren und die Hannoveraner scheinen zu entkommen. Da erhält Fabeck am 22. früh ein Telegramm Moltkes, er möge sofort Verhandlungen mit den Hannoveranern beginnen. Der Denker denkt eben ganz einfach primitiv und will mit dieser List den Feind aufhalten. Der Coup gelingt. Unterdessen wird Fabeck verstärkt, gleichzeitig regnet auf Falckenstein das erste Donnerwetter des Königs nieder, der nunmehr die Division Manteuffel über Kassel nach Eisenach werfen soll. —

Ha, da haben wir den Mann am grünen Tisch! — Falckenstein meldet triumphierend zurück, daß die Bahn zwischen Northeim und Kassel zerstört sei und fügt gleichzeitig hinzu, daß man die Hannoveraner ja doch nicht mehr einholen könne und er deshalb Manteuffel und Goeben nach Kassel ziehen würde, um mit allen drei Divisionen nach Frankfurt abzumarschieren.

Staunen in Berlin. Falckenstein scheint des Teufels. Bis das Rätsel sich löst: Bismarck hat ein Telegramm des preußischen Gesandten in Karlsruhe erhalten, der um ein schnelles Vorgehen gegen Frankfurt bat, und Bismarck hat dieses Telegramm an Falckenstein weitergegeben, worauf sich dieser sofort entschloß, auf die Mainstadt loszugehen und die Hannoveraner buchstäblich links liegen zu lassen. — Der König tobt, und Falckenstein erhält strengste Befehle, bei der Stange zu bleiben. Fabeck unterhandelt unterdessen mit den Hannoveranern weiter, die sich tatsächlich auch bis zum 24. mittags in Mühlhausen festhalten lassen, und Falckenstein kommt inzwischen auch wieder in Ordnung. Von sämtlichen Divisionen werden eilends Truppenteile nach Eisenach und Gotha gesandt, so daß am Abend des 25. die Hannoveraner von einem preußischen Halbkreis umgeben sind: in Gotha 8400 Mann unter General von Flies, in Eisenach 12 500 Mann unter Goeben, zwischen Kreuzburg—Eschwege General von Glümer mit etwa 8000 Mann. Falckenstein erhält noch ein drohendes Telegramm des Königs, er möge die Kapitulation erzwingen, „coute que coute".

Aber der unglückliche Generalissimus schießt wieder einen Bock. Er schwächt die bei Eisenach stehenden Truppen und

stellt Teile von ihnen nach Vacha, da er das Herannahen der Bayern befürchtet. Einige Bataillone sendet er sogar nach Gerstungen in Ruhequartier. Die bei Eisenach stehende Truppe ist also gar nicht mehr in der Lage, gegen die Hannoveraner aufzutreten. Flies in Gotha allerdings hat den Befehl für den 27., dem Feind „an der Klinge" zu bleiben.

Die Unterführer Falckensteins, die allmählich ob ihres Chefs das Grausen bekommen, richten sich in einem Punkte ganz nach ihm: sie tun gleichfalls, was sie wollen. General von Flies greift also am 27. von Warza her die nunmehr bei Langensalza stehenden Hannoveraner an und wird geschlagen, da er mit seinen 8400 Mann den 21 000 Hannoveranern nicht gewachsen ist. Wieder prasselt ein Donnerwetter auf Falckenstein, der Flies ohne Unterstützung gelassen. Das Donnerwetter verschärft sich, als man erfährt, daß Falckenstein einfach nach Kassel gefahren, um das Gouvernement über Hessen zu übernehmen. „Hat man eine Idee und ist Falckenstein in Kassel! und beide Divisionen bei Gerstungen! Also diese direkt von hier aus zu dirigieren?" So wettert der König. Aber jetzt packt Moltke die Sache festens an. Um 1 Uhr nachts erhält Goeben Befehl, mit allen Kräften gegen den Feind vorzugehen, und da Manteuffel bereits am Tage vorher von Göttingen auf Heiligenstadt abmarschiert ist, schließt sich nunmehr endgültig der Ring.

Am 28. kapituliert der König von Hannover mit seiner Armee. Moltke kann sich endlich mit ganzer Kraft dem Hauptkriegsschauplatz zuwenden. Falckenstein bessert sich jetzt. Er geht gegen die Bayern vor, schlägt sie bei Hammelburg und Kissingen, überschreitet die fränkische Saale, die Hessen werden bei Laufach und die Österreicher*) bei Aschaffenburg nochmals geschlagen, am 16. Juli wird Frankfurt besetzt und Falckenstein meldet: „Die Länder nördlich des Mains liegen zu Eurer königlichen Majestät Füßen."

Unterdessen ist auch die Entscheidung in Böhmen gefallen.

☆

Am 16. Juni überschreitet die Elbarmee unter General Herwarth von Bittenfeld die sächsische Grenze und rückt am

*) Es waren Truppen aus den ehemaligen Bundesfestungen.

stellt Teile von ihnen nach Vacha, da er das Herannahen der Bayern befürchtet. Einige Bataillone sendet er sogar nach Gerstungen in Ruhequartier. Die bei Eisenach stehende Truppe ist also gar nicht mehr in der Lage, gegen die Hannoveraner aufzutreten. Flies in Gotha allerdings hat den Befehl für den 27., dem Feind „an der Klinge“ zu bleiben.

Die Unterführer Falckensteins, die allmählich ob ihres Chefs das Grausen bekommen, richten sich in einem Punkte ganz nach ihm: sie tun gleichfalls, was sie wollen. General von Flies greift also am 27. von Warza her die nunmehr bei Langensalza stehenden Hannoveraner an und wird geschlagen, da er mit seinen 8400 Mann den 21 000 Hannoveranern nicht gewachsen ist. Wieder prasselt ein Donnerwetter auf Falckenstein, der Flies ohne Unterstützung gelassen. Das Donnerwetter verschärft sich, als man erfährt, daß Falckenstein einfach nach Kassel gefahren, um das Gouvernement über Hessen zu übernehmen. „Hat man eine Idee und ist Falckenstein in Kassel! und beide Divisionen bei Gerstungen! Also diese direkt von hier aus zu dirigieren?“ So wettert der König. Aber jetzt packt Moltke die Sache festens an. Um 1 Uhr nachts erhält Goeben Befehl, mit allen Kräften gegen den Feind vorzugehen, und da Manteuffel bereits am Tage vorher von Göttingen auf Heiligenstadt abmarschiert ist, schließt sich nunmehr endgültig der Ring.

Am 28. kapituliert der König von Hannover mit seiner Armee. Moltke kann sich endlich mit ganzer Kraft dem Hauptkriegsschauplatz zuwenden. Falckenstein bessert sich jetzt. Er geht gegen die Bayern vor, schlägt sie bei Hammelburg und Kissingen, überschreitet die fränkische Saale, die Hessen werden bei Laufach und die Österreicher*) bei Aschaffenburg nochmals geschlagen, am 16. Juli wird Frankfurt besetzt und Falckenstein meldet: „Die Länder nördlich des Mains liegen zu Eurer königlichen Majestät Füßen.“

Unterdessen ist auch die Entscheidung in Böhmen gefallen.

☆

Am 16. Juni überschreitet die Elbarmee unter General Herwarth von Bittenfeld die sächsische Grenze und rückt am

*) Es waren Truppen aus den ehemaligen Bundesfestungen.

18. in Dresden ein. Die Sachsen sind nach Böhmen abgezogen, um zu den Österreichern zu stoßen. Die Elbarmee wird nunmehr gleichfalls dem Befehl des Prinzen Friedrich Karl, des Führers der 1. Armee, unterstellt und nun steht alles erwartungsvoll an der Grenze. Denn — Kuriosum — der zaudernde König hat noch immer nicht die Kriegserklärung an Österreich abgegeben. Dies geschieht erst am 19., und zwar einfach dadurch, daß den österreichischen Vorposten mitgeteilt wird, der Kriegszustand habe eingesetzt.

Österreichs Armee konzentriert sich in Böhmen, Benedek will also defensiv verfahren. Das erste österreichische Korps und die Sachsen halten die Iser-Linie Münchengrätz bis Turnau, während die Hauptarmee südlich von Josephstadt von Olmütz her heranmarschiert. Benedek hat den Vorteil der inneren Linie. Er will sich bei Josephstadt fest aufbauen und kann dann sowohl gegen die erste und Elbarmee als auch gegen die von Schlesien herankommende zweite Armee vorgehen und sie getrennt schlagen. Die an der Iser stehenden Korps sollen den Prinzen Friedrich Karl solange aufhalten, bis die Konzentration seines Heeres erfolgt ist.

Es kommt anders. Die erste und Elbarmee dringen in Böhmen ein, werfen vom 26. bis 28. Juni in drei schweren Gefechten — bei Hühnerwasser, Podol und Münchengrätz — die Österreicher und Sachsen aus der Iser-Linie heraus und zwingen diese zum Rückzug auf Gitschin. Am 29. wird aber auch Gitschin genommen, das heißt, das von Moltke bestimmte Marschziel dieser beiden Armeen ist von Friedrich Karl erreicht.

Trotzdem ist Moltke in Sorge und fürchtet jeden Augenblick, die Nachricht zu erhalten, daß Benedek sich mit ganzer Kraft auf die zweite Armee geworfen habe, die, um nach Böhmen zu gelangen, das Glatzer Bergland durchschreiten muß. Hier entwickeln sich auch die schwersten Gefechte. Das I. Armeekorps stößt am 27. Juni bei Trautenau auf das X. österreichische Korps unter Gablenz, den alten Waffengefährten von Schleswig-Holstein. Nach einem wilden Straßenkampf werden die Preußen geworfen und gehen bis Liebau zurück. Aber am nächsten Tage packt die preußische Garde zu und bei Soor, just bei einer der alten Ruhmesstätten des Fridericus, wird Gablenz entscheidend aufs Haupt geschlagen. Das V. Korps auf dem linken Flügel der zweiten

Armee unter General von Steinmetz siegt am 27. bei Nachod, am 28. bei Skalitz gegen zwei Korps der Österreicher. Steinmetz heißt seitdem der „Löwe von Nachod", aber es hat auf beiden Seiten schwerste Verluste gegeben und in glühender Sommerhitze sind die Bajonette aneinandergeraten. — Die zweite Armee rückt damit der ihr vorgeschriebenen Elblinie näher und ihr rechter Flügel steht von dem linken Flügel der ersten Armee nur noch 50 Kilometer entfernt. Beide Heere bilden gewissermaßen einen rechten Winkel, Benedek in die Zange nehmend.

Am 29. besetzt die Garde Königinhof, und wird bei Schweinschädel noch einmal das IV. österreichische Korps von Steinmetz geschlagen. Damit ist die zweite Armee ganz in die Elblinie aufgerückt und nun hält auch Moltke es für an der Zeit, Berlin zu verlassen, da die Entscheidung heranreift. Am 1. Juli nehmen König und Generalstabschef, von Reichenberg herkommend, ihr Hauptquartier im Schloß Sichrow bei Turnau.

Benedeks Plan also, die preußischen Armeen einzeln anzugreifen, ist gescheitert; denn deren wechselnder Druck hat ihn nicht zur Besinnung kommen lassen. Sine bisherigen Verluste betragen 40 000 Mann.

— Ludwig August Ritter von Benedek, 62 Jahre alt, Ungar, hatte als einziger bei Solferino Ruhm geerntet, wo er auf dem rechten Flügel alle Angriffe der Piemontesen abschlug und sie furchtbar zurichtete. Er war, wie fast alle österreichischen Generale, im berühmten oberitalienischen Festungsviereck (Mantua — Peschiera — Verona — Legnago) wie zu Hause, kannte, wie er sebst sagte, „jeden Baum bis Mailand". Aber in Böhmen „wußte er kaum, wo die Elbe floß", so spottet ein Kritiker über ihn. Er hatte ungern das Kommando über die böhmische Nordarmee übernommen und hätte lieber mit dem Kommandeur der gegen Italien angesetzten Südarmee, den Herzog Albrecht, getauscht. Aber der Hof hatte ihm — echt habsburgisch — begreiflich gemacht, daß man nicht ein Mitglied des kaiserlichen Hauses in die Verlegenheit bringen dürfe, evtl. von den Preußen geschlagen zu werden. Sein Stabschef war der Kroate Krismanic, ein luftiger Schreibtisch-Theoretiker, einer jener nicht selten in der k. und k. Armee vorkommenden, nach Kaffeehaus schmeckenden Phantasten, die stets mit einer gi-

gantischen Erfindung oder einem übergigantischen Aufmarschplan Altösterreichs Größe ins Überirdische zu steigern trachteten. Benedek, ansonst frisch und voll gesunden Menschenverstandes, gab, durch den fremden Boden unsicher gemacht, dieser Leuchte des grünen Tisches mehr nach, als er es eigentlich hätte tun dürfen. Krismanic wurde der erste Generalstäbler, der seinen Chef durch Theorie in die Tinte ritt.

— „Ich habe eine Ohrfeige über das ganze Gesicht bekommen." Dieser Ausspruch Benedeks vom 1. Juli gibt Kunde von dem Schrecken, in dem sich sein Hauptquartier befindet. Noch am gleichen Tage telegraphiert er nach Wien: „Bitte Euer Majestät dringend, Frieden zu schließen. Katastrophe für Armee unvermeidlich." Die Antwort ist prima Hofburg: „Ein Friede zu schließen unmöglich. Wenn Rückzug nötig, ist derselbe anzutreten. Hat eine Schlacht stattgefunden?" Aus dem verschleierten Schußsatz liest Benedek den Wunsch seines Kaisers, eine Schlacht anzunehmen und gibt demgemäß Befehl zu neuer Aufstellung seiner Armee.

Er hätte sich hinter der Elbe auf dem linken Ufer aufstellen können, flankiert von den beiden Festungen Josephstadt und Königgrätz, und in dieser Stellung hat ihn auch Moltke anfänglich vermutet. Statt dessen sammelte Benedek das Heer auf den Höhen zwischen Bistritz und der Elbe, Gesicht gegen die Elb- und erste Armee, und schob starke Formationen an die Bistritz vor, die längs des Flusses die Orte Tresowitz, Mokrowous, Dohalicka, Sadowa und Benatek besetzen. Der linke Flügel der Österreicher, von den Sachsen gehalten, reichte etwas über Problus hinaus; die Linie verlief dann nach Norden über Stresetitz—Langenhof—Lipa—Maslowed—Horenowes. Hinter Lipa — bei C h l u m — steht die Reserve. Die k. und k. Korps auf dem rechten Flügel, das II. bei Horenowes, das IV. bei Maslowed, sollen gegen den Kronprinzen sichern.

— Das preußische Hauptquartier war am 2. Juni nach Gitschin verlegt worden, und hier fanden bis tief in die Nacht Beratungen statt. Bis gegen Abend 11 Uhr war man auf preußischer Seite über die Stellung des Feindes noch nicht im klaren, erst dann liefen von der ersten Armee die wichtigen Meldungen ein. Der König, der bereits auf seinem niedrigen Feldbett Ruhe gefunden hatte, wurde geweckt,

Moltke hielt Vortrag, und der König gab seine Zustimmung, am nächsten Tage mit allen drei Armeen die Schlacht zu schlagen.

Klar und sicher gab Moltke seine Dispositionen. Wenn nur die Armeeoberkommandos gleichfalls so klar und sicher gewesen wären! Aber die Mehrzahl der Generale ist weder über das Geschehene, noch über das jetzt Notwendige im Bilde gewesen. Der Krieg war durch die vorangegangenen Gefechte eigentlich schon entschieden, und es kam jetzt nur auf das an, was Moltke unentwegt vorschwebte: die Vernichtungsschlacht. Darum hat er auch bis jetzt das vermieden, was den Frontoffizier nicht ganz in den Kopf ging — die Vereinigung der ersten und zweiten Armee, die jetzt nur noch etwa 40 Kilometer voneinander entfernt standen. Aber Moltke wußte, daß das vereinigte Heer nur in einer Richtung, nämlich nach vorwärts geführt werden konnte, während die im fast rechten Winkel zueinander stehenden Armeekörper zwei Richtungen zuließen, die zu Umklammerung und Vernichtung führen konnten. „Die Vereinigung von zwei bis dahin geschiedenen Armeen auf dem Schlachtfelde halte ich für das höchste, was strategische Führung zu erreichen vermag." Nach dieser seiner Anschauung war sein ganzer Schlachtplan aufgebaut.

In dieser Nacht vom 2. auf 3. Juli lagen 215 000 Österreicher und 221 000 Preußen in ihren Quartieren. Die einen mißmutig und mißtrauisch, die anderen siegessicher und erwartungsvoll.

Königgrätz

Auf die heißen Vortage ist Regen gefolgt. Das nächtliche Hügelland liegt hinter feuchtem Schleier und die preußischen Truppen der ersten Armee ziehen in langen Kolonnen der Bistritz entgegen. Prinz Friedrich Karl hatte den Angriff auf 10 Uhr verschieben wollen, um nicht allzulange dem übermächtigen österreichischen Druck ausgesetzt zu sein, ehe der Kronprinz herankommt. Aber Moltke wünscht gerade, daß die Österreicher sich der ersten und Elbarmee gegenüber mit möglichst viel Kräften festbeißen, damit der Flankenstoß der zweiten Armee um so sicherer gelinge.

So beginnt bereits um 8 Uhr der Angriff auf die österreichischen Stellungen an der Bistritz. Die Division Fransecky geht gegen Benatek an, Horn stürmt Sadowa und die südlich davon liegende Zuckerfabrik, Herwarth (der Divisionsführer) berennt Ober-Doalicka. Die Division Werder besetzt Doalicka und Mokrowous. — Schwieriger hat es die Elbarmee auf dem rechten Flügel. In langer Kolonne winden sich ihre Divisionen durch die Enge bei Nechanitz hindurch und stürmen gegen die Sachsen an, deren Führer ihr Kronprinz Albert ist. — Ein liberales Publikum hat sich angewöhnt, über fürstliche Heerführer in Bausch und Bogen die Nase zu rümpfen. „Die machen ja das gar nicht alles selbst, sondern haben ihre Leute." Ein arroganter Irrtum — seit dem Prinzen Heinrich, dem Bruder des großen Friedrich, bis in unsere Tage hat es, selbstverständlich unter manchem untüchtigen, ganz ausgezeichnete fürstliche Heerführer gegeben. Und der Kronprinz von Sachsen ist einer von diesen. Die Elbarmee operiert ungeschickt, und so kommt der Kampf vor dem Brizaer Wald zum Stehen.

Die Orte an der Bistritz sind nunmehr vom Feinde gesäubert, aber jetzt kleben die preußischen Divisionen am Ufer und müssen das Feuer aus 160 Geschützen über sich ergehen lassen, die auf den Höhen von Lipa bis Stresetitz stehen. Die österreichische Artillerie ist besser geführt als die preußische. Ihr Feuer ist stellenweise vernichtend, und vor allem Fransecky bekommt es zu spüren, der von Benatek her in den Swiep-Wald einzudringen versucht. Der erste Angriff gelingt, der Wald wird durchschritten, der dahinterliegende Ort Cistowes sogar besetzt, aber jetzt setzt der Gegenstoß ein. Von Chlum bis Horenowes stürmen die dichten Kolonnen der österreichischen Federbüsche heran. Der Wald geht zum großen Teil verloren, mühsam hält Fransecky den Nordabschnitt, aber seine 14 Bataillone schmelzen wie Butter unter der Sonne. Über den Baumwipfeln liegt ein Schrapnellhagel, der sogar im Weltkrieg in Ehren hätte bestehen können. Den österreichischen Korpsführern auf dem Nordflügel kommt der Gedanke, Fransecky in die Flanke zu packen und vom Swiep-Wald her die ganze preußische Bistritz-Linie aufzurollen. 12 neue Bataillone der Österreicher werden angesetzt. Der alte Fransecky, unentwegt in der vordersten Linie stehend, vermag seine Leute an den Fingern abzu-

zählen. Aber die braven Magdeburger klammern sich zäh an den Waldrest. — Ein kritischer, doch im Kern glückhafter Moment, denn unmerklich hat Fransecky, der gegen dreifache Übermacht kämpft, bereits die Katastrophe für die Österreicher herbeigeführt. Das II. und IV. österreichische Korps haben bereits soviel Truppen in den Swiep-Wald hineingeworfen, daß sie ihrer wichtigen Aufgabe, gegen den Kronprinzen zu sichern, jetzt schon im Ernstfalle nicht mehr nachgehen könnten. Benedek, der bereits Meldung über das Heranrücken der ersten preußischen Armee hat, sendet Befehl auf Befehl, — es ist zu spät. Das IV. Korps, das sich aus dem Swiep-Wald nicht mehr lösen kann, ist fast gänzlich zerhauen.

In der Mitte der Schlachtfront versuchen die Preußen, die Höhen von Lipa zu stürmen. Dreimal vergeblich. Aber auch Gegenangriffe der Österreicher scheitern. Sie haben immer noch die alte Kolonnentaktik, sind überzeugt, daß das Bajonett der beste Doktor sei. Das preußische Zündnadelgewehr belehrt sie eines anderen. Die Österreicher fluten wieder die Höhen hinauf, ihre Artillerie beginnt abermals die furchtbare Kanonade.

Es ist 11 Uhr, und die Schlacht steht in der Krise.

☆

Seit 8 Uhr, seit Beginn des Gefechts, hält auch der König mit seinem Gefolge auf einer Anhöhe bei Dub. Ein stattliches Gefolge von etwa 200 Mann. Etwas zuviel für die scharfsichtigen österreichischen Artilleristen, — eine Granate zerkracht in der Nähe. Die Herren wechseln den Platz, indem sie etwas näher auf Sadowa zureiten.

Neben dem König und Bismarck hält Moltke. Unbeweglich. Ein Bild aus seiner Hauptmannszeit zeigt ihn mit vollem, braunem Haar und gestutztem Vollbart. Große Augen in einem wohlgeformten Gesicht. Jetzt ist er hager, pergamenten, bartlos. Aber dadurch zeigt sich im Profil, wie stark er der Typ seiner Epoche ist. Die Bürger des Jean Jacques rauschten noch mit ihren Fußsäcken, doch der Beherrscher von Geist und Technik, der Lenker von Masse und Materie zeigt ein klares, kaltes Gesicht, das aber in seinem Ausdruck gesteigert wird durch den alten Adel seines Bluts, welcher sich kündet in den feinen Schläfen, in der schmalen,

leichtgebogenen Nase. Wenn die Zeit von 1860 bis 1914 in ihrem innersten Wesen dargestellt werden soll, so kann der Künstler ihr nur Moltkes Gesicht geben. Es ist das gleiche Gesicht, das die großen Conquistadoren der Wirtschaft tragen, nur ist es geistiger, da das Streben nach dem Materiellen ihm fremd.

Die Blicke, die sie ihm aus der Umgebung zuwerfen, werden immer unruhiger. Der Lärm von jenseits des Ufers hat etwas peinlich Drohendes. Plötzlich gibt der König seinem Pferd die Sporen, prescht nach vorn, einige entsetzte Herren hinterdrein. Aus dem Holawald stürzt ein Menschenhaufen heraus, läuft zur Bistritz, durchwatet dieselbe, verwirrt, verzweifelt. Ein Bataillon ist es, einige der Soldaten bluten, ein Vizefeldwebel sitzt zu Pferde. Die Nerven haben versagt, das Artilleriefeuer der Österreicher ist zu stark. Aber schon ist der König heran, läßt antreten, spricht zornige Worte. „Schlagt euch wie tapfere Preußen", wettert er. Die Truppe kehrt um und nach einiger Zeit sieht man sie wieder in den Wald hineingehen. Der König kommt zurück, spricht immer noch erregt vor sich hin, das Wort „Auerstädt" fällt, und einige der Herren werden blaß.

Der Meister sieht den Strategen an; der sitzt unbeweglich auf seinem Pferd, fertigt mit gelassener Stimme Adjutanten ab. Der Meister nervös, fiebernd, reißt das Zigarrenetui aus dem Uniformrock, öffnet es und hält es dem Strategen hin. Das Leder enthält noch zwei Zigarren. Der Stratege blickt lange und prüfend in das Etui und wählt dann die bessere. Der Meister ist beruhigt; wenn der Moltke für solche Kleinigkeiten noch soviel Zeit und Gelassenheit hat, kann es da vorn nicht schlecht stehen.

Aber jetzt wird auch der König nervös. Er wendet sich zu seinem Generalstabschef und fragt ihn, was er für den Fall eines Rückzuges beschlossen habe. Da geschieht es, — die sonst so legere Gestalt strafft sich, das Gesicht wird ganz hart: „Majestät, hier handelt es sich um die Zukunft Preußens. Hier wird nicht zurückgegangen!" Es ist ganz still in der Runde, und der König wendet langsam den Kopf wieder nach vorn.

Der Stratege weiß, daß der Kronprinz pünktlich eintreffen wird. Aber mehr weiß er auch nicht. Vor allem nicht das, was die Herren Generale tun werden, wenn der Sieg

gesichert. Sie verstehen alle immer noch nicht, welches Ziel er hat: die Vernichtung des Gegners. Einige Kostproben von Unverstand hat er bereits genossen. Die Elbarmee sollte den Kronprinzen von Sachsen von Süden her umgehen und dadurch dessen Hinauswerfen aus Problus mit einem Druck auf die Linie Stresetitz—Langenhof—Lipa verbinden. Aber die Generale kennen nur den Frontangriff, und so ist das Gefecht auf dem rechten Flügel zum Stehen gekommen. — Der General von Manstein, aus der Reserve vorgezogen, will seine Division gleichfalls, trotz der Mißerfolge seiner Kameraden, gegen das Zentrum der Österreicher anrennen lassen. Moltke will dies verhindern und sendet zu diesem Zweck den Major Graf Wartensleben ab. Der Major bringt einen merkwürdigen Bescheid zurück: „Das ist alles sehr richtig", habe Manstein gesagt, „wer ist aber der General von Moltke?" Auf gut Deutsch: „Was hat der alte Knabe dort auf dem Berge mir gelegentlich zu befehlen?" So ähnlich dachten auch die Unterführer der Elbarmee, die sich immer nur stückweise Konzessionen abpressen ließen.

Es geht ihnen nicht ein, nach welchem großen Plan sie eigentlich hier angetreten sind.

— Plötzlich hebt der Stratege den Kopf. Neuer Kanonendonner hallt über das Ufer hinüber. Alles greift zu den Ferngläsern. In der rechten Flanke der Österreicher bei Horenowes sieht man dunkle Kolonnen heranrücken. Der Kronprinz. Es ist 1½ Uhr.

Waterloo wiederholt sich. Moltke hat wie Wellington nicht vergeblich auf seinen Blücher gewartet.

☆

Zwei Stunden später ist alles vorüber und der verstört davonreitende Benedek weiß immer noch nicht, wie es gekommen ist, obwohl er sich gegen den Kronprinzen für einige Zeit wenigstens genügend gesichert glaubte. Aber es war alles zu schnell. Er hielt etwa 700 Meter vor Chlum auf der Straße nach Königgrätz, als ihm sein Adjutant keuchend die Nachricht brachte, daß die preußische Garde eben Chlum gestürmt habe. „Plauschen Sie nicht so dumm", ruft Benedek dem Offizier zu und reitet selbst an Chlum heran. Eine

Salve empfängt ihn, mehrere Herren seines Stabes stürzen aus dem Sattel und in Karriere geht es davon.

Der Stoß des Kronprinzen, vor allem der von Königinhof über Horenowes vorgegangenen Garde bringt alles in Gefahr. Da das VI. Armeekorps auf dem linken Flügel der zweiten Armee durch das Trotinatal über Trotina selbst auf Nedelist (hinter Chlum) vorstieß, waren die beiden preußischen Zangenenden nur noch etwa 6 Kilometer voneinander entfernt. Moltke macht jetzt noch einen Versuch, den Österreichern ein Cannae zu bescheren. Um ¾2 Uhr erhält die Elbarmee Befehl: Kronprinz bei Ziselowes. Rückzug der Österreicher nach Josephstadt abgeschnitten. Es ist von größter Wichtigkeit, daß das Korps des General v. Herwarth auf dem entgegengesetzten Flügel vorrückt, während im Zentrum die Österreicher noch Stand halten." So, wie der Kronprinz von Nordosten, sollte nunmehr die Elbarmee von Südwesten her den Feind umflügeln. Aber die Unterführer des Herwarth von Bittenfeld dachten gar nicht daran, dem Befehl Wirksamkeit zu verleihen. — Auch ist der Angriff des Kronprinzen schief angelegt. Anstatt auf dem linken Flügel, der den einen Zangenarm bildet, liegt das Schwergewicht auf dem nach Chlum stoßenden rechten Flügel.

So entkommen die Österreicher nach Königgrätz und verdanken dies ihrer Artillerie, die hervorragend den Rückzug deckt und vor allem ihrer Reiterei. Bei Stresetitz wird die zur Verfolgung aufgebrochene Kavalleriedivision Alvensleben von den österreichischen Geschwadern der Divisionen Prinz Holstein und Coudenhove aufgehalten. 10 000 Männer sprengen gegeneinander. Seit Leipzig gab es kein solches Reitergefecht. Die Preußen werden geworfen, aber eine halbe Stunde später ist die österreichische Kavalleriemasse im Feuer der preußischen Infanterie zersprengt. Doch Benedek hat Luft. Gegen Abend zieht seine Armee an Königgrätz vorbei.

Auf dem Schlachtfeld liegen an Toten und Verwundeten: 31 000 Österreicher und 9000 Preußen, 9300 Österreicher mit 88 Geschützen sind in den Händen des Siegers.

Zwar ist die Vernichtung nicht geglückt. — Aber wer außer Moltke (und Bismarck) denkt jetzt daran? — Freudetrunken umarmen sich die Soldaten, erschüttert umarmt der

König den Kronprinzen und überreicht ihm den Pour le mérite. Der Choral von Leuthen rauscht auf. Preußens Ruhm strahlt wie die Sonne.

☆

Wenn nur der Bundesgenosse gleichfalls „auf der Höhe der Umstände" gewesen wäre! — Die Italiener waren mit einer beachtlichen Streitmacht angetreten. 165 000 Mann Feldtruppen, fast die gleiche Anzahl „Landwehr ersten und zweiten Aufgebots" und ein Freikorps unter Garibaldi von etwa 30 000 Mann. Moltke hatte dem Alliierten einen prima Plan ausgefertigt: die gesamte Armee sollte offensiv über Tirol oder Triest bis zur Dona vorstoßen und Garibaldi in Dalmatien gelandet werden, um Ungarn zum Aufstand zu bringen. Aber der Prophet, der sich jetzt erst in seinem eigenen Vaterlande mühsam durchsetzte, fand jenseits der Alpen gar kein Gehör. Der Ministerpräsident Lamarmora war kein Cavour, aber leider war er Chef des Generalstabes. So wurde Garibaldi auf Südtirol losgelassen, was ihm nicht gut bekam — die Hauptarmee jedoch wurde geteilt und marschierte in zwei Kolonnen in das Festungsviereck, in welchem jeder österreichische Kadett von der Mutterbrust an gewissermaßen zu Hause war. „Es sind keine reißenden Tiere" würde Blücher gesagt haben, als er diese Italiener bei Custozza sah, wo sie der Erzherzog Albrecht am 24. Juni schwerstens aufs Haupt schlug (95 000 Italiener gegen 70 000 Österreicher), was die zweite Heeresgruppe veranlaßte, ebenfalls sofort auszureißen.

Noch peinlicher spielte sich der Seekrieg ab. Der italienische Admiral Persano entschloß sich endlich zu einem Angriff gegen die dalmatinische Insel Lissa. Es waren zum Teil sehr schöne Panzerschiffe, über welche die Italiener verfügten, aber der österreichische Admiral Tegethoff, der seine Gefechte mit den Händen in den Hosentaschen zu leiten pflegte, fuhr mit seinen alten Holzkästen überraschend dazwischen, und so gab es am 20. Juli vor der Insel eine Riesenblamage. Bereits nach den ersten Verlusten flohen die Welschen. Der Elan der Italiener wurde auch nicht besser, da sie bereits von Napoleon die geheime Zusicherung hatten,

daß sie Venetien durch seine Vermittlung erhalten würden, sich also nicht überanstrengen sollten.

Aber weit gefährlicher war Napoleons Haltung gegen Preußen.

☆

„Es kommt mir manchmal unfaßlich vor, daß ich erst seit vierzehn Tagen aus Berlin bin. Was ist alles seitdem vorgefallen, und wie hat die Weltlage sich umgestaltet! Gott der Herr möge ferner gnädig sein. Er hat unsere Sache sichtlich in Schutz genommen, und ich glaube, daß es Sein Wille ist, daß Deutschland unter Preußen zur Einheit gelangt." Als Moltke diesen Brief schrieb (an die Gattin am 12. Juli), da mußte ihm wirklich manches unfaßlich vorkommen; denn er datiert das Schreiben bereits aus der mährischen Hauptstadt Brünn, dem Hauptquartier des Tages. — Unbehelligt war Benedek mit der Nordarmee auf Olmütz zugegangen und wurde dort gewissermaßen von der zweiten Armee bewacht, während die Elb- und erste Armee Befehl hatten, direkt auf Wien zu marschieren.

Moltke schließt seinen Brief: „Mir geht es gut, der glückliche Erfolg hebt über alles hinweg, und ich habe die Freude mancher Anerkennung." — Doch ganz zuletzt setzt er noch hin: — „aber freilich sind wir noch nicht am Ende angekommen."

Nein, das sind wir nicht, — denn seit einer Woche liegt ein schwerer Schatten über dem Hauptquartier. Bereits am Tage nach Königgrätz trifft ein Telegramm Napoleons ein:

„Sire! Die so raschen und erfreulichen Erfolge Ihrer Waffen haben Ergebnisse herbeigeführt, die mich zwingen, meine Rolle vollständiger Zurückhaltung aufzugeben. Der Kaiser von Österreich teilt mir mit, daß er Venetien an mich abtritt und daß er bereit ist, meine Vermittlung anzunehmen, um den Konflikt zwischen Österreich, Preußen und Italien zu beenden." — Und damit steht Preußen vor der in dieser Stunde unendlich großen Gefahr, auch den Krieg am Rhein eröffnen zu müssen. Das Hin und Her zwischen Hauptquartier und Paris, die Verhandlungen mit dem inzwischen eintreffenden französischen Botschafter zeigen aber dem großen Meister bald, daß die Lage nicht hoffnungslos. Bismarck will Österreich aus dem Bund ausstoßen, Hannover,

Kurhessen und Frankfurt annektieren und dann vorerst Norddeutschland einigen. Napoleon ist dem nicht entgegen. Er will vor allem Nord- und Süddeutschland getrennt sehen und hofft, von Preußen für seine Erlaubnis zur freien Hand im Norden Gebiete am Rhein zu erlangen. Das letztere weist Bismarck in einem Gespräch mit Benedetti scharf zurück; aber ansonst stimmt er mit dem Kaiser überein, natürlich aus ganz anderen Motiven. Von den süddeutschen Staaten darf keiner gereizt werden; denn auch sie sollen ja später ins Reich eintreten. Auch den Sachsen darf nichts geschehen; denn Österreich stellt sich mit aller Entschiedenheit vor den treuen Bundesgenossen. Aber auch den Österreichern selbst dürfen keine Gebietsabtretungen zugemutet werden; denn Bismarck, der der kommenden Auseinandersetzung mit Frankreich gewiß ist, möchte sich keinen aufs tiefste verletzten Feind in der Flanke schaffen, im Gegenteil, ihn später zum Freunde machen. Es ist wieder das große Planen des dem Organischen verhafteten Genies, das über die Zeiten hinwegdenkt.

Aber da versagt sich der König. Da steht die ganze Generalität gegen Bismarck. Und mit ihnen Moltke.

Zwar hat Moltke einige Tage nach der französischen Intervention vor Bismarck zugegeben, daß für den Fall eines Krieges mit Frankreich Böhmen und Mähren geräumt werden und die Preußen sich wieder hinter der Elbe aufstellen müßten, — aber wenige Tage darauf ist auch bei ihm die Stimmung umgeschlagen. Gegen Österreich defensiv, etwa eine Verteidigungsstellung bei Prag mit vier Korps, und einen Gewalt- und Eilstoß gegen Frankreich, — — diesen Krieg getraut er sich zu führen. Auch Roon spricht in ähnlichen Tönen. Daß durch Beendigung des Feldzuges in Italien die Österreicher wieder relativ stark werden könnten, daß auch eine Intervention Rußlands droht, daran denkt niemand. Vor allem ist das Einigungswerk plötzlich in den Hintergrund getreten, um dessentwillen man doch in den Krieg zog.

☆

Wen wundert es? — Benedek ist am 14. aus Olmütz abgerückt und will durch das Marchtal nach Preßburg marschieren. Erzherzog Albrecht, der inzwischen den Oberbefehl

übernommen hat, wirft, was er in Italien entbehren kann, nach Wien und setzt die Stadt in Verteidigungszustand. Die Preußen stehen im Verlauf dieser Operationen, dem Feind nachrückend, am 20. Juli bereits in folgenden Stellungen: die Elb- und erste Armee am Rußbach in der Nähe von Wien, die zweite Armee in der Gegend von Lundenburg.

Das ist ein gutes Stück Weg seit Königgrätz. Viel Raum ist durchquert worden. Die bis dahin eingeengten Preußen sind jetzt herausgekommen. In ihren Fahnen rauschen viele Siege. Das ist viel für den, der nur die Waffe sieht, nur das Schlachtfeld, aber nicht das Ganze überblickt. Die Generalität will den Frieden absolut in Wien diktieren. — Der Meister, der die französische Intervention glücklich abgewehrt glaubt, sieht erneut Gefahren, beschwört die Offiziere, aber die Generals-Mauer steht gegen ihn. Man müsse seinen Triumph haben, sagen sie. Nur keinen „faulen Frieden"!

Aus der tiefen Weisheit ihrer uralten Kultur haben die Chinesen sich einmal ihren Kriegsgott geformt. Seine Statuen zeigen einen mit Blut bespritzten Mann, der aber ohne jegliche Waffe ist. Zu Deutsch: wenn der Krieg erst in Fahrt ist, läuft er von allein weiter und würde auch ohne Waffengerät Tod und Schrecken verbreiten. Der Geist des Krieges ist hemmungslos. Vor allem in liberalen Epochen, wo der Geist durch nichts gebändigt wird. Denn in solchen Epochen gibt es jenes sinnlose Phantom, genannt „der Krieg an sich". Friedrich der Große hätte einen General, der Krieg um des Krieges willen führen wollte, als einen Irrsinnigen betrachtet, aber unter dem Liberalismus wird das Schwert Selbstzweck. Der Staatsmann, der den Krieg nur als Sektor des Ganzen ansieht, wird an die Wand gedrückt. Die Überwindung von Zeit und Raum schaffen den Rausch. Das Einreiten in die Hofburg zu Wien macht die Herzen taumeln. Das „Ich" hat in solchen Stunden keine Frage an die Zukunft.

Aber der Meister, der um die großen, tiefen Gefühle der Völker weiß, hat keinen Sinn für die Gefühlchen aufgeregter Soldaten. Er nimmt den Kampf auf, er, der Zeitlose, als Einziger über „Ich" und „Wir" stehender Genius, den unsere Geschichte kennt. Es ist eine historische Stunde, als er den Generalen zeigt, daß diese Art der Kriegsführung ins

Nichts führt. Er stellt ihnen vor, daß die Österreicher auch noch Wien aufgeben könnten und sich nach Ungarn zurückziehen, worauf die Preußen ihnen nachfolgen müßten. „Überschreiten wir einmal die Donau, so wird es sich empfehlen, ganz auf dem rechten Ufer zusammenzubleiben. Sind wir aber ganz drüben, so verlieren wir die Verbindungen nach rückwärts. Es würde dann am geratensten sein, auf Konstantinopel zu marschieren, ein neues byzantinisches Reich zu gründen und Preußen seinem Schickzal zu überlassen!" Dieses mit tiefster Ironie geladene Wort bringt aber die Generale nicht zur Besinnung. Er wird der „Questenberg im Lager" genannt und seine Stellung wird täglich verzweifelter; denn der König hat ebenfalls alle Hemmungen verloren. Man hat ihn in diesen Krieg fast hineingestoßen. Es ist alles gut gegangen. Preußen muß also im Recht gewesen sein. „Gott mit uns." — Nicht nur, daß er gleichfalls in Wien einziehen will, er möchte auch seine Gegner „bestrafen". Selbstverständlich mit Gebietsabtretungen. Also auch bei ihm die liberale Vorstellung, daß der Gegner ein „Sünder" sei.

So kommt es zu jener berühmten Szene im Hauptquartier zu Nikolsburg am 24. Juli, wo der König und der Meister zornig einander gegenüberstehen, sich anschreien, daß die Dienerschaft aus dem Schloß entfernt werden muß, Bismarck den König mit dem festen Willen verläßt, seinen Abschied zu nehmen und fast drauf und dran ist, all diesem Nichtverstandenwerden, dieser unerträglichen Fremdheit und Feindseligkeit im eigenen Lager durch einen Sprung aus dem Fenster ein Ende zu machen.

Da greift der Kronpinz ein. Wenn der später so unglückliche Herrscher der 100 Tage nichts hinterlassen hätte als diese Tat in Nikolsburg, dann genügt das für seinen Ruhm. — Er vermittelt zwischen dem Vater und dem Ministerpräsidenten, und am 25. Juli unterschreibt der König die von Bismarck aufgestellten Friedensbedingungen. Am Tag darauf wird zwischen Österreich und Preußen der Friedenspräliminarvertrag abgeschlossen.

Nicht nur Frankreichs wegen hatte der Meister gefühlt, daß dies der letzte Moment für einen günstigen zukunftsträchtigen Frieden war, sondern bereits dem König gegenüber hatte er am 24. ein viel gewichtigeres Argument entgegenhalten können. Ein Argument, das da zeigt, wie jeder

„Krieg an sich" alle Minute durch eine höhere Gewalt in die Grube stürzen kann: die Cholera wütete in der preußischen Armee. 6500 Mann ließen ihr Leben.

☆

„Gestern bei Ratifikation der Präliminarien hat der König Roon und mir den Schwarzen Adlerorden verliehen, und was mir noch mehr Freude macht, ist, daß man ihn mir in der Armee allseitig zu gönnen scheint. Man sieht das den Gesichtern an, wohin ich komme. Der Kronprinz schickte mir heute seinen Stern, obwohl ich ihn anzulegen keine Veranlassung habe, da wir stets nur den Überrock tragen."

— Aber seit den Tagen von Nikolsburg klafft der Spalt zwischen Moltke und Bismarck.

Kurzer Frieden

Die Ehrungen, mit denen der König bereits auf dem Schlachtfelde begonnen, setzten sich in der Heimat fort. Am 20. September ziehen die siegreichen Truppen in Berlin ein, und am gleichen Tage ernennt der König seinen Strategen zum Chef des zweiten pommerschen Grenadierregiments (Kolberg) Nr. 9. „Die Vergangenheit dieses berühmten Regiments und der Name Ihres Vorgängers in der Stelle als Chef desselben wird Sie Meinen Wunsch, Ihnen eine besondere Auszeichnung zu gewähren, erkennen lassen." So schreibt der dankbare König. Der Vorgänger in diesem Ehrenrang war Gneisenau gewesen und damit ist dies wohl die symbolisch bedeutsamste Ehrung, die dem Strategen zuteil wurde. Gneisenau hatte diese Epoche eingeleitet, Moltke führte sie zur Höhe. Sie sind wirklich Vater und Sohn, aber das halbe Jahrhundert zwischen ihnen kündet den Unterschied. An die Stelle des strahlenden, feurigen liberalen Optimismus, dieses ersten Jauchzens der Vernunft über ihr Dasein, über ihren Lichtsieg wider „Finsternis und Erstarrung", ist das ruhige, wägende Kalkul getreten. Wie sehr ist bei Waterloo die Vernichtungsschlacht noch aus der Intuition geboren, aus dem Schauder über die Nacht bei Jena, — aber Moltke errechnet die Vernichtung bereits. Rechnet solange, bis sie ihm 4 Jahre später auch gelingt. Wehrpflicht und

Schulpflicht, um die der Gneisenau mühselig gerungen, sind dem anderen bereits Selbstverständlichkeiten. — Gneisenau, Moltke, Ludendorff — Anfang, Höhe und Ende eines Zeitalters. Darum steckt in allen dreien ein gleicher Kern. Aber der in der Mitte, der Mann der Ernte, ist — von sich aus — am glücklichsten zu preisen. Um ihn herum stehen die Formen fest, während der erste vorher alte Formen zerbrechen, neue aufbauen mußte und der letzte sie wieder zerfallen sah.

Aber der Mann der Ernte, der jetzt das berühmte Kolberger Regiment des Gneisenau verliehen erhalten hat, weiß in seiner schönen, bescheidenen, soldatisch-kameradschaftlichen Art eines Tages doch von einer Verschiedenheit zwischen ihnen. Er steht vor dem Bilde Gneisenaus, betrachtet es lange und wendet sich plötzlich: „Zwischen uns beiden ist ein großer Unterschied. Wir haben nur Siege zu verzeichnen gehabt. Er hat die Armee nach einer Niederlage zum Siege geführt. Diese höchste Probe haben wir noch nicht bestanden."

Und das gilt bis auf den heutigen Tag.

☆

Der preußische Landtag, jetzt bekehrt, bewilligt für den siegreichen Strategen eine Dotation. 200 000 Taler, mit der Bestimmung, dafür Grundbesitz zu kaufen. Den alten Familienbesitz zurückzuholen, wie er es früher immer geträumt, ist leider nicht mehr möglich. So siedelt er sich in Schlesien an. Auf einer Generalstabsreise im Sommer 1867 findet er in der Nähe von Schweidnitz das, was er sucht, und am 1. August des Jahres kauft er die zusammengehörigen Rittergüter Creisau, Gräditz und Wierischau. Er hat dann Jahr für Jahr die Sommermonate in Creisau zugebracht, mit stiller Geduld Garten, Park und Acker gepflegt, und mancher Besucher konnte ihn auf den Knien liegend finden, in heißester Sonne, Schößlinge umpflanzend, einen Graben stechend, den Weg verbessernd.

Aber Creisau wird kein Friedersdorf. Es ist der bürgerlich gehaltene Herrensitz eines städtischen Menschen. Die Verwachsenheit mit der Scholle kehrt nicht mehr wieder.

Bald nach dem Tod der Gattin läßt er in der Nähe des Gutshofes ein Mausoleum bauen. Nach seinen eigenen Zeichnungen, in einfachen Backsteinen, dem Romanischen angenähert.

☆

Aber neben den Ehrungen von König und Kammer ersteht die begreifliche Popularität, und am 14. Juli 1867 schreibt er der Gattin:

„Es ist nicht zu beschreiben, wie dankbar man hier in Schlesien ist und mit welcher Freundlichkeit wir überall aufgenommen werden. Die Reise ist bisher eine fortgesetzte Ovation gewesen, alle Kirchtürme flaggen, wo wir hinkommen, die Schlagbäume sind mit Blumen und Tannenreisern umwickelt. In Patschkau war die Stadt illuminiert, die alten Türme mit bengalischer Flamme beleuchtet. An einer Stelle mein Porträt in Lebensgröße, Transparent; an einer anderen Inschrift:

Der den Feldzugsplan erdacht,
Der ihn zu Ende gebracht,
Moltke hat es gut gemacht."

In Moltke wird zum erstenmal der Denker und Organisator volkstümlich. Der Mann des Geistigen wird bejubelt wie der Schlachtensoldat in der Front. Der Ruhm der großen Einzeltat wird abgelöst durch die Lobpreisung dessen, was sich immer wieder später gerade auf ihn berufen hat: die Glorie der Organisation. Statt Intiution und Tat wird jetzt verehrt die Berechnung, die Methode.

Ihm selbst ist der Ruhm nichts, und als er später an seinem 90. Geburtstag umjubelt durch die Straßen von Berlin fährt, flüstert er seinem Adjutanten zu: „Hätte ich nur eine Schlacht verloren, so würden sie sagen: da fährt der alte Esel."

☆

Die Arbeit geht rastlos weiter. Auf eine Denkschrift hin wird durch Kabinettsorder vom 31. Januar 1867 die Kopfzahl des großen Generalstabes nahezu verdoppelt. Man weiß jetzt an allerhöchster Stelle, was diese Institution bedeutet. Die Zentrale wird umorganisiert. Der zweiten Abteilung wird eine Eisenbahn-Abteilung angegliedert, die aber bereits

zwei Jahre später selbständig gemacht wird. Außerdem wird eine geographisch-statistische Abteilung geschaffen.

Durch die Errichtung des Norddeutschen Bundes wird das nunmehr zu bearbeitende Kontingent um mehrere Korps vermehrt. Regelmäßig finden die Generalstabsreisen statt.

☆

Am 24. Februar eröffnet der König den ersten Reichstag des Norddeutschen Bundes. Auf den Bänken der konservativen Partei sitzt auch der Abgeordnete von Moltke. Er ist in drei Kreisen gleichzeitig gewählt worden, in einem vierten, und zwar in Berlin (!), ist er dem freisinnigen Gegner unterlegen. Er nimmt das Mandat an vom Wahlkreis Memel-Heydekrug. Die Litauer wüten also jetzt in dem Wahlgebiet desjenigen Mannes herum, dessen kleiner Finger genügt hätte, um sie mit Schwung in die Ostsee zu werfen.

Neben Moltke sitzt Roon. So sehen wir, wie das im Liberalismus enthaltene konstitutionelle Prinzip in jenen Tagen doch alle in den Bann zwingt. Das Parlament ist für das 19. Jahrhundert eben die Stätte, wo die Entscheidungen fallen.

Aber in welcher Form wird hier gerungen! Es ist die Hoch-Zeit der Demokratie. Die besten Köpfe sitzen auf den Abgeordnetenbänken und in den höflichsten Formeln wird debattiert. Solange die Idee eben wirksam, sieht ihre äußere Manifestation klar und sauber aus. Es ist für uns Menschen einer neuen Zeit unendlich aufschlußreich, eine Parlamentsdebatte aus jenen Jahren nachzulesen. Die schärfsten Gegner stehen in vollendeter Höflichkeit zueinander und noch Bebel hat 1903 über zwanzig Minuten mit dem Reichstagspräsidenten in Kavaliersform diskutiert, ob ein ihm erteilter Ordnungsruf zulässig sei oder nicht. (Man denke, ein lumpiger Ordnungsruf!) Die Entartung des Parlaments, die später einsetzt, liegt doch eben darin begründet, daß die liberale Idee unwirksam wird, und die unwissenden, liberalen „Rauhbeine" stellen sich in dem Augenblick ein, wo sich die Entscheidung vom Parlament weg in ganz andere Kreise verlagert hat.

So ist damals auch der Abgeordnete von Moltke einer der pflichttreuesten Parlamentarier. Er ist bis zu seinem

Tode Angehöriger des Reichstags gewesen und seit 1881 sein ständiger Alterspräsident. Außer in Kriegszeiten hat er kaum eine Sitzung versäumt. In den heutigen, mit ihrem Tode ringenden Debattestuben wäre er ein Anachronismus mit seiner Pünktlichkeit und seiner Zähigkeit, auch die längsten Sitzungen durchzuhalten. Noch zwei Tage vor seinem Tode sieht man ihn im Plenum.

Er hat in den 24 Jahren, da er dem Reichstag angehörte, 41mal gesprochen, zumeist bei Militärdebatten. Seine kurzen, kaum jemals 15 Minuten überschreitenden Reden sind selbst in den damaligen Reichstagsstenogrammen ein Labsal. Knapp, sachlich ohne jede Pathetik.

Schon damals ein Novum, denn die Redner tun es ansonst nicht unter einer Stunde. Nur zu natürlich — muß man nicht logisch überzeugen, erklären, beweisen? — Es ist die Epoche des Wortes, dieses Hilfsmittels des Geistes, und wehe der ratio, die ihr Licht unter den Scheffel stellt, dadurch, daß sie nicht alle rhetorischen Möglichkeiten ausnutzt.

Doch wer von Schlachtfeldern kommt, sagt nur das unumgänglich Notwendige.

☆

Nur einmal geht er über seinen Kreis hinaus; am 24. Mai 1878 spricht er zum sogenannten „Sozialistengesetz". Diese Rede nachzulesen, ist peinlich. Eine Häufung von Gemeinplätzen, ohne die sonst so bestechende Klarheit, ein völliges Nichtverstehen der gesamten sozialen Fragestellung überhaupt. Am Schluß ein leises Bejahen des Staatssozialismus. Der Meister wird über diesen seinen Verteidiger nicht allzu entzückt gewesen sein.

Eine Schuld? — Nein, Moltke lebte, wie alle in dieser kapitalistischen Welt und bejahte sie, lehnte den ab, der sie — wenn auch aus gleichem liberalistischen „Ich"-Trieb sie stören wollte.

Es ist die Rede eines fortschrittlichen Bürgers, der nicht ahnt, nicht ahnen kann, daß der Marxist ihn nur ablösen, nicht verneinen will. Aber es ist auch eine reaktionäre Rede. „Unsere arbeitenden Klassen" — ein schiefes, ein greuliches Wort, den Arbeiter wieder hinausstoßend aus der Volksgemeinschaft, ihm schon durch die Vokabel bestätigend, daß sein „Klassenkampf" die einzig mögliche Parole sei.

Aber es gibt nicht ein Dutzend Männer in seinen Tagen, die den ersten Stein darum auf ihn werfen könnten. Das „Ich" sieht nie in die Zukunft, da es zutiefst wurzellos. Sie haben alle nicht das Ende geahnt, nicht ahnen können.

Er ist eben ein Sohn seiner Stunde, nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Gegen Frankreich

Im Sommer 1867 präsentierte Paris dem staunenden Europa seine Weltausstellung — auf der Krupp zur „Glorie der Technik" den noch mehr erstaunten Parisern einen Stahlblock von 800 Zentnern, sowie eine Kanone von über 2000 Zentnern vorführt —, und bei dieser Gelegenheit sahen sich die Gegner zum letztenmal in die Augen, ehe sie losschlugen. Der König wurde auf seiner Reise nach Paris von Moltke begleitet, der — wohl infolge mangels an Zeit — über das Zusammentreffen der Monarchen einen kuriosen Depeschenbrief an seine Frau sandte: „Um siebeneinhalb Diner in der Galerie de Diane, circa hundert Gedecke. Führte Madame de Rouher, neben welcher Marschall Vaillant, vis-à-vis die Kaiserin, König, Kronprinzeß, Prinz Murat. Nach der Tafel deutsche Konservation mit dem Kaiser, unterbrochen. Längeres Gespräch mit Marschall Niel, dann Marschall Canrobert. Die Kaiserin sehr liebenswürdig. General Fleury, Gräfin Hatzfeld. Um elf Uhr Alles aus." Am nächsten Tage, den 6. Juni, Parade im Beisein des ebenfalls eingetroffenen Kaisers von Rußland, welche, dem gleichen Depeschenbrief zufolge, beinahe einen bösen Verlauf genommen hätte: „Auf dem Rückweg auf den Wagen geschossen, in welchem beide Kaiser und beide Großfürsten saßen."

So plaudert man also liebenswürdig mit dem empereur in deutscher Sprache, unterhält sich wohl auch mit Canrobert, der später Deutschland die schwerste Wunde beibringen sollte, besichtigt die Truppen des Gegners und erlebt ein Attentat, das Napoleons morsche Stellung andeutet. Das Ganze ist getränkt mit Courtoisie, belebt durch eine liebenswürdige Kaiserin und ihre schönen Damen, aber im Innern weiß jeder, daß dies ein unehrlicher, greulicher Spuk ist, denn die französischen Blätter zetern immer noch über die „Schmach

von Sadowa", und die Armee rasselt mit dem Säbel. Überdies hat der König auch den Meister mitgenommen und der hat, während er weltmännisch seine kühnen Bonmots hinwirft, sicher den größten Teil seiner Gehirnzellen mit Kriegsplänen geladen, denn das diplomatische Gefecht ist seit Königgrätz im Gange, hat keinen Tag aufgehört, mit Luxemburger Streitigkeiten und französischen Plänen auf Belgien oder den Rhein die Diplomatenwelt hinter den Kulissen zu beunruhigen. So daß der Meister und der Stratege wissen: die Sache ist nicht mehr aufzuhalten.

☆

Nun sitzen sie drei Jahre später, fast genau auf den Tag, fiebernd beieinander — Bismarck, Moltke, Roon — und warten auf einen Bescheid aus Ems, wo der König mit Benedetti wegen der spanischen Thronkandidatur verhandelt. Sie sind zuerst ganz niedergeschlagen, als der Kanzler jene flaue Kurialdepesche vorliest, aus der hervorgeht, daß die Verhandlungen zu schwimmen drohen und der König durch seine vornehme Gehaltenheit den Franzosen gegenüber ins Hintertreffen geraten könnte. Es ist der 13. Juli 1870, und Moltke ist tagszuvor telegraphisch aus seinem geliebten Creisau zurückgeholt worden. Er hatte eben seine Familie spazierengefahren, als das Telegramm eintraf und, wie stets äußerlich vollkommen ruhig, die Nachricht in die Tasche gesteckt. Nur dadurch, daß der sonst so Sichere plötzlich gegen einen Prellstein fuhr, bemerkte seine Familie, daß die Botschaft ihn doch aufgerüttelt hatte. Aber er hatte niemanden hinter die Maske sehen lassen. Mittags in Berlin angelangt, machte er zur gewohnten Stunde seinen Ritt im Tiergarten und ein Bekannter, der ihn ansprach, kam nicht auf seine Kosten. „Nun, wie steht es, Exzellenz?" „Nun, gut. —" „So, also Exzellenz meinen, daß — —" — „Das heißt, ich meine die Sommersaat. Mit den Kartoffeln bin ich auch zufrieden, aber das Winterkorn ist nicht besonders."

Aber nun sitzen sie hier und lassen die Köpfe hängen. Diese Depesche ist abscheulich. Plötzlich sehen die beiden Soldaten, wie der Meister mit einer Feder in der Depesche, die er an die Presse weitergeben will, zu streichen beginnt. Worte, Satzteile. — Und dann liest er vor. „S. Maj. der

König hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß S. Maj. dem Botschafter nichts weiter mitzutheilen habe."

Das ist der Krieg. „Früher war es eine Chamade, jetzt klingt es wie eine Fanfare", lächelt der Stratege befriedigt. Alle drei wissen: jetzt muß der Franzose losschlagen. Und nun wird Moltke, diese Gelassenheit in Person, sehr munter, sogar aufgeregt. „Wenn ich das noch erlebe, in solchem Kriege unser Heer zu führen, so mag gleich nachher die alte Carcasse der Teufel holen", sagt er.

☆

Aber ist es denn nun eigentlich jene halbkomische Thronkandidatur eines kleinen Hohenzollernprinzen, welcher die Kriegsmaschine auslöst? Ist es jene Hofklique, welche unter Führung der Kaiserin den kranken Napoleon vorwärtstreibt wider seinen Willen? — Nein, es sind die Völker selbst. In seinem Vorwort zur „Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870—71" deckt Moltke klar auf, wie diese liberalen Kriege entstehen. Der Wissende blickt über ein Jahrhundert, über das seinige, und darum findet er die treffendsten Worte. Worte, die getränkt sind mit der leisen Abwehr des Aristokraten gegen das Moment des Unverantwortlichen, Anonymen, welches in einer demokratischen Kriegserklärung liegt. Aber er erkennt die Gegebenheit an: „Die Kriege der Gegenwart rufen die ganzen Völker zu den Waffen, kaum eine Familie, welche nicht in Mitleidenschaft gezogen würde. Die volle Finanzkraft des Staates wird in Anspruch genommen, und kein Jahreswechsel setzt dem rastlosen Handeln ein Ziel." Dazwischen deutet er das Mittel an, das liberale Mittel, welches diese Kriege eindämmen könnte: „Solange die Nationen ein gesondertes Dasein führen, wird es Streitigkeiten geben, welche nur mit den Waffen geschlichtet werden können, aber im Interesse der Menschheit ist zu hoffen, daß die Kriege seltener werden, wie sie furchtbarer geworden sind." So können wir in diesem Generalstabswerk einen leisen Hinweis auf den menschlichen „Fortschritt" herauslesen, der durch ein Anwachsen der Gesittung vielleicht einmal den Frieden für immer zu bringen vermöge.

Und danach zeigt Moltke die wahren Hintergründe: „Überhaupt ist es nicht mehr der Ehrgeiz der Fürsten, es sind die Stimmungen der Völker, das Unbehagen über innere Zustände, das Treiben der Parteien, besonders ihrer Wortführer, welche den Frieden gefährden. Leichter wird der folgenschwere Entschluß zum Kriege von einer Versammlung gefaßt, in welcher Niemand die volle Verantwortung trägt, als von einem einzelnen, wie hoch er auch gestellt sein möge, und öfter wird man ein friedliebendes Staatsoberhaupt finden als eine Volksvertretung von Weisen! Die großen Kämpfe der neueren Zeit sind gegen Wunsch und Willen der Regierenden entbrannt. Die Börse hat in unseren Tagen einen Einfluß gewonnen, welcher die bewaffnete Macht für ihre Interessen ins Feld zu rufen vermag. Mexiko und Ägypten sind von europäischen Heeren heimgesucht worden, um die Forderungen der hohen Finanz zu liquidieren. Weniger kommt es heutzutage darauf an, ob ein Staat die Mittel besitzt, Krieg zu führen, als darauf, ob seine Leitung stark genug ist, ihn zu verhindern."

Schließlich deckt er treffend Napoleons unglückliche Stellung auf. Der Kaiser hatte cäsarische Bahnen eingeschlagen, aber es war ein liberaler Cäsarismus gewesen — es gibt gar keinen anderen — der immer dem Stimmzettel (Plebiszit) unterworfen blieb. „Die liberale Strömung des Zeitalters lehnte sich auf gegen die Alleinherrschaft des Kaisers, er mußte Bewilligungen zugestehen, seine Machtstellung im Innern war geschwächt, und eines Tages erfuhr die Nation aus dem Munde ihrer Vertreter, daß sie den Krieg mit Deutschland wolle!" Welch trefflicher ironischer Schluß, sichtbar das Durcheinander zwischen Führern und Geführten im Liberalismus kennzeichnend!

☆

Seit 1860 hat Moltke an den Aufmarschplänen gegen Frankreich gearbeitet. Die Entwürfe sind anfänglich defensiv gehalten, später aber, nachdem das Bündnis mit Süddeutschland gewiß ist, will er offensiv vorgehen. Denn nun hat er die größere Zahl für sich.

Der 16. Juli ist der erste Mobilmachungstag. Diesmal ist auch die Mobilmachung ungehemmt von politischen Rückständen. So vollzieht sie sich wie ein Uhrwerk. Der Stra=

tege erzählt später, daß die Mobilmachungstage für ihn die ruhigsten gewesen seien. Die Eisenbahnen funktionieren glatt. Zur Beförderung eines Korps mit Bagage benötigt man nur 5½ Tage. Die Ausladungen gehen teilweise in rückwärts gelegenen Orten vor sich, da man doch einen überraschenden Vorstoß der Franzosen fürchtet. In den ersten Augusttagen stehen drei Armeen in den für sie bestimmten Aufmarschgebieten. Die erste unter General von Steinmetz (Stabschef: General von Sperling) bei Wittlich, nördlich von Trier. Bestehend aus dem VII. und VIII. Korps nebst einer Kavalleriedivision, etwa 60 000 Mann. Die zweite Armee unter Prinz Friedrich Karl (Stabschef General von Stiehle) in der Gegend Homburg—Neukirchen. Bestehend aus dem III., IV., X. und dem Gardekorps sowie zwei Kavalleriedivisionen. Ungefähr 134 000 Mann. Dazu eine Reserve bei Mainz, das IX. und XII. Korps. Etwa 60 000 Mann. Die dritte Armee unter dem preußischen Kronprinzen (Stabschef: General von Blumenthal) bei Landau und Rastatt umfaßt das V. und XI. Korps, das I. und II. bayerische Korps, je eine württembergische und badische Division sowie eine Kavalleriedivision. Hinzukommen noch die Korps I, II und VI, etwa 100 000 Mann, die sich vorläufig noch in der Heimat befinden, da die in Frage kommenden Bahnen erst nach dem 21. Mobilmachungstage für diese Korps frei werden. Und die — ein geheimer Grund — eventuell gegen Österreich eingesetzt werden müßten, was sich aber bald als unnötig erweist. Krakehl-Frankreich hat keine Alliierten. Die vor dem Feind stehenden Heere zählen damit vorerst 584 000 Mann; später werden sie auf 627 000 wachsen und einschließlich Besatzungen und Etappe werden im Verlaufe des Krieges über 1 Million Deutsche die Grenze überschreiten.

In der Heimat verbleiben etwa 350 000 Mann. Davon sind die 17. Infanteriedivision und vier Landwehrdivisionen als Kampftruppen anzusehen. Sie sind zum Schutz der Nord- und Ostseeküste gegen eine etwaige französische Flotten-Expedition bestimmt. Ihr Kommandeur ist Vogel von Falckenstein, der hier seine Sünden von 1866 abzubüßen hat.

Die Franzosen können mit sieben Korps und der kaiserlichen Garde nur 320 000 Mann insgesamt aufbringen. Ihre Hauptarmee unter Bazaine steht in Lothringen, vorwärts

Metz, während Mac Mahon, der einige Tage später den Befehl über das erste, fünfte und siebente Korps erhält, das Elsaß deckt. Aber an der Armee Mac Mahon erweist sich die französische Verwirrtheit. Das erste Korps (Mac Mahon) sammelt sich bei Straßburg, das fünfte (Failly) bei Bitsch, das siebente (Felix Donay) bei Belfort. Ähnlich verstreut stehen die Truppen Bazaines. Die Franzosen hatten anfänglich den Angriff über die Grenze tragen wollen, aber die Mobilmachung war eine Katastrophe ohnegleichen gewesen. So warf man einfach die Kaders an die Grenze und bemühte sich vergebens, den Ersatz nachzubekommen. Damit war der Hauptschlag der Franzosen schon vor der Geburt mißglückt.

☆

Welcher Hauptschlag? —

Dies erzählt uns treffend ein Zeitgenosse jener Tage. — Am 29. Juli 1870 erschien in der Londoner „Pall Mall Gazette", einer Bürger-Zeitung, ein Aufsatz: „Über den Krieg".

„Obgleich bisher noch kaum ein Schuß gefallen ist, ist doch schon eine erste Etappe des Krieges vorüber, die mit einer Enttäuschung für den französischen Kaiser geendet hat. Einige Bemerkungen über die politische und militärische Situation werden dies beweisen.

Es ist jetzt völlig unbestritten, daß Louis Napoleon hoffte, den Norddeutschen Bund von den süddeutschen Staaten isolieren und die Abneigung gegen Preußen, die in der Bevölkerung der neu annektierten preußischen Provinzen besteht, ausnützen zu können. Ein schneller Vorstoß gegen den Rhein mit soviel Truppen, wie nur irgend zusammengerafft werden können — ein Übergang über diesen Fluß, etwa zwischen Germesheim und Mainz, ein Vormarsch in der Richtung auf Frankfurt und Würzburg —, das alles schien dies bewirken zu können. Die Franzosen würden dadurch die Verbindungen zwischen dem Norden und dem Süden beherrschen und Preußen zwingen, in aller Eile sämtliche verfügbaren Truppen zu einem Feldzug an den Main zu werfen — ganz gleich, ob sie marschbereit sind oder nicht. — Der ganze Mobilmachungsprozeß der Preußen wäre gestört und alle Chancen wären auf seiten der einmarschierenden Franzosen, die die Möglichkeit hätten, die Preußen der Reihe

nach, so, wie sie aus den verschiedenen Teilen des Landes heranrückten, zu schlagen. Nicht nur politische, sondern auch militärische Gründe sprachen für ein solches Unternehmen. Das französische Kadersystem ermöglicht eine weit schnellere Konzentration von etwa 120 000 bis 150 000 Mann als das preußische Landwehrsystem. Die Friedensstärke der französischen Armee unterscheidet sich von der Kriegsstärke nur durch die Zahl der beurlaubten Mannschaft und durch das Fehlen der Depots, die erst bei der Mobilmachung formiert werden. Die Friedensstärke des preußischen Heeres umfaßt dagegen weniger als ein Drittel der Kriegsstärke. Überdies sind nicht nur die Mannschaften, sondern auch die Offiziere der übrigen zwei Drittel in Friedenszeiten Zivilisten. Die Mobilisierung dieser ungeheuren Menschenmassen braucht Zeit; sie ist außerdem ein verwickelter Prozeß, der beim plötzlichen Einfall einer feindlichen Armee völlig in Unordnung geraten müßte. Dies ist der Grund, warum der Krieg durch den Kaiser so plötzlich vom Zaun gebrochen wurde. Wenn Napoleon nicht einen solchen unerwarteten Überfall geplant hätte, wäre die starke Sprache des Herzogs von Gramont und die überstürzte Kriegserklärung absurd gewesen.

Aber der plötzliche, heftige Ausbruch des nationalen Empfindens in Deutschland vereitelte einen solchen Plan. Louis Napoleon stand nicht König Wilhelm „Annexander"*), sondern der deutschen Nation gegenüber. In diesem Falle war aber an einen kühnen Vorstoß über den Rhein, selbst mit 120 000 bis 150 000 Mann, nicht zu denken. Anstatt eines überraschenden Überfalles mußte ein regulärer Feldzug mit allen verfügbaren Kräften unternommen werden. Die Garde, die Armeen von Paris und Lyon und die Korps des Feldlagers von Chalons, die für den ursprünglichen Plan genügt hätten, waren kaum ausreichend, den bloßen Kern der großen Invasionsarmee zu bilden. So begann die zweite Phase des Krieges — die der Vorbereitung auf einen langen Feldzug; und von diesem Tage an begannen sich die Chancen eines endgültigen Erfolges für den Kaiser zu verschlechtern."

Wer war der scharfsichtige Verfasser, der besser als jeder andere die Lage durchschaute? — Ein Deutscher, der einstmal Einjährig-Freiwillige bei der Garde-Artillerie. F r i e d-

*) Spottname auf König Wilhelm wegen der Annexionen von 1866.

rich Engels, der Freund des Karl Marx, im Kreise seiner Genossen der „General" genannt. Friedrich Engels wird von nun an in London mit seinen Artikeln „Über den Krieg" den gesamten Kampf begleiten. So gut begleiten, mit so treffenden Voraussagungen und Kombinationen, daß im deutschen Hauptquartier nachgeforscht werden wird, ob dieser weitab vom Schuß sitzende Stratege der „Pall Mall" nicht einen Verbindungsmann habe, der ihm die Nachrichten zustecke! — Aber es ist ein Irrtum. Engels steht ganz allein und klaubt sich seine Unterlagen nur aus den Heeresberichten und den Mitteilungen der Kriegsreporter zusammen. Auf diese genial einfache Art kommt das bedeutendste liberale Bild dieses Krieges von 1870—71 zustande.

Was hier vor sich geht, ist kein Zufall. Friedrich Engels ist der erste in einer Reihe bedeutender Marxisten bis Radek, die scharfsichtig jeden Zug der deutschen Armee, jede Arbeit des Generalstabes verfolgen, kommentieren und von ihr lernen. Gewissermaßen aus innerer Verwandtschaft heraus. Das deutsche Heer und der deutsche Generalstab sind von 1870 ab die stärksten Exponenten der liberalen Kriegs- und Massenführung. Was an beiden preußisch ist, hassen die Marxisten wie die Sünde, was an ihnen aus der „Ich"-Epoche geformt, das hat ihr liebevollstes Interesse. So wie jener Moltke, wollen auch einmal Marx und Engels die Massen führen. Nach großem vorbedachten Plan, unter dem siegreichen Banner der Zahl. — So sind Engels' Aufsätze keine reinen „Kriegsberichte". Immer wieder gibt er lange Ausführungen über die innere Struktur, über den Aufbau der deutschen Armee. Selbstverständlich photographiert er nur Oberfläche, gespickt mit Gehässigkeiten gegen Bismarck und Preußen (nie gegen Moltke!), aber den wesentlichen Kern des liberalen Prinzips — Boyens allgemeine gleiche Wehrpflicht — schält er klar heraus. In diesen für ein Bourgeois-Blatt bestimmten Aufsätzen erkennt man den Krieg von 1870—71 als das, was Moltke schon in seinem Vorwort zum Generalstabswerk angedeutet: als den unverfälschtesten, auf dem Höhepunkt der Epoche ausgepaukten liberalen Krieg Europas. Der Generalstab erreicht in seinem Verlauf seine höchste innere Höhe, die Vernichtungsstrategie feiert ihre klassischen Triumphe, Masse und Technik bestimmen das Schlachtfeld.

Wenn die Marxisten Deutschlands die Aufsätze des Friedrich Engels gelesen hätten, anstatt dem noch aus der Bürger-Rentnerzeit des Jean Jacques kommenden, immer duseliger werdenden Pazifismus nachzutraben, dann hätte der Schluß dieser Epoche ein anderes Gesicht gehabt.

☆

Am 2. August langten der König und das große Hauptquartier in Mainz an. Die Fahrt war ein Jubelzug durch ein begeistertes Land gewesen. Als Moltke in Köln einmal ausstieg, wäre er von der begeisterten Menge um ein Haar erdrückt worden. So sehr ist bereits im Volke der Gedanke an Sieg mit seiner Person verknüpft. Der besorgte König ließ Erkundigungen einziehen, ob sein Stratege auch wieder heil in den Zug gelangt sei, was einem patriotischen Tagesdichter den Anstoß zu dem, Moltkes Popularität kennzeichnenden Verse gab:

„Hei, wider den Napoleon
Mußt' König Wilhelm kriegen!
Schon saß zu Köln er im Waggon —
„Ist Moltke eingestiegen?"
Der König fragt's, sie sagen ja,
Und drauf der König spricht: „Na, da
Können wir weiterfahren!"

☆

„Die Operation gegen Frankreich wird einfach darin bestehen, daß wir möglichst geschlossen einige Märsche auf französischen Boden vorgehen, bis wir der französischen Armee begegnen, um dann die Schlacht zu liefern. Die Richtung dieses Vorgehens ist im allgemeinen Paris, weil wir in derselben am sichersten den Zielpunkt des Vorgehens, das feindliche Heer, zu treffen erwarten dürfen." Moltkes Plan ist also, wie stets, zurückhaltend, ohne Phantasterei; er weiß, daß man für eine Armee nur den Aufmarsch gutsagen kann und nach der ersten Schlacht bereits alle Bedingungen verändert sind. Aber doch läßt der Aufmarsch bereits durchblicken, wie auch die Armee-Einteilung, daß er an ein neues Königgrätz dachte. Die zweite Armee sollte den Feind in der Front festhalten, die erste ihm in seine linke Flanke fallen und die dritte den in Elsaß stehenden Mac Mahon auf die

französische Hauptarmee, die „Rheinarmee", zurückwerfen, und so sollte der Gegner zur großen Hauptschlacht gepackt werden. Dazu ist es nicht gekommen. Es wurde kein Cannae, noch nicht!

Während die Deutschen den Gegner durchaus nicht unterschätzten, ihm immer noch Offensiv-Absichten zutrauten, saß der französische Kaiser in seinem Hauptquartier bereits in tödlicher Verlegenheit. Denn der schlimmere Feind stand im Rücken. Das waren die Redaktionen der Pariser Blätter, die ungeduldig nach der ersten Siegesnachricht telegraphierten, das waren die Flaneure auf den Boulewards. So entschloß man sich am 2. August, mit dem II. Korps (General Frossard), das von St. Avold bis vor Saarbrücken gerückt war, einen Vorstoß zu machen. Frossard besetzte die Höhen vor der Stadt und ließ Kanonen auffahren, im Beisein des Kaisers und des Kronprinzen Louis Napoleon („Lulu"), der die erste Mitrailleuse — diesen Großvater des M.G. — auslösen mußte. Der Oberst von Pestel, der Führer der in Saarbrücken befindlichen Vorhut, tut, was er kann. Er hat etwa 1400 Mann bei sich, drei Bataillone, vier Schwadronen und eine Batterie, und er läßt sie tüchtig schießen, herumgaloppieren, die Uniformen wechseln, so daß Frossard tatsächlich glaubt, einer respektablen Macht gegenüberzustehen und aus allen Rohren das Bombardement auf Saarbrücken eröffnet. Pestel zieht die Angelegenheit drei Stunden lang hin, und weicht nur, als er Befehl dazu erhält. Es ist eine lächerliche Sache, aber die Siegestelegramme nach Paris sind bombastisch. Übrig bleibt von dieser Schlacht bei Saarbrücken nichts als der höhnische Vers eines deutschen Poeten auf den kleinen Lulu:

Ist das nun nicht eine Sünde
An so einem jungen Kinde,
Das noch nicht mal konfirmiert,
Daß man es zum Blutdurst führt?"

☆

Aber am gleichen Tage sendet Moltke dem Kronprinzen den Befehl, gegen Mac Mahon vorzumarschieren, da immer noch befürchtet wird, derselbe könnte Angriffsabsichten hegen und der zweiten Armee in die Flanke fallen. — So wird am

4. August die Grenze überschritten, und in breiter Front marschiert die dritte Armee auf die Linie Weißenburg—Lauterburg los, — also nicht nach Westen, sondern nach Südwesten.

Mac Mahon hatte von seinen drei Korps nur das eigene, das I. Korps, sowie eine Division des VII. zur Verfügung. Mit dieser Streitmacht hatte er bei Wörth eine überaus starke Stellung bezogen und eine Division unter dem General Abel Douay bis Weißenburg an der Lauter vorgeschoben. Gott allein weiß, warum er dies tat, denn als Vorhut war Douays Truppe zu stark, um aber den Feind aufzuhalten, war sie zu schwach. Bereits am 4. August stießen die Bayern auf dem rechten Flügel der Kronprinzen-Armee auf diese Division Douay. Die Frühsonne schien bald auf ein heftiges Gefecht. Weißenburg wurde von dem V. Korps unter General von Kirchbach gestürmt, während das XI. Korps über die Lauter ging, um den Geisberg, den rechten Flügel der Franzosen, zu umfassen. Angesichts dieser Übermacht befahl Douay um 10 Uhr den Rückzug. Um diesen zu decken, hielt er selbst das Schloß Geisberg mit einer starken Nachhut. Die siebenten Königs-Grenadiere stürmten mehrmals vergeblich an, endlich gelang es, Artillerie auf den Geisberg zu bringen. Beim letzten Sturm der Preußen spang Douay selbst an eine Mitrailleuse; ein Schuß warf ihn tot neben der Waffe nieder. Das Schloß wurde genommen. —

Es war keine große Affäre. Eine französische Division hatte sich gegen zwei deutsche Armeekorps gewehrt. Die deutschen Verluste waren verhältnismäßig groß: 91 Offiziere und 1460 Mann. Der Hauptteil der Franzosen entkam über Klimbach. — Aber in der Heimat schlug es ein. Bayern und Preußen hatten nebeneinander gefochten, die Einheit war besiegelt. Weißenburg war das Lüttich jenes Krieges.

☆

Am 5. August marschierte die Kronprinzen-Armee weiter vor mit den Richtungspunkten Hagenau und Reichshofen. Der nächste Tag sollte ein Ruhetag werden, aber schon am Abend hatten Bayern und das V. Korps bereits wieder Fühlung mit dem Feinde. Die Nacht hindurch flackerte das Gefecht vor Wörth immer wieder auf. Bereits um 7 Uhr

früh ging die 20. Brigade über die Sauer, drang in die Stadt, hinter welcher die vom Feind besetzten Höhen lagen.

Noch heute ist derjenige erstaunt, der über das Schlachtfeld von Wörth schreitet. Die nur langsam ansteigenden Wiesen der Sauer werden von bewaldeten Höhen überlagert. Wein- und Hopfenpflanzungen machen das Gelände für den Verteidiger als Deckung vorteilhaft.

Schlüsselpunkt der französischen Stellung war Fröschweiler. Von dort zog sich die französische Stellung nach links bis vor Langensulzbach, nach rechts bis Albrechtshäuserhof und den Niederwald. Das II. bayerische Korps griff von Langensulzbach her an, das V. Korps stürmte die Front, das XI. versuchte den Feind von links zu überflügeln. Das V. Korps fuhr am anderen Ufer der Sauer über hundert Kanonen auf, betrommelte die französischen Schützengräben auf den Hügeln und dann watete die Infanterie durch den Fluß. Aber das Chassepot-Gewehr reicht weiter als die preußische Zündnadel. Mühsam können sich die Truppen am feindlichen Ufer halten. Da trifft der Befehl des Kronprinzen ein, die Schlacht abzubrechen. Der Führer will sich mit gesamter Kraft auf den Gegner werfen und daher den Rest der Armee erwarten. Die Bayern bei Langensulzbach folgen dem Befehl, aber beim V. Korps tritt das ein, was noch lange Zeit eine große Verlegenheit für die oberste Führung bedeuten sollte: die Truppen können sich in ihrer Verbissenheit vom Feinde nicht mehr lösen. General von Kirchbach muß das Gefecht auf eigene Verantwortung weiterführen.

Der deutsche Elan ist ungeheuer. Offiziere und Soldaten scheinen geradezu von einer Angst beherrscht zu sein, sie könnten nicht mehr an den Feind kommen. Bismarck schrieb später, die Soldaten ließen sich nur mit Mühe davon abhalten, die Köpfe in die Mündungen der französischen Kanonen zu stecken. Es ist diese Art von Tapferkeit, die beim Gegner Grausen erregt. „Wie lieben diese Menschen den Tod!", so wird der Tiger Clemenceau noch 1929 von den Deutschen sprechen und wird ihnen vorwerfen, sie hätten geradezu einen Kultus des Todes gepflegt. Sicher hat er hierbei an die ihm nur zu bewußten Tage von 1870 gedacht, wo er diese Todstürmer zum erstenmal kennenlernte.

— Jedenfalls, das Gefecht ist nicht mehr aufzuhalten. Auf dem linken Flügel stürmen die Männer vom XI. Korps Albrechtshäuserhof, durchschreiten den Niederwald und stoßen gegen Morsbronn. —

Da braust es heran! — Ein prächtiges, buntes — — und nutzloses Bild. Zwei französische Kürassier-Regimenter und ein Lancier-Regiment, tausend Pferde, reiten Attacke gegen die Deutschen. Aber zum Unglück ist das Regiment Nr. 32 in gesamter Front entwickelt und nach etlichen Salven ist der Angriff zersprengt.

Es geht weiter auf dem linken Flügel. Die Artillerie schießt Elsaßhausen in Brand, die Infanterie stürmt, ein furchtbares Handgemenge zwischen stürzenden Häusern, hilfloses Vieh rast in Rudeln herum, jede einzelne Mauer wird genommen — und bald stehen die Deutschen vor Fröschweiler, derweil in der Front jetzt das gesamte V. Korps über die Sauer gelangt ist. Mac Mahon will sich der Umklammerung erwehren durch Gegenstoß. Wieder muß die Kavallerie heran. Die Division Bonnemains aber hat ebensowenig Glück wie die Kürassiere. Ein rasendes Schnellfeuer wirft sie auseinander, ehe sie überhaupt an den Feind kommt. — Und jetzt gegen Fröschweiler, den Schlüsselpunkt des Feindes! Kanonen werden in die Infanterielinie gezogen, Kartätschen fliegen die Dorfstraßen entlang, und in dem gleichfalls brennenden Ort entspinnt sich der letzte wütende Kampf. Dann — es ist 5 Uhr geworden — fluten die Franzosen in aufgelösten Haufen gegen Reichshofen und Niederbronn zurück.

Der Tag ist teurer als Königgrätz; 489 Offiziere und 10 000 Mann. Das französische Heer galt bisher nicht umsonst als das beste der Welt. Aber die Armee Mac Mahon ist erledigt. So erledigt, daß der ihr leider zu langsam nachrückende Kronprinz sie nicht mehr erreichen kann. Bis eine Woche später das Rätsel sich löst: Mac Mahons Truppen sind von Luneville mit der Bahn in das Lager von Chalons abtransportiert worden.

☆

Am gleichen Tage fällt auch bei der zweiten Armee die erste Entscheidung. Die Korps des Prinzen Friedrich Karl hatten Befehl bekommen, aus ihren Sammellagern bei

Homburg-Zweibrücken an die Saar vorzumarschieren. Der linke Flügel sollte dann etwa bei Saargemünd, der rechte bei Saarbrücken zu stehen kommen. Auf Saarbrücken waren das III. und X. Korps angesetzt worden, denen das IX. und XII. folgen sollten. Die erste Armee, General von Steinmetz, die aus ihren Quartieren in die Trier-Gegend abgerückt war, sollte bei Tholey, also gewissermaßen in der Flanke stehenbleiben. — War das Ansetzen von vier Korps auf einen Richtungspunkt schon bedenklich, so wurde dieser Aufmarsch durch den eigensinnigen Steinmetz vollkommen verwirrt.

Steinmetz war ein guter Korpschef, aber kein Armeeführer. Auch er schien einzig von der Furcht besessen zu sein, der Krieg könnte zu Ende gehen, ehe er an den Feind gekommen. Überdies ist er der letzte eigensinnige Frondeur gegen den Generalstab; mit Moltke liegt er im Hader. So ging er über Tholey ebenfalls auf Saarbrücken los. Und das Schicksal wollte, daß die vierzehnte Division (Kameke) des dem General Steinmetz unterstellten VII. Korps zuerst in Saarbrücken anlangte. „Da die Truppen noch frisch waren", marschierte General von Kameke durch die Stadt hindurch, und da er den Feind auf dem Rückzug glaubte, preschte er weiter, um die, wie es schien, bei Spichern auf den Höhen stehende feindliche Nachhut anzupacken. Aber das sofort einsetzende furchtbare Feuer zeigte, daß hier das gesamte II. Korps des Generals Frossard stand. Kameke konnte nicht mehr zurück und wollte auch nicht. Die Schlacht begann.

Wiederum waren die Franzosen in vorteilhaftester Stellung. Die steilen Höhen hatten als Zentrum ein steiles Felsmassiv, der rote Berg, dichte Waldungen verbargen die feindlichen Schützengräben, die zur Rechten in den Gifert-Wald verliefen und sich zur Linken an die umfangreichen Grubengebäude der Zechen bei Stiering-Wendel anlehnten.

Es wurde ein toller Hexensabbath. Sämtliche deutsche Formationen, die den Gefechtslärm vernahmen, eilten herbei und warfen sich, wie sie ankamen, in die Schlacht. Zwei aus Königsberg in Preußen ankommende Batterien sind tatsächlich bis auf das Kampffeld geeilt. Die dreizehnte Division griff ein, nach ihr die sechzehnte Division, kurz, erste und zweite Armee lagen durcheinander, sämtliche Formationen vermischten sich, alles hatte nur einen Trieb: ran an

den Feind! Die Befehlsübergabe wurde immer schwieriger, dazu kam noch, wie selbst Moltke in seinem Generalstabsbericht klagt, daß nacheinander drei Kommandierende Generale auf dem Schlachtfeld eintrafen und der Oberbefehl ständig wechselte.

Wer in den Augusttagen 1914 den Vormarsch durch Belgien und Frankreich miterlebt hat, ermißt am besten die Stimmung. Kampfordnung, Taktik, alles wurde belanglos, der Furor war zu groß. Ein halbes Jahrhundert Stillliegen brach jetzt aus den Kerlen. Um 1 Uhr stürmten die 74er Füsiliere unter Führung des Generals von François den roten Berg. Der General fällt von fünf Kugeln durchbohrt, aber niemand hält sich auf. Der rote Berg wird gehalten.

Auf beiden Flügeln, sowohl im Gifert-Wald als auch bei Stiering-Wendel, machen die Franzosen verzweifelte Gegenangriffe, aber es ist nutzlos. Um 4 Uhr stößt die vierzehnte Division bereits gegen die Forbacher Chaussee, die Rückzugsstraße des Feindes, vor. Aber noch bis 9 Uhr tobt das Gefecht. Dann zieht sich Frossard nach Oetingen zurück. — Die Preußen verloren 5000, die Franzosen etwas über 4000 Mann. Es ist ein Glück, daß die hinter Frossard stehenden Korps sich nicht der gleichen Kameradschaftlichkeit befleißigten, mit der die preußischen Führer einander zu Hilfe kamen.

Eine nicht gewollte Schlacht, eine Verwirrung, obwohl Moltke in seiner vornehmen Art im Generalstabsbericht ihr Gerechtigkeit widerfahren läßt. „Der Waffen Erfolg wird immer dankbar akzeptiert und ausgenutzt werden." — Aber der politische Gewinn von Wörth und Spichern ist gewaltig groß. Jetzt erst beginnen in Österreich die Revanchepläne zu schwinden, jetzt erst läßt der „dankbare" Viktor Emanuel, der bereits zwei Jahresklassen der Reserve einberufen hatte und „lieber heute als morgen" losschlagen wollte, seine diesbezüglichen Absichten fallen. „Armer Kaiser, ich bedauere ihn, aber ich bin glücklich davongekommen." — Auch Dänemark beruhigt sich. Überhaupt das gesamte Europa legt langsam die Finger an die Hosennaht, und Rußland läßt in Wien wissen, daß eine österreichische Kriegserklärung an Deutschland sofort mit dem Einmarsch von 300 000

Russen in Galizien beantwortet werden würde. Wie überhaupt Rußland den ganzen Krieg hindurch Deutschland bestens die Flanke gedeckt hat.

☆

Die französische Armee ist verwirrt, entmutigt. Bazaine und der Kaiser wollen das Heer zurücknehmen und im Lager von Chalons auffrischen, um dann mit Mac Mahon zusammen in besserer Stellung den Feind zu erwarten. Aber welcher französische General kann nach diesen Schlachten so etwas wagen? Käme der Kaiser jetzt nach Paris zurück, so wäre das die Revolution. Die als Regentin zurückgelassene Eugenie wird nicht müde, dies in ihren Telegrammen zu betonen. Bazaine, der die Armee in und um Metz zusammengezogen hat, schwankt. Aber schließlich, am 14. August, entschließt er sich zum Westabmarsch nach Verdun.

Moltke hat unterdessen eine Rechtsschwenkung der Armee eingeleitet, er will den Gegner nach Norden abdrängen. Am 13. steht die erste Armee an der französischen Nied, die zweite Armee an der Seille und ihr linker Flügel besetzt bereits Pont à Mousson an der Mosel. So geschieht es, daß die Vortruppen der ersten Armee die Abmarschbewegungen des Feindes erkennen und ihn festzuhalten versuchen. Am 14. August, 4 Uhr nachmittags, packen die Deutschen bei Colombey zu, worauf das III. französische Korps sofort kehrtmacht und die Schlacht entbrennt. Es ist wiederum ein furchtbares Ringen, das bis in die Nacht hinein währt und 200 Offiziere sowie 5000 Mann kostet.

Aber die Absicht, den Feind am Abmarsch zu hindern, ist erreicht. Erschöpft lagern Bazaines Truppen westlich der Stadt Metz. Da die Forts der Stadt dem Weiterdringen der Deutschen Einhalt gebieten, kann Bazaine es sich leisten, eine „siegreiche Schlacht" in die Welt hinauszutelegraphieren, und der Stratege in London müht sich einen ganzen Artikel hindurch ab, die Situation zu klären, wobei er aber sehr scharfsichtig das Richtige trifft. Es ist überhaupt erfrischend, wie skeptisch sich Engels den französischen Heeresberichten gegenüber verhält, während er den deutschen den Vorwurf macht, daß sie „zu bescheiden" seien.

☆

Aber 24 Stunden später, in seinem Aufsatz vom 19. August, lobt der „General" in London seinen Kollegen Moltke in begeisterter Form:

„Wenn General Moltke auch ein alter Mann ist, seine Pläne atmen die ganze Energie der Jugend. Nicht zufrieden damit, daß er seine große Armee schon einmal zwischen einen Flügel der Franzosen und den Rest ihrer Truppen getrieben hat, wiederholt er jetzt dasselbe Manöver und anscheinend mit gleichem Erfolg. Wenn er nur seinen geraden Marsch zur Marne fortgesetzt und die rechte Flanke und den Rücken der Franzosen während ihres parallelen Marsches nach demselben Ziel gestört hätte, so würde er nach der Meinung der meisten militärischen Kritiker vollkommen genug getan haben. Aber es war kaum zu erwarten, daß er den Beinen seiner Soldaten solche großen Kraftanstrengungen zumuten würde, wie er es jetzt getan zu haben scheint. Was wir für bloße Angriffe einzelner Korps auf die exponierte Flanke und den Rücken dieser langen marschierenden Kolonne, die sich von Metz nach Verdun bewegt, gehalten haben, scheint die Rekognoszierung gewesen zu sein, die einem allgemeinen Angriffe vorausgeht. Drei oder vier deutsche Armeekorps sind in einem Halbkreis südlich um Metz herummarschiert; ihre vordersten Truppen erreichten die französische Marschlinie am Dienstag morgen und überfielen sie plötzlich."

Diese Bewegung geschah am 16. August und hatte zur Absicht, wie Engels sehr richtig feststellt, die von Metz abmarschierende, sich auf Verdun zu bewegende Heereskolonne anzufallen und nach Norden abzudrängen, oder in die Festung zurückzuwerfen. Um diese Bewegungen mit größter Planmäßigkeit leiten zu können, geschieht bereits am 14. das Außerordentliche: die Armee-Oberkommandos erhalten keine Direktiven mehr, sondern Moltke stellt den einzelnen Korps die Befehle unmittelbar zu. Es ist fast wie ein Zurückgehen in die „Wir"-Epoche. Und diese Maßnahme ist — angesichts der Massen — auch nur 48 Stunden hindurch tragbar. Welche Folgen aber die Aufhebung dieser Verfügung hat in dieser Stunde zeigt sich bereits am 16. August. Prinz Friedrich Karl, wieder die Befehlsgewalt in den Händen, glaubt den Feind bereits abgerückt und läßt daher den linken Flügel der Armee nicht einschwenken, sondern sucht die Maas zu erreichen, um, wie er hofft, dort den Gegner zu

erwischen. So marschieren nur das III. und X. Korps nach Norden, und der ersteren Formation ist es vorbehalten, den Ruhm dieses 16. August zu ernten. Unter Führung des Generals von Alvensleben stößt das III. Korps vormittags gegen 10 Uhr auf den Feind in der Linie Mars-la-Tour—Vionville und sieht sich bald der gesamten gegnerischen Armee gegenüber. Die fünfte, von Gorze aus vorstoßende Division greift rechts Flavigny (südöstlich von Vionville) an, wobei das 52. Infanterieregiment im Bois de St. Arnould furchtbare Verluste erleidet. Die sechste Division, welche links von der fünften auf Mars-la-Tour zumarschieren soll, um die nach Westen führende Straße nach Etain für die Franzosen zu sperren, dreht bei Tronville nach rechts ab, da sie die Situation erkennt und wirft sich ebenfalls gegen die Linie Flavigny—Vionville, so daß nunmehr das III. Korps mit dem Gesicht gegen Osten kämpft. Vionville wird genommen und der rechte Flügel der Franzosen ostwärts auf Rezonville geworfen. Es ist umsonst, daß sich das französische Gardekürassierregiment in die Bresche wirft. Schnellfeuer des Regiments Nr. 52 sprengt die Reiter auseinander. Jetzt schickt Canrobert eine frische Brigade gegen Vionville. Das deutsche Korps ist restlos am Ende, die Munition ist nahezu verschossen, Reserven sind keine mehr vorhanden. Und da ereignet sich jener Opferritt der Brigade Bredow. Magdeburger Kürassiere und altmärkische Ulanen reiten dem Feind entgegen. 800 Mann. Es ist die einzige Episode des Krieges, die dem Dichter echte Töne entlockt hat, während sonst der Niederschlag des deutschen Ringens von 1870—71 in der deutschen Literatur beängstigend arm ist. In wildestem Tempo rasen die Preußen auf den Feind los. „Zwei Kolonnen Fußvolk, zwei Batterien — wir haben sie niedergeritten." Über zweitausend Meter geht die Attacke, alles, was dazwischen steht, wird niedergesäbelt, und erst nach diesen zweitausend Metern wildes Umkehren, da von allen Seiten französische Reiterei herbeieilt. Abermals geht der Höllenritt zurück, erneut durch feindliche Infanterie hindurch. Von 800 Mann bleiben über 400 am Boden liegen, und mit Recht läßt der Dichter den Spielmann vergeblich sich mühen, auf der zerschossenen, kläglich klingenden Trompete das Sammelsignal zu blasen. — „Um die Toten klagte die wunde." — Aber die Franzosen

stellen den Angriff auf Vionville ein. Jetzt, — es ist nachmittags 3 Uhr geworden, — kommt dem III. Korps, das sieben Stunden nahezu allein gefochten hat, die Hilfe. Links greift das X. Korps ein, nimmt vor Tronville gegen Mars-la-Tour Stellung, rechts gehen Teile des VIII. vor. Wütende Geschützkanonaden, Kavallerieattacken und Infanteriestürme wechseln einander ab. Bei Mars-la-Tour setzt der Franzose 25 Reiter-Schwadronen zum Angriff ein, denen sich 22 deutsche Schwadronen entgegenwerfen. Eine riesige Staubwolke verhüllt gegen 7 Uhr das Feld. 5000 Pferde stampfen wild durcheinander, dann ist der Franzose geworfen. Als die Dämmerung hereinbricht, ist die Schlacht gewonnen, die französische Stellung erobert, der Abmarsch verhindert.

Auf dem Schlachtfeld liegen 16 000 Deutsche.

☆

Es naht die Entscheidung.

Nach diesem 16. August konnte Bazaine keinen Abmarschversuch mehr wagen. Er mußte ebenfalls eine Entscheidung darüber suchen, ob er sich von Metz ungefährdet entfernen konnte, oder ob er bei der Festung verbleiben mußte. So bezog er eine neue Stellung, welche durch die Natur hierfür wie geschaffen war. Ein Höhenzug, teilweise bewaldet, bot das Rückgrat der Linie, die von Roncourt über St. Privat, Amanweiler, Chatel bis Rozerieulles verlief, von Nordwest nach Südost. Der Südflügel lehnte sich also an Metz an, wodurch Bazaine sich bestens gedeckt glaubte. In dieser Linie stellte er von Nord nach Süd das VI., IV., III. und II. Korps auf und die Garde in Reserve bei Plappeville. Vor dieser Linie lagen als befestigte Stützpunkte im Norden — zwischen Roncourt und St. Privat — der Ort St. Marie aux Chenes, im Süden der Pachthof St. Hubert (vor Chatel) und in Steinbrüche von Point du Jour. Bazaine hat insgesamt 122 000 Mann unter seinem Kommando, die Deutschen senden ca. 186 000 in die Schlacht. Es ist ein seltsamer Aufmarsch von beiden Seiten, und jetzt zeigt sich erst die Kühnheit des Moltkeschen Planes. Die Franzosen kämpfen mit dem Gesicht nach Westen, die Deutschen stürmen gewissermaßen ihrer Heimat zu, von der sie im Fall einer Niederlage abgeschnitten sind. — — Am 18. August, um 6 Uhr früh, begeben sich der König und Moltke auf eine

Höhe bei Flavigny, die Operationen beginnen, und um 12 Uhr donnern die ersten Kanonenschüsse über das Land. Die Deutschen verlegen ihr Schwergewicht auf den rechten Flügel, um vor allem über Gravelotte die Südflanke der Franzosen zurückzuwerfen. In der Mitte greift der General von Manstein mit dem IX. Korps die französische Front bei Amanweiler an in der Meinung, dies sei bereits der rechte Flügel der Franzosen. Denn die links von ihm weiter verlaufende französische Stellung bei St. Privat kann er nicht überblicken. Furchtbare Verluste sind die Folge. Französische Gegenstöße legen die Mannschaften ganzer Batterien um. Erst als rechts und links das XII. und das Gardekorps zu Hilfe kommen, bekommt Manstein wieder Luft. 130 deutsche Geschütze, nach Norden bis St. Ail reichend (rechts vor St. Privat), bombardieren die französischen Stellungen, wodurch der Feind hier vom Durchbruch zurückgehalten wird. Preußische Garde und Sachsen stürmen um ½4 Uhr St. Marie aux Chenes. Gegenstöße der Franzosen werden von der Artillerie niedergehalten.

Während so auf dem linken Flügel der Angriff fortschreitet, kommt Steinmetz mit der ersten Armee auf dem rechten nicht vorwärts. 16 Batterien, rechts und links von Gravelotte aufgefahren, betrommeln den Feind; die Franzosen werden noch anfänglich zurückgedrängt, sogar St. Hubert wird erstürmt, aber dann ist Schluß. Um 4 Uhr setzen die Franzosen sogar mit furchtbaren Gegenangriffen ein, so daß der König sich um 6 Uhr entschließt, den General von Steinmetz zu seinem VII. und VIII. Korps noch das soeben angelangte II. Korps zu geben. Trotz des Widerspruchs seines Generalstabschefs, der diese Maßnahme für bedenklich hält, da der Tag bald zu Ende und man für das Morgen keine frischen Kräfte mehr habe. Aber auch das II. Korps vermag die Entscheidung nicht zu wenden. Die Dunkelheit bricht herein, Freund und Feind fallen ermattet auf das Schlachtfeld, aber die Stellung der Franzosen bei Rozerieulles ist unerschüttert.

Dagegen hat der deutsche linke Flügel die Aufgabe erfüllt. Um 6 Uhr stürmt preußische Garde, unterstützt von Hessen, gegen St. Privat vor.

Aber der hier steht, ist Canrobert mit seinem VI. Korps. Marschall François Certain de Canrobert, alter Afrikaner,

Spießgeselle Napoleons beim Staatsstreich vom 2. Dezember 1851, einer der größten französischen Troupiers. Er hat St. Privat wie eine Festung gespickt. Jede Hecke, jede Mauer, jeder Dachgarten, der Kirchturm, kurz, was sich nur als Verteidigungsstellung benutzen läßt, ist von ihm ausgenutzt worden. Dazu liegt vor St. Privat eine weite Ebene! —

Und der Generalstabsbericht singt das Heldenlied der preußischen Garde. „So waren denn auch die Verluste des zum Angriff auf diese Front vorschreitenden Gardekorps ganz übermäßig. Im Verlauf einer halben Stunde haben fünf Bataillone alle, die übrigen die Mehrzahl ihrer Offiziere eingebüßt, besonders die höheren Führer. Tausende von Todten und Verwundeten bezeichnen die Spur der trotz blutiger Verluste vorschreitenden Bataillone. Immer schließen sich ihre gelichteten Reihen wieder zusammen, und auch unter Führung von jüngeren Lieutenants oder Fähnrichs geht ihr innerer Halt nicht verloren." Bis auf dreihundert Meter arbeitet sich der Deutsche an den Ort heran, aber dann geht es einfach nicht mehr weiter. Erst gegen 7 Uhr, als die Sachsen Roncourt erstürmen und nun vom Norden her gegen Canroberts Festung vorstoßen, bekommt die Garde Luft. Aber der französische Marschall zieht ebenfalls seine Garde heran. Die Deutschen fahren Artillerie auf, 24 Batterien decken St. Privat zu. Die Flammen schlagen hoch. Truppen des X. Korps stoßen noch hinzu und während die Sonne sich senkt, tritt alles an zum letzten Sturm. Jedes Haus wird umkämpft, um die Kirche herum entspinnt sich eine mörderische Schlacht, bis der Rest der Franzosen, noch 2000 Mann stark, die Waffen streckt.

Langsam erstirbt der Kampf, nach Mitternacht räumen die Franzosen auch Amanweiler und langsam bröckelt bis gegen Morgen die französische Front ab.

Bazaine ist nach Metz zurückgeworfen.

☆

Aber — 900 Offiziere und 19 260 Mann hat der Tag gekostet. Das ist zuviel. Zuviel! Der erschütterte König ist nicht in der Lage, das Gardekorps zu besuchen. Schon beim Gedenken an diese Truppe stürzen ihm die Tränen aus den Augen. Die Stimmung im Hauptquartier ist düster. Die

Heimat vergleicht die Verluste. 20 000 Deutsche, — 13 000 Franzosen? — Der Siegesjubel erstirbt.

Aber muß nicht alles so sein? Wenn sie alle genauer hinblickten, würden sie ein Phantom ihrer Epoche bemerken. Die Entscheidungen dieses Jahrhunderts erzwingt der Geist. Aber wenn der Mensch mit Hilfe der ratio den Sieg nicht herunterzuholen vermag, dann versucht er es mit dem anderen Mittel, mit der Materie. Mit der Masse, der Zahl. Das war schon Napoleons letzter Einsatz, wenn das kühne Spiel seines Geistes erlahmte, er aber nicht zurückgehen wollte, nicht durfte, — die frontalen Massenstürme. Leipzig und Waterloo zeigen es. Einer hat seine große Strategie des Geistes begriffen: Moltke. Die Kleinen aber haben nur seine Massenattacken gegen die Front des Feindes verstanden. Und was Manstein im Zentrum und Steinmetz auf dem rechten Flügel an sinnlosem, weil vergeblichem Hineinwerfen von Riesenkolonnen gesündigt, das soll sich später im Weltkrieg wiederholen. Denn für dieses Jahrhundert wird, je mehr es vorschreitet, auch das durch die Menschenrechte geheiligte Individuum nur noch materialistisch gezählt, nicht mehr gewogen. So ist es nicht nur der Elan der Offiziere und Mannschaften, der durch all diese Schlachten hindurch edel und kühn seine Fahne wehen läßt, sondern es ist leider auch dieser verdammt liberale Irrglaube der Armee- und Korpsführer, daß zwanzigtausend Menschen nicht viel mehr sind wie zwanzigtausend Brombeeren oder zwanzigtausend Hufnägel. Eine Million Mann unter den Waffen! Das imponiert, das verführt. Da denken die kleinen Geister nicht, daß die Verluste sich summieren könnten, unwiderbringliche völkische und Bluts-Werte verlorengehen, und nur Moltke klagt in seinem Heeresbericht, legt leise den Finger auf die geschlagene Wunde. „Überhaupt hatten gleich die ersten 14 Tage des August dem deutschen Heer in sechs Schlachten 50 000 Mann gekostet. So schnell konnte in der Heimat natürlich ein Ersatz nicht ausgebildet werden." Aber die Klage wird zur Anklage, wenn er an gleicher Stelle die hohen Offiziersverluste betrauert, die relativ fast 50 Prozent höher sind als die der Mannschaften. 1870 ging der Kelch vorüber, weil der Krieg siegreich, aber das rasende Hinopfern der Chargen von 1914 ist nie mehr zu ersetzen gewesen.

Militärisch und völkisch nicht. — Über 8000 Mann der Garde blieben vor St. Privat liegen; das war bestes Blut! —

Die Führer des linken Flügels waren durch den Erfolg entschuldigt. Auf dem rechten mußte ein Opfer dargebracht werden. General von Steinmetz wird seines Postens enthoben und — viel zu mildes Pflaster — zum Generalgouverneur in Posen ernannt. Er hat manchen Mitschuldigen gehabt, denn fast alle hatten von der Artillerie viel zu wenig Gebrauch gemacht und die Infanterie vielfach unvorbereitet ins Feuer geschickt. Ohne die Korpsartillerie der Garde wäre überhaupt der Tag zu einer Katastrophe ausgelaufen.

☆

Da sich nun eine Belagerung von Metz als notwendig erweist, wird eine Neueinteilung des Heeres vorgenommen. Das I., VII. und VIII. Korps (also die bisherige Armee Steinmetz) sowie das II., III., IX. und X. und zwei Kavalleriedivisionen, insgesamt 150 000 Mann, werden, unter dem Befehl des Prinzen Friedrich Karl, als Belagerungsarmee bestimmt. Die Garde mit dem IV. und XII. Korps sowie zwei Kavalleriedivisionen bilden unter dem Kronprinzen von Sachsen, dem alten Gegner von Königgrätz, die „Maas-Armee"; so wird „Sadowa" liquidiert. Maas-Armee sowie die dritte Armee unter dem preußischen Kronprinzen, welcher an den Kämpfen um Metz nicht teilgenommen hat, sollen nebeneinander an der Maas aufrücken, um dann gemeinsam gegen Chalons vorzugehen, wohin nach der Schlacht bei Wörth die Armee Mac Mahon sich begeben hat. Mac Mahon soll von dem Wege abgedrängt werden, der den großen Richtungspunkt hat: Paris.

Sedan

Eine Woche später, — das große Hauptquartier ist infolge des Vormarsches bereits in Bar le Duc angelangt, und Moltke unternimmt mit dem General von Podbielski am Nachmittag dieses 25. August einen gemütlichen Spaziergang in der Umgebung der Stadt. Ringsum ist tiefer Friede. Die Herren sprechen natürlich vom „Dienst" und unterhalten sich vor allem über die Frage, die zur Zeit überall,

wo drei Offiziere zusammenstehen, debattiert wird, — nämlich: „Was macht Mac Mahon?“ Gerüchte besagen, daß er gar nicht mehr im Lager von Chalon sei, sondern sich bereits in Reims befinde, um von dort aus, einen Bogen nach Norden schlagend, seinem Kameraden Bazaine zu Hilfe zu kommen. Moltke hält die Gerüchte für phantastisch; das Beste, was Mac Mahon tun könne, sei doch, sich auf Paris zurückzuziehen und, gestützt auf diesen gewaltigen Platz, eine neue Schlacht zu wagen. Podbielski schüttelt bedenklich den Kopf und meint, es sei doch möglich, daß — —. Aber der Generalstabschef hält die Möglichkeit für absurd. Die Herren gehen ins Quartier zurück, und Moltke setzt sich mit innigem Behagen an den Whisttisch. Zum erstenmal seit Beginn des Krieges darf er sich diesen Luxus gestatten. — Plötzlich, so gegen ½ 10 Uhr, muß er das Spiel unterbrechen; denn die Adjutanten bringen wichtige Meldungen, sehr wichtige. Die erste besagt, daß eine Patrouille der fünften Kavalleriedivision bei Vouziers auf den Feind gestoßen sei. Demnach wäre der Feind also nicht einmal mehr in Reims, sondern stünde etwa bei Rethel. Aber die Nachricht ist ungenau abgefaßt. Um so deutlicher ist die zweite. Es ist ein Telegramm, daß — oh, seltsame Kriegswege — aus Paris über London und Frankfurt am Main an Bismarck gegangen ist. Es meldet ein Interview des Kriegsberichterstatters Jeannerot vom „Temps“, dem gegenüber Mac Mahon ausdrücklich erklärt habe, daß er Bazaine zu Hilfe kommen wolle und daß der Marschall bereits am 22. mit seiner Armee Reims verlassen habe.

Moltke wirft die Karten auf den Tisch: „Die Kerls sind doch zu dumm. Nun sollen sie ihre Strafe haben.“ Trotz seiner Zweifel hat er bereits die Marschkarten für diesen Fall ausgearbeitet, und gegen 11 Uhr schon werden die entsprechenden Befehle vom König genehmigt.

Wiederum Befehle von schönster Klarheit und größter Kühnheit. Zur Stunde nähert sich die dritte Armee der Linie Vitry—St. Menehould, der sich nach Norden zu die zwischen Sommeille und Dombasle stehende Maas-Armee anschließt. Moltke befiehlt nun einfach für sämtliche Korps „rechts um“, so daß beide Heere fast in einer Linie nach Norden rücken. Wiederum ein kühnes Manöver, weil damit sämtliche Verbindungslinien, Etappenstraßen und Ver-

pflegungsgrundlagen mit einem Ruck abgeschnitten sind. General von Stosch, Chef der Feldintendantur, verspricht zwar, die Verpflegung sicherzustellen, aber das große Hauptquartier birgt mit einemmal wieder — wie immer, wo viel Unbeschäftigte zusammenkommen — große Rotten von Zweiflern.

Neben Moltke ist nur einer von dem Mißlingen des Planes Mac Mahon restlos überzeugt. Das ist der „Kollege" in London, der bereits in seinem Artikel vom Sonnabend, den 26. August, dem französischen Marschall ganz genau auseinandersetzt, wo und wie groß die Katastrophe sich gestalten wird. „Mac Mahons Truppen werden sich in jenem schmalen französischen Landstreifen ergeben müssen, der zwischen Mezieres und Charlemont-Givet nach Belgien hineinreicht." Dort ungefähr hat es sich ja dann auch ereignet. Engels rät Mac Mahon auch zu dem einzigen Mittel, das vielleicht noch den Erfolg bringen könnte: „Um nach Metz zu gelangen, ist sein schnellster, kürzester und sicherster Weg mitten durch die deutsche dritte Armee." Einen ähnlichen Rat hat der Kriegsminister Graf Palikao dem Marschall erteilt; er sollte sich einfach überraschend auf die Maas-Armee werfen und durchbrechen, ehe der Kronprinz heran sei. — Aber Mac Mahon und der Kaiser wollen überhaupt nicht marschieren. Sie fühlen beide, daß die Armee vor Paris viel notwendiger wäre. Aber der point d'honeur befiehlt, dem Kameraden zu Hilfe zu eilen. „Der französische General, welcher seine Gefährten im Stich läßt, verfällt dem Fluch des Vaterlandes", schreibt die Presse.

Das ist eben die Gefahr liberaler Kriege. Turenne und der Fridericus pfiffen den Deuwel auf die öffentliche Meinung, auf das Geschrei der Masse. „Alles für, nichts durch das Volk!" — wer wagt dies jetzt noch zu sagen? — So werden der Kaiser und der Marschall hin und her gerissen zwischen eigener klarer Erkenntnis und Pressegeschrei, und so kommt Mac Mahon auf den berühmten „goldenen Mittelweg". Er will von Reims einen nördlichen Bogen schlagen, sich gewissermaßen um den rechten Flügel der Deutschen herumschleichen, um das Risiko der Schlacht zu vermeiden. Nachdem er Rethel erreicht, biegt er nach rechts ab, und am 27. August stehen seine Korps ungefähr in dem Viereck Vouziers—Buzancy—le Chene—Younck. Aber schon

rückten die Deutschen heran. Mac Mahon sieht ein, daß er tatsächlich Metz nicht mehr werde erreichen können und will auf Mézieres zurückgehen. Doch kaum meldet er dies nach Paris, so hagelt es Gegenbefehle; der Rückmarsch bedeute die Revolution. So gibt Mac Mahon erneut die Order, auf die Maas loszumarschieren und sie zwischen Sedan und Mouzon zu überschreiten. Aber seine Truppen marschieren derart langsam, entmutigt, durch die schlechte Witterung gelähmt, daß am Abend des 29. August nur das XII. Korps die Maas bei Mouzon passiert hat, während das I. bei Raucourt, das V. bei Beaumont, das VII., sogar noch weiter südwestlich, bei Oches steht. Am gleichen Tage aber haben die preußische Garde und das XII. Korps schon die Linie Nouart—Buzancy erreicht, stehen also nur einen knappen Tagesmarsch von Beaumont entfernt. Hinter dieser Linie nach Süden stehen das IV. Korps bei Remonville, das I. bayerische Korps bei Sommerance, das II. bei Cornay. Das bedeutet, daß die gesamte Maas-Armee des sächsischen Kronprinzen am nächsten Tage die Franzosen anpacken kann. Nach links, bis auf Vienne steht in Staffeln die dritte Armee des Kronprinzen. Am 30. August setzen die Franzosen ihren Marsch zur Maas in nordwestlicher Richtung fort. Nur das V. Korps bei Beaumont, ermüdet von den Hin- und Hermärschen, ist noch beim Abkochen. Da dieses französische Korps am weitesten südlich steht, trifft es der Stoß der Maas-Armee mit voller Wucht. Auch das von Oches abmarschierte VII. französische Korps wird von den Bayern noch eingeholt und über Raucourt auf Remilly zurückgedrängt. Jetzt ist Mac Mahon endgültig eines Besseren belehrt. In der Nacht zum 31. August zieht er sein Heer nordwärts nach Sedan und läßt es auf dem rechten Maasufer unter den Mauern der Festung lagern. Er ist fest entschlossen, den Rückmarsch auf Mézieres anzutreten, wo ein neuformiertes Korps unter General Vinoy ihn erwartet.

Noch am 30. August, 11 Uhr abends, gibt Moltke den entscheidenden Armeebefehl heraus:

„Die Vorwärtsbewegung ist auch morgen in aller Frühe fortzusetzen und der Feind überall, wo er sich diesseits der Maas stellt, energisch anzugreifen und auf den möglichst engen Raum zwischen diesem Flusse und der belgischen Grenze zusammen zu drängen.

Der Maasarmee fällt speziell die Aufgabe zu, den feindlichen linken Flügel am Ausweichen in östlicher Richtung zu hindern. Hierzu wird es sich empfehlen, daß möglichst zwei Korps auf dem rechten Maasufer vordringen und eine etwaige Aufstellung gegenüber Mouzon in Flanke und Rücken angreifen.

In gleicher Weise hat sich die III. Armee gegen Front und rechte Flanke des Feindes zu wenden. Möglichst starke Artilleriestellungen sind auf dem diesseitigen Ufer so zu nehmen, daß sie den Marsch und die Lagerung feindlicher Kolonnen in der Thalebene des rechten Ufers von Mouzon abwärts beunruhigen.

Sollte der Feind auf belgisches Gebiet übertreten, ohne sogleich entwaffnet zu werden, so ist er ohne Weiteres dahin zu verfolgen."

Es ist, als ob ein Gott die Franzosen mit Blindheit schlüge. Anstatt schleunigst nach Mézieres zu entweichen, bleiben sie am 31. August rings um Sedan versammelt, während die Deutschen die von Moltke vorgeschriebenen Bewegungen ausführen.

Die französische Katastrophe ist nicht mehr aufzuhalten.

☆

1. September. — Schon vor Morgengrauen reitet Moltke nach Frénois, südwestlich von Donchery und kann von hier, vom Gipfel eines Berges, das gesamte Panorama überblicken. Um 8 Uhr trifft der König ein, und nun rollt das Drama wie auf der Bühne ab. Auf dem rechten Maasufer stürmen die Bayern vom I. Korps gegen Bazeilles an, links gehen das V. und XI. Korps bei Donchery über die Maas und nehmen Richtung nach Nordwesten. Rechts von den Bayern gehen die Sachsen gegen La Moncelle an, stürmen den Ort und beginnen so gegen Norden den Ring mählich zu schließen. Bei diesem Kampf wird Mac Mahon durch einen Granatsplitter verwundet. Erschöpft auf der Bahre liegend, gibt er den Oberbefehl an General Ducrot, und dieser erteilt sofort Befehl, die Armee bei Illy zu sammeln, um dann in Richtung Mézieres abzumarschieren. Da greift ein Dritter ein; der Befehlshaber des V. Korps, General von Wimpffen, jüngst erst für den General Failly eingetroffen, zieht eine Vollmacht des Kriegsministers aus

der Tasche, demnach der Oberbefehl auf ihn überzugehen habe. Ducrot fügt sich und Wimpffen widerruft sofort sämtliche Befehle seines kurzlebigen Vorgängers. Er hält den Abmarsch nach Meziéres für undurchführbar und will nach Süden gegen Sachsen und Bayern durchbrechen, um über Carignan doch noch Bazaine zu erreichen. So erfolgen heftige Gegenstöße gegen Moncelle, aber auch die Sachsen erhalten Verstärkung. Der Kampf wogt hin und her, das Artilleriefeuer rast aus tausend Rohren. Die Armee des Kronprinzen hat von Westen her abermals einschwenkend bereits St. Menges erreicht und stößt sogar gegen Fleigneux vor. Damit ist der Weg nach Mézieres endgültig verlegt. Jetzt richtet sich hier bereits der deutsche Angriff von Nord nach Süd gegen Floing und hier ist es auch, wo Frankreichs Soldatentum sein letztes und bestes Heldenstück liefert. Gegen das auf Floing vorstoßende Regiment Nr. 87 reitet die Kavalleriedivision Margueritte eine Attacke. Drei Regimenter afrikanische Jäger und zwei Lanzier-Schwadronen. Gleich zu Beginn reißt eine Kartätschenkugel dem General Margueritte die Augen weg, aber General Galliffet führt die Truppe erneut vor, überrennt zwei Kompanien des Regiments Nr. 87, gerät aber dann in preußisches Artilleriefeuer. Sie reiten noch mehrmals an, aber die Granaten und das Infanteriefeuer sind viel zu stark. „Was sind das für tapfere Soldaten!“ sagt der König auf seinem Hügel erschüttert zu Moltke, aber es ist eine vergebliche Tapferkeit. Bald jagt der Rest der Reiter in den Bois de la Garenne zurück. Indessen ist auch Bazeilles in einem wütenden Straßenkampf erobert worden, wobei die Franzosen von den Einwohnern tatkräftigst unterstützt werden, und der Zorn der bayerischen Bauernjungen demgemäß zur Siedehitze ansteigt.

— Ganz eng ist nun schon der Ring, und nur bei Givonne im Nordosten ist noch eine Lücke; die soll das Gardekorps ausfüllen. —

☆

Es ist 10 Uhr geworden. Entsetzlicher Lärm schallt über das Land, aber ruhig steht auf dem Hügel der Stratege mit Fernglas und Karte. Plötzlich, nachdem er noch einmal nach rechts über die Maas gesehen, geht ein Ruck durch seine Gestalt. Er zieht den Überrock straff, schiebt die Schärpe

zurecht und geht langsam auf den König zu. Salutiert. „Das Gardekorps greift ein, — ich wünsche Eurer Majestät Glück zu einem der größten Siege dieses Jahrhunderts."

Ja, das ist das rechte Wort. Denn dies hier ist Cannae. Das hat nur einmal Napoleon vermocht, in offener Feldschlacht den Gegner einzukesseln. Als er Mack bei Ulm einschloß. Aber welch anderes Ausmaß hat dieses hier? An Stelle der 25 000 des armen Mack sind es 124 000. Die Krone Vernichtungsstrategie, Traum und Sehnsucht jenes liberalen Strategen, hat sich hier auf Moltkes Haupt gesenkt. Sedan ist des Strategen Gipfel. Befehle und Bewegungen stimmen überein. Seinem Plan leistet alles verständnisvoll Folge. Der Korse hat nur einmal derart mit der Uhr in der Hand gesiegt, bei Austerlitz. Sedan, — der Triumph der ratio.

So sind die Verluste angesichts des Erfolges relativ gering: 460 Offiziere und 8500 Mann. Die Franzosen verloren 17 000 und dies — das ist bemerkenswert — „hauptsächlich verursacht durch die volle Entwicklung der deutschen Artillerie" (Generalstabsbericht). Geist und Technik haben den Menschen niedergeworfen.

☆

Jetzt ist kein Halten mehr. Von allen Seiten strömen die Franzosen in die Stadt zurück, und nun richten sämtliche deutschen Geschütze, jetzt wohl 700 an der Zahl, das Feuer auf die Festung. Das Bild dieses Bombardements ist derart furchtbar, daß der König aus Mitleid bereits nach 20 Minuten den Befehl zur Feuereinstellung gibt. Und da wird auch schon die erste weiße Fahne auf den Türmen sichtbar. Der König sendet den Oberstleutnant Bronsart von Schellendorf in die Festung hinein, und dieser wird zu seinem Erstaunen vor den Kaiser Napoleon geführt, von dessen Anwesenheit auf deutscher Seite niemand etwas wußte. Der Kaiser sendet mit Bronsart seinen Generaladjutanten Graf Reille zurück, und schweigend reiten die Herren nebeneinander auf den Hügel bei Frénois zu. Am Fuße des Hügels steigt Reille ab, und unter tiefem Schweigen der Zuschauer das goldbestickte Käppi entblößend, nähert er sich dem König. Überreicht ihm den furchtbaren Brief seines Kaisers. „Mein Herr Bruder, da es mir nicht ver-

gönnt war, inmitten meiner Truppen zu sterben, bleibt mir nur übrig, meinen Degen in die Hände Ew. Majestät niederzulegen."

Daraufhin tritt der König mit dem Kronprinzen, Bismarck, Moltke und Roon zu einer kurzen Besprechung zusammen, denn die Situation ist diplomatisch schwierig. Der Kaiser hat sich nur für seine Person ergeben. Darum fordert der König in seinem Antwortschreiben, das Reille zurückbringen soll, den Kaiser auf, die Absendung eines Offiziers zu veranlassen, der mit Moltke über die Kapitulation der französischen Armee verhandeln kann. — Langsam reitet Graf Reille wieder zurück. Es ist ein Calvarienweg.

☆

So finden in der Nacht in einem Zimmer in Donchery die Verhandlungen zwischen Moltke und Wimpffen, im Beisein Bismarcks, statt. Anton von Werner hat die Szene der Nachwelt überliefert. Rechts im Bilde stehen fest und gelassen die deutschen Offiziere, links verbissen und gebeugt die Franzosen. Wimpffen stützt sich erregt auf den Tisch mit der kleinen Lampe und den Kerzen, die über das ganze ein ruhiges Licht gießen. Ernst, mit großen Augen blickt der sitzende Meister auf die Gegner, und von der Wand her schaut Napoleon auf die Männer unter seinem Bilde. Wimpffen will zuerst nichts von Waffenstreckung hören, worauf Moltke für den nächsten Morgen eine erneute Beschießung der Festung ankündigt. Der französische Führer verlangt 24 Stunden Bedenkzeit. Moltke will sich nur bis früh um 9 Uhr gedulden. Um 1 Uhr morgens trennen sich die Verhandelnden. Am Vormittag des 2. September wird im Schloß Bellevue die Kapitulation unterzeichnet. Noch am frühen Morgen hatte der Kaiser sich bei Bismarck für eine Milderung der Bedingungen verwenden wollen. Auf der Chaussee bei Donchery hatten sich die beiden getroffen, und in einem kleinen Weberhäuschen nach Frénois zu erfolgte die Unterredung. Gelbsichtig, erschöpft sitzt der Kaiser im Stuhl neben dem märkischen Riesen, dessen Gehirn die neue Situation bereits verarbeitet hat, viel weiter denkt, als alle die anderen, die rings herum noch vor Jubel taumeln und der in dieser Unterredung die jetzt für ihn wichtigste Frage geklärt sehen möchte: „Mit wem können wir

nunmehr Frieden schließen?" Aber hierauf geht der Kaiser nicht ein, und das ist seine letzte große patriotische Handlung. Er für seine Person ist kriegsgefangen; damit gehen alle seine Vollmachten gewissermaßen an Frankreich zurück. Er bestätigt, was der General Castelneau am Abend zuvor zu Moltke gesagt: „Der Degen des Kaisers ist nicht der Degen Frankreichs." Da dies also mißglückt ist, führt der Meister mit dem gefangenen empereur nur noch ein „Cotillongespräch". Höflich, einige Stunden lang, aber inhaltslos. Am Nachmittag treffen im Schloß Bellevue die Monarchen zusammen. Der König bemüht sich, seinem Gefangenen Balsam auf die Wunden zu legen: „Sire, das Glück der Waffen hat zwischen uns entschieden, aber es ist mir sehr schmerzlich, Sie in dieser Lage wiederzusehen." —

Außer den 21 000 Mann, die bereits während der Schlacht gefangen wurden, müssen 83 000 Mann mit 550 Geschützen die Waffen niederlegen. „Wimpffen hat Erlaubnis erhalten, nach Württemberg zu gehen, wo er Verwandte habe (ohne Zweifel gehört unsere Kusine Käthchen dazu)." So schreibt Moltke am 6. an seinen Bruder Fritz, und dergestalt läuft die Blutlinie zwischen den Fronten, denn Wimpffen ist aus einem deutsch-elsässischen, einst reichsunmittelbaren Adelsgeschlecht. — Den Tag darauf reist der Kaiser ab nach Wilhelmshöhe, und Moltke macht im gleichen Brief den Schlußstrich unter ein napoleonisches Leben: „Am folgenden Morgen, bei strömendem Regen fuhr eine lange Wagenreihe, eskortiert durch eine Eskadron Totenkopf-Husaren, auf der Chaussee nach Bouillon (in Belgien) durch Donchery. Graf Bismarck sah auf der einen Seite der Straße, ich auf der anderen zum Fenster hinaus, der abgedankte Imperator grüßte, und ein Stück Weltgeschichte war abgespielt."

Es lebe die eine und unteilbare Republik!

Aber ein neues Stück Weltgeschichte beginnt. — Während in der Armee und in der Heimat ein Jubel ohnegleichen herrscht, fast alle des Glaubens sind, daß nun,

— wie nach Waterloo — der Frieden kommen müsse, während selbst Moltke seinem Bruder noch am 22. September schreibt, er hege im Stillen die Hoffnung, Ende Oktober in Creisau Hasen zu schießen, da bleiben zwei nüchtern und bedenklich: der Meister und der König. Der Meister findet die politische Situation mordselend, denn Frankreich hat zur Stunde niemand, mit dem sich über Frieden reden ließe. Und der König, für den die Tage von 1814 ja noch in bester Erinnerung sind, sagt bereits am Nachmittag des 2. September: „Meine Herren, glauben Sie mir, der Krieg ist noch nicht aus. Wir können noch viele und blutige Arbeit vor uns haben." — Sie sollten recht behalten.

Am 4. September wird in Paris die Regentin durch einen Volksaufstand vertrieben, die Dynastie Bonaparte für abgesetzt erklärt und die Republik ausgerufen. Ein neues Kabinett bildet sich, dessen Name, glückhaft gewählt, bereits das Kommende ankündet: „Regierung der nationalen Verteidigung". Trochu, der Gouverneur von Paris, übernimmt das Präsidium, Jules Favre das Auswärtige, Gambetta das Innere.

Am 19. September ist Paris von den Deutschen eingeschlossen. Es ist ein großes Wagnis. Die Deutschen haben nur 150 000 Mann zur Verfügung, da, abgesehen von Metz, mehrere Festungen belagert werden müssen, vor allem Straßburg und Toul. Paris hingegen birgt 300 000 Mann. Das Korps Vinoy, welches nach der Schlacht bei Sedan von Mézieres hat entkommen können, bildet den Kern der aktiven Truppen, etwa 50 000 Mann, dazu 14 000 Marinesoldaten. Neben diesen stehen 115 000 Mann Mobilgarden und (wenigstens auf dem Papier) 130 000 Mann Nationalgarden, welch letztere aber nur für die Verteidigung des inneren Hauptwalles verwandt werden konnten. Überdies zählte Paris fast 2½ Millionen Einwohner. Die 150 000 Deutsche standen also einer riesigen Menschenmasse gegenüber.

Moltke hatte sich mit dem Anmarsch auf Paris nicht allzusehr beeilt. Wie aus einem Brief des Königs hervorgeht, hoffte das große Hauptquartier, daß der jungen Republik auf dem Pariser Pflaster weitere Unannehmlichkeiten erwachsen würden und die Deutschen aus einer etwaigen Verwirrung Vorteil ziehen könnten. Diese Rechnung trog.

Vielleicht hatte Bismarck recht, der anriet, lieber soviel wie möglich große Teile der Provinz zu besetzen. Aber Moltke war selbst noch am 7. Oktober optimistisch: „Der Krieg ist zu Ende. Es sind das alles noch Zuckungen, von großen Operationen ist keine Rede mehr." Den Parisern billigte er nur sechs Wochen Widerstand zu, und schon am 15. September wurde Waldersee gefragt, ob er Präfekt von Paris werden wolle.

Aber selbst Franzosen trauen ihrer Lichtstadt nicht sehr viel zu. „Wenn drei Tage frische Erdbeeren fehlen, wird Paris sich ergeben", spottet Alphonse Carr.

☆

Es kam alles anders. Am gleichen Tage, da Moltke seinen optimistischen Ausspruch getan, am 7. Oktober, erhoben sich über Paris vormittags um ½11 Uhr zwei Ballons, die in Richtung Norden davonschwebten. Die „Flakbatterien" der Belagerer — im Zeughaus zu Berlin steht eine dieser sogenannten Ballon-Kanonen — vermochten ihnen nichts anzuhaben. In der Gondel des einen saß der Abgeordnete und Minister des Innern Gambetta, die Vollmachten seiner Kollegen in der Tasche, die ihm fast die Stellung eines Diktators gaben. Am 9. kam der Ballon in Montdidier an, und von hier begab sich Gambetta auf Umwegen nach Tours, im Süden des Landes, wo er sich als Beherrscher des Kriegswesens und der Finanzen etablierte. — Was wollte Herr Gambetta nunmehr unternehmen?

— Einer hat es wieder vorausgewußt, — der „General" in London. Bereits am 17. September veröffentlicht er seinen Artikel: „Wie sind die Preußen zu schlagen?" — In langer, zumeist historischer Abhandlung weist er nach, daß die Preußen wohl das Prinzip der allgemeinen gleichen Wehrpflicht am weitesten ausgebaut hätten, daß sie aber zur Stunde wiederum nicht mehr das seien, was sie zu sein glauben: das „Volk in Waffen". Im Norddeutschen Bund wären seit 1866 statt der zur Verfügung stehenden 170 000 Diensttauglichen nur 93 000 ausgehoben worden. Was die Preußen nicht durchgeführt, müßten jetzt die Franzosen nachholen.

„Hier haben wir die Antwort auf die Frage: Wie sind die Preußen zu schlagen? Wenn eine ebenso zahlreiche, eben-

so intelligente, ebenso tapfere und ebenso zivilisierte Nation in Wirklichkeit durchführte, was in Preußen nur auf dem Papier steht, das heißt, aus jedem dienstfähigen Bürger einen Soldaten machte, — wenn diese Nation die tatsächliche Dienstzeit zur Ausbildung im Frieden so weit beschränkte, wie für diesen Zweck erforderlich, — wenn sie die Organisation für den Krieg in der gleichen wirksamen Weise aufrechterhielte, wie es Preußen in letzter Zeit getan hat, dann sagen wir, daß diese Nation den gleichen ungeheuren Vorteil über das verpreußte Deutschland haben würde, wie ihn das verpreußte Deutschland in diesem Kriege über Frankreich besessen hat."

Damit trifft er den Kern: gegen die preußischen Massen noch mehr französische Massen, — das ist innerhalb des Liberalen die einzige Möglichkeit. Das Militärsystem unter Napoleon war zwar auf der Konskription fundiert, aber durch das „Renseignement" vollkommen durchlöchert worden. Das Rentnergeld hatte die allgemeine gleiche Wehrpflicht zerludert. Aber jetzt, meint Engels, sei es an der Zeit, die liberale Idee in bezug auf den Wehrgedanken restlos auszuschöpfen.

Also her mit der „levée en masse!"

Der Londoner „General" hätte den Franzosen das gar nicht erst zu predigen brauchen. Frankreich war die Wiege des „Ich" gewesen. Die liberale Idee hatte hier ihre Heimat, war hier am stärksten im Boden verankert. Die Stunde war gut, denn die allgemeine Atmosphäre hatte sich für die Deutschen verschlechtert. Bis zum 2. September hatte Deutschland im Verteidigungskrieg gestanden gegen die Eroberungsabsichten eines Bonaparte-Parvenus, der in seinem Volk keine Wurzeln mehr besaß. Wofür aber fochten die Deutschen jetzt? Ein amtlich inspirierter Artikel der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" gab am 31. August die Antwort: „Straßburg und Metz müssen aus französischen Aggressivfestungen deutsche Defensivplätze werden." Auch hier ist es der Wille der Massen, welcher die Regierung drängt. Bismarck, der teilweise Bedenken gegen die Annexion von Elsaß-Lothringen hat, meinte später, er und der König wären mit Steinwürfen daheim empfangen worden, wenn sie diese — Eroberung nicht nach Hause gebracht hätten, und der König schreibt am 7. September an seine

Gemahlin, die — desgleichen tat sie immer — gegen die Annexion protestierte, daß die deutschen Fürsten ihre Throne gefährden würden, wenn sie dieser Stimmung nicht Rechnung trügen.

So steht also jetzt Volk gegen Volk. Die Franzosen brüllen auf. Also, die „Prussiens" wollen das heilige Frankreich zerstückeln? — „Wir werden keinen Fuß breit unseres Gebietes, keinen Stein unserer Festung opfern", erklärt darauf Jules Favre am 6. September.

Es fehlte nur ein Mann, um aus dieser Stimmung Heere zu schmieden. Dieser Mann war Gambetta. —

☆

Der Vater des kleinen Napoleon Gambetta, ein getaufter jüdischer Seilhändler aus Cahors bei Marseille, hatte in edlem Konvertiten-Eifer den Sohn zum Priester bestimmt und ihn trotz seines Widerstandes ins Seminar gesteckt. Leon jedoch — er verstümmelte seinen Vornamen, da er nichts mit dem „fluchwürdigen Ursupator" gemeinsam haben wollte — zeigte hier zum ersten Male seine fanatische Konsequenz. Er drückte sich mit dem Daumen ein Auge aus. Und erklärte auf dem Krankenlager dem Herrn Vater, daß er mit dem anderen Auge ebenso verfahren würde, wenn dieser auf seinen Willen bestünde. So wurde er Rechtsanwalt und später radikaler Abgeordneter. An den Taten des 4. September hatte er neben Favre den Löwenanteil.

Von der Mutter her war er Franzose, ein glänzender Redner, leidenschaftlich, ohne Hemmungen. Aber ein „turbulenter Kopf", wie König Wilhelm einmal über ihn sagte, Bohemien, nie Maß haltend. Der geborene Einpeitscher. Danton Nr. 2, doch ohne dessen völkische Bodenständigkeit.

Aber seine Reden, die das Volk zum Aufstand bringen, helfen nicht allein. Doch er findet den Gefährten. Das ist Charles Louis De Saulce de Freycinet. Ebenfalls kein Militär, sondern ein Bergwerksingenieur, der sich aber viel mit militärischen Studien beschäftigt hat. Und vor allem hat er denjenigen Krieg durchgearbeitet, auf den es ankommt: die amerikanische Sezession.

Diese beiden Zivilisten gehen nun ans Werk. — In wenigen Tagen flammt im Lande jener Geist wieder auf,

der schon einmal Frankreich durchzogen. Gambetta fühlt sich als Konventskommissar, die Jakobiner-Freiwilligen strömen herzu und so stellen der Advokat und der Ingenieur 600 000 Mann auf die Beine. Fast doppelt soviel wie das Kaiserreich. Frankreich hat sich wiedergefunden.

☆

Moltke ahnt bald, worauf Gambetta hinaus will, und als Mensch der liberalen Weltanschauung sieht er recht eigentlich fast mit Interesse zu, wie der Versuch des Mannes, in Tours den Gedanken des Jean Jacques restlos auszuschöpfen, auslaufen wird. In einem Brief vom 23. November an seinen Bruder Adolf lesen wir den erstaunlich „objektiven" Satz: „Man könnte von einem allgemeinen humanitären Standpunkt wünschen, den Beweis geführt zu sehen, daß der feste Entschluß eines ganzen Volkes dessen Bezwingung unmöglich macht, daß ein „Volksheer", wie es von unseren Liberalen gefordert wird, genügt, um ein Land zu schützen." Aber er fügt sofort hinzu: „Der vaterländische Standpunkt ist freilich ein anderer . . ." Aber auch dem Prinzen Hohenlohe gegenüber deutet er in diesen Tagen an, wie sehr ihm Gambettas Werk feßle, da es ja über die Frage, ob man zu Milizen übergehen oder die Rahmenarmee (auch von ihm irrtümlich immer „stehendes Heer" genannt) beibehalten solle, entscheiden werde. „Sehen Sie", sagt er zu dem Prinzen, „wir leben jetzt in einer sehr interessanten Zeit, wo die Frage praktisch gelöst wird, was vorzuziehen ist, geschulte Heere oder Milizen. Gelingt es den Franzosen, uns aus Frankreich herauszuwerfen, führen alle Mächte das Milizsystem ein, bleiben wir Sieger, dann machen uns alle Staaten die allgemeine Wehrpflicht bei stehenden Heeren nach."

Und diese Frage wird entschieden. Selbst die Miliz-Heere der amerikanischen Sezession wären ohne die zwar kleine, aber dennoch eben vorhandene Rahmen-Armee nicht möglich gewesen. Die Miliz bleibt allzeit ein unerfüllter Traum des Genfer Uhrmachers und seiner weltfremden marxistischen Nachfahren in Deutschland. — Gambetta hat wenig Schulungspersonal, — Engels weist immer wieder auf die fehlenden Korporale, und mit den kaiserlichen Generalen steht er schlecht, da er ihnen, obwohl sie aus Pa-

triotismus nach seiner Politik nicht fragen, Mißtrauen entgegenbringt. Seit Wörth und Sedan stehen sie bei ihm auch in schlechtem militärischem Kredit, und er redet ihnen, als Besserwisser, unaufhörlich dazwischen. So endet das Duell Gambetta—Moltke mit des ersteren Niederlage. Innerhalb des liberalen Wehrsystems wirft die im Rahmen geschulte Volksarmee Deutschlands die französische Volks-Miliz zu Boden.

☆

Aber nur aus diesem Grunde, — nicht etwa aus Waffenmangel. Zwar verfügt Anfang September das ganze noch freie Frankreich nur über sechs Batterien (von Paris und den Festungen abgesehen). Aber bald kommt Material in Fülle. — Dafür sorgt die Hochfinanz und die Weltwirtschaft.

So mancher von uns, der in den Jahren 1915 und 16 die ersten amerikanischen Preßstahlgranaten um sich herum krachen hörte, wird sich gefragt haben, was den Amerikanern eigentlich einfiele, ein Volk vernichten zu helfen, mit dem sie nicht einmal im Kriege stehen. Es ist zwar ein magerer Trost, — aber unseren Großvätern ist es 1870/71 ebenso ergangen. In liberalen Epochen ist der Krieg eben ein Geschäft für alle, und schon 1866 feuerten sowohl Preußen wie Österreicher mit Kruppgeschützen. Die Gambetta-Armeen werden von den englischen und amerikanischen Fabriken überreichlich beliefert, und alle deutschen Proteste in Washington und London sind nutzlos*).

☆

So wird von Mitte Oktober ab die Situation für die Deutschen bedenklich. Der Meister späht immer aufmerksamer in die Runde, ob nicht eine der bisher neutralen Mächte etwa Neigung spüre, zu intervenieren, um so mehr, da sich Favre auf eine diesbezügliche Rundreise begibt. Die deutschen Heere sind festgelegt, vor Paris und vor Metz. Und im November wäre es unbedingt zu einem Rückschlag

*) Eine amerikanische Finanzgruppe unter Führung des Bankhauses Morgan vermittelte der Regierung Gambetta eine Anleihe in Höhe von 50 Millionen Dollars zum Emissionskurs von 80.

gekommen, wenn Bazaine noch weiter ausgehalten hätte. — Aber am 27. Oktober kapituliert die Festung Metz, und zwei Tage darauf hält Prinz Friedrich Karl mit seinem Gefolge an der Landstraße, während der General Desvaux auf ihn zureitet: „Monseigneur, j'ai l'ordre de vous rendre la garde imperiale.“ Und dann ziehen sie an ihm im strömenden Regen vorüber: 6000 Offiziere und 147 000 Mann. Dazu 20 000 Kranke in den Lazaretten. Die Beute: 1500 Geschütze, 260 000 Gewehre. Ein zweites Cannae, an Menschen und Material gigantischer noch als Sedan, war vollendet.

Bazaine hatte nur einmal einen ernsthaften Ausfall versucht. Das war am 31. August geschehen, um dem entgegenziehenden Mac Mahon die Hand zu reichen. In der Schlacht bei Noisseville war Bazaine zurückgeschlagen worden. Seitdem hatte der Marschall keine ernsthafte Unternehmung mehr angesetzt. Der „General“ in London deutet in seinem Aufsatz vom 4. November auf die inneren Gründe für Bazaines Untätigkeit. „Daß Bazaine nach der Proklamation der Republik aus politischen Motiven von jedem Durchbruchsversuch Abstand nahm, erscheint dem Schreiber dieser Artikel ganz sicher.“ Engels wird in dieser Ansicht von einem gewichtigen Zeitgenossen unterstützt, — von Prinz Friedrich Karl selbst, der später durchaus zugab, daß ein Druchbruchsversuch Bazaines Erfolgsaussichten gehabt hätte.

Bazaine wird später vor einem Kriegsgericht stehen unter dem Vorsitz seines Kameraden Mac Mahon, wird verurteilt werden, aber mit Hilfe seiner Frau nach Spanien entfliehen.

☆

Am Tage nach Metz erhält Moltke ein Handschreiben seines Königs.

„Versailles, den 28. Okt. 1870.

Wir stehen heute an einem neuen bedeutenden Abschnitte des blutigen Krieges, der uns mit unverzeihlichem Leichtsinn aufgenötigt worden ist. Die unermeßlichen Erfolge, welche wir erkämpft haben, verdanke ich Ihrer von neuem so glänzend sich erwiesen habenden weisen Führung der Operationen.

Die Genugtuung, die Ihnen dafür Ihr eigenes Gewissen

zollt, kann durch nichts erhöhet werden. Aber vor der Welt Ihr großes Verdienst öffentlich anzuerkennen, ist meine Aufgabe, und ich wünsche sie dadurch zu lösen, daß ich Sie hiermit in den Grafenstand erhebe!

Mögen Sie lange noch dem Vaterlande, der Armee und mir Ihre Talente wie bisher mit gleich glücklichem Erfolge widmen.

Ihr dankbarer König
Wilhelm."

☆

Es war höchste Zeit, daß Prinz Friedrich Karls Armee frei wurde, denn die Kämpfe mit den Gambetta-Truppen, die bereits von mehreren Seiten versuchten, an Paris heranzukommen, hatten begonnen. Schon Ende September hatte sich an der Loire unter dem General de la Motterouge ein etwa 60 000 Mann starkes Heer gebildet, dem das I. bayerische Korps und die 22. Division (30 000 Mann) unter General von der Tann entgegengesandt wurden. Von der Tann warf die Franzosen am 10. Oktober bei Artenay zurück und besetzte am 12. Orléans. Auch General von Werder, der am 28. September die Übergabe von Straßburg erzwungen hatte, stieß bei seinem weiteren Vormarsch nach Westen auf eine neugebildete französische „Vogesen-Armee", und gleichzeitig sammelte sich unter dem Schutze der an der nordfranzösischen Grenze gelegenen Festungen ebenfalls eine stärkere französische Truppe, die von Norden her Paris entsetzen wollte. So war der Fall von Metz und das Freiwerden der Armee des Prinzen Friedrich Karl eine Erlösung für die Deutschen. Das Heer des „roten Prinzen" wurde jetzt aufgeteilt. Die alte erste Armee des General von Steinmetz erstand wieder, allerdings nunmehr unter dem Befehl des Generals von Manteuffel. Dieser eilte mit dem ersten und achten Armeekorps, sowie mit der dritten Kavalleriedivision nach Nordwesten und ließ das VII. Korps zurück, welches Metz besetzte und die Belagerung von Montmédy und Mézieres einleitete. Prinz Friedrich Karl marschierte indes mit der alten zweiten Armee (II., III., IX. und X. Korps, sowie erste Kavalleriedivision) nach Süden, um gegen die Loire vorzugehen, gleichzeitig aber auch mit dem linken Flügel Werder zu entlasten.

Damit verbreitete sich der Kriegsschauplatz gewaltig, und von den ersten Novembertagen ab erreichen die Operationen jenes Ausmaß, das sich in seiner technischen Form nur noch wenig von dem des Weltkrieges unterscheidet. Das Etappengebiet wird riesenhaft. Die Kampfhandlungen sind jetzt eine Frage der Eisenbahnen und Telegraphenlinien. Der Fall der kleinen Festung Toul, am 23. September, ist deshalb von so großer Bedeutung, weil dadurch die direkte Verbindung mit der Heimat hergestellt wird. Die Schienenwege sind jetzt das A und O der Operationen. Der Generalstabschef kann tatsächlich nur noch allgemeine Direktiven geben, langsam droht die Masse alles zu überwuchern. — Die frischfröhlichen Zeiten, wo man auf einem Hügel bei Frénois stand und über ein Schlachtenpanorama schaute, sind endgültig vorüber. Die Kämpfe, oft in reinster Tirailleurform, währen jetzt Tage hindurch. Die Korps drängen sich nicht mehr auf einer Landstraße, wie vor Saarbrücken. Weitgespannte, fächerförmige Linien suchen Raum und Zeit zu überwinden. Es wird nicht mehr nach Büffelkopf-Manier angegriffen. Organisation, Rationalisierung, das ist jetzt wichtiger. Kaum noch Reibungen mit den Armee-Oberkommandos. Unter dem Druck der Gesamtlage lernen die preußischen Unterführer unglaublich schnell. Eine Reihe begabter Köpfe steht auf. Manteuffel, Werder, vor allem Goeben. — Wenn auch in verkleinertem Maßstabe, — der Krieg nähert sich den Formen der amerikanischen Sezession.

So tat es Not, daß Prinz Friedrich Karl heranrückte. Die französische Loire-Armee war unter dem Einpeitscher Gambetta auf vier Armeekorps angewachsen. Ihr Führer ist ein ehemals kaiserlicher General, Aurelle de Paladines. Er marschiert gegen Orléans, von der Tann muß die Stadt räumen und wird westlich vom Ort bei Coulmiers am 9. November geschlagen. (Es ist halt ein Unglückstag.) Obwohl die Deutschen sich geordnet nach Toury zurückziehen können, ist der französische Jubel ungeheuer. Der erste Hoffnungsstrahl, — abermals ist die Jungfrau von Orléans erschienen und wird nicht zulassen, daß einer der nordischen Barbaren jemals die heilige Loire überschreite.

Aber anderthalb Wochen später ist die zweite Armee angelangt. Gleichzeitig wird das Korps von der Tann ver-

stärkt und wird dem Großherzog von Mecklenburg unterstellt. — Paladines, der von Gambetta striktesten Befehl hat, mit seinen nunmehr 200 000 Mann gegen Paris vorzustoßen, greift die zweite Armee, welche auf der Linie Toury—Pithiviers—Beaune la Rolande ihn erwartet, am 28. November an letzterem Ort an. Bei Beaune steht das X. Korps unter Voigts-Retz. Es ist noch nicht vollständig versammelt und so müssen 11 000 Mann gegen 60 000 Franzosen fast einen Tag hindurch aushalten, bis ihnen Hilfe kommt. Aber am Abend ist Paladines zurückgeworfen. Ein gegen den rechten Flügel der deutschen Aufstellung geführter Angriff bei Loigny-Poupry wird am 2. Dezember von Mecklenburg ebenfalls blutig abgewiesen. Prinz Friedrich Karl stößt nach, und in der Zweitage-Schlacht von Orléans (3. und 4. Dezember) wird die französische Loire-Armee in der Mitte durchbrochen und über den „heiligen Fluß" zurückgedrängt.

Am 1. November hatte Moltke an General von Stiehle geschrieben, daß die nächsten drei Wochen ihm sehr bedenklich erschienen. Jetzt ist die Gefahr vorerst abgewehrt. Prinz Friedrich Karl zieht in Orléans ein und hält unter dem Standbild der Jungfrau eine Parade ab. Aber Moltke ist noch nicht beruhigt. „Die Bewaffnung einer ganzen Nation wie der französischen ist in ihrer Bedeutung nicht zu unterschätzen; das einzige Mittel, ihr zu begegnen, ist: da, wo sie sich in größere Massen verkörpert, rücksichtslos angreifen." Aber weiterhin will auch Moltke — das zeugt von seinem Gefühl für die Gefährlichkeit von Legenden — den Feind an der Loire nicht stehen lassen. „Durch den kräftig ausgenutzten Sieg von Orléans, welcher dem ganzen Feldzuge eine entscheidende Wendung gegeben hat, zerstört der Prinz das Prestige der noch nie von einem Feinde überschrittenen Loire, welches in dem Rückzuge des Generals von der Tann seine Bestätigung zu finden schien . . ." So stößt der „rote Prinz" gegen den linken Teil des französischen Heeres, der sich als zweite Loire-Armee unter dem Befehl des General Chancy — Paladines ist abgesägt — selbständig gemacht hat. Der Großherzog schlägt Chancy zuerst bei Beaugency—Cravant in einer Dreitage-Schlacht vom 7. bis 10. Dezember, dann folgt Prinz Friedrich Karl den zurückweichenden Franzosen nach Westen über den Loir

und jagt sie bis nach Le Mans. Die zweite Armee geht dann nach Orléans zurück und bewacht die Linie Vendome—Orléans, während sich Mecklenburg bei Chartres, Gesicht gegen Westen, aufbaut. Um das Jahresende herrscht hier Ruhe.

Der beim Durchbruch bei Orléans abgesprengte rechte französische Flügel jedoch, der bis auf Bourges zurückgegangen war, ist seitdem gewissermaßen verschwunden. Bourbaki hatte ihn geführt.

Fast im gleichen Zeitabschnitt ist auch die Lage im Norden vorerst zugunsten der Deutschen entschieden. Manteuffel, der um den 21. November aus der Linie Compiègne—Noyon nach Nordwesten vormarschiert, schlägt am 27. November bei Amiens eine französische Nordarmee, wirft sie in die Festungen zurück, dreht dann nach Südwesten ab, schlägt bei Rouen eine Mobilgardearmee in Stärke von 20 000 Mann und besetzt am 5. Dezember die Stadt selbst. Nur noch zwei Tage Märsche und er ist am Kanal. Moltke plant auch anfänglich, Le Havre zu besetzen, dazu kommt es aber nicht mehr, denn die Nordarmee bricht abermals nach Südosten vor, besetzt Ham und marschiert gegen La Fère. Dadurch droht die Belagerungsarmee vor Paris ihre Eisenbahnverbindungen zu verlieren. Manteuffel marschiert daraufhin von Rouen nach Beauvais, stößt von hier gegen Amiens, auf welchen Ort sich die französische Nordarmee inzwischen wieder zurückgezogen hat, und am 23. und 24. Dezember kommt es an der Hallue zur Schlacht. Die Franzosen werden abermals in die Nordfestungen zurückgeworfen. — Manteuffel, der auch noch Auftrag hat, Peronne zu belagern, nimmt jetzt eine Bereitschaftsstellung hinter der Somme ein.

☆

Das Korps Werder stieß bei seinem Marsch von Straßburg nach Westen bereits Anfang Oktober auf der Linie St. Dié—Epinal auf die französische „Vogesen-Armee", warf dieselbe und jagte sie bis unter die Mauern von Besançon. Da sein ursprünglicher Auftrag gewesen war, ebenfalls nach Westen gegen die Loire zu marschieren, so schickt er sich jetzt an, Dijon zu besetzen. Moltke ändert aber nunmehr seine Absicht, verstärkt Werder um zwei Divisionen

und beauftragt ihn, die Belagerung von Schlettstadt, Neubreisach und Belfort einzuleiten, das Elsaß zu decken und gleichzeitig alle im Südosten sich neu bildenden Feind-Formationen in Schach zu halten. Das ist ein bißchen viel für die zur Hälfte aus Landwehr bestehenden Truppen dieses tüchtigen Generals, um so mehr, als sowohl in seinen Flanken als auch im Rücken überall beträchtliche gegnerische Streitkräfte stehen. Bei Besançon 45 000, bei Dole 12 000, bei Langreß ebenfalls 12 000 Franzosen. Werder nimmt Stellung bei Vesoul und teilt nach allen Seiten kräftige Hiebe aus.

— Schlettstadt und Neubreisach fallen, Werder bekommt Truppen frei und hält bis zum Ende des Jahres den Südosten Frankreichs glücklich in Schach.

☆

Paris besaß eine Umwallung mit 94 Bastionen und war noch von 16 Forts umgeben, von welchen der Mont Valérien und St. Denis wahre Festungen waren. Einer der ersten Waffenplätze seiner Zeit, wenn auch kurios anzusehen in seinem Übergangsstadium. Die Festungen der „Wir"-Epoche waren organische Ganzheiten, das Verteidigungsmittel eng mit der Stadt verbunden. Vauban ist der große Festungsbaumeister jener Epoche. Die liberale Zeit brachte das Fort-System; die Forts sind gewissermaßen als kleine „Ichs" anzusehen, die selbständig zu kämpfen vermögen und dem zu verteidigenden Platz so weit vorgelagert sind, daß der Gegner den Ort mit den immer weiter tragenden Schußwaffen nicht mehr erreichen kann. Das Fort-System wurde durch Montalembert eingeleitet und durch Aster, der den Ehrenbreitstein erbaute, und Brialmont (Antwerpen) weitergeführt. Paris war ein Mittelding und daher von doppelter Stärke.

Die Schwäche der deutschen Belagerungsarmee zwang, sich vorerst auf die Aushungerung zu beschränken. Aber noch Palikao hatte die Stadt reichlich verproviantiert, und für sechs Wochen mindestens war sie gesichert. Die Franzosen unternahmen eine Reihe wütender aber nutzloser Ausfälle. Der schwerste war derjenige vom 28. Oktober, bei welchem sie sogar das im Norden der Stadt gelegene Dorf Le Bourget eroberten. Aber am 30. Oktober nahm die Garde in

einem wütenden Straßenkampf den Ort wieder. Auch die Ausfälle vom 30. November und 21. Dezember verliefen für die Franzosen ohne Erfolg. Der Ring hielt.

Aber bald nach der Einschließung mehrten sich die Stimmen, die eine Beschießung der Stadt forderten, und bei diesem Anlaß offenbarte sich erneut der große Riß zwischen Bismarck und Moltke.

☆

Mehr noch als der Krieg 1866 mußten die Erfolge der ersten Kriegsmonate von 1870 die Armeeführung, vornehmlich den Generalstab, in seinem Willen bestärken, sich von der politischen Leitung in keiner Weise dreinreden zu lassen. Nicht, daß die Offiziere sich als Fachleute gefühlt hätten — der Fachmann ist auch in konservativen Epochen durchaus gegeben — aber es entstand etwas viel Schlimmeres: der S p e z i a l i s t. Jenes Wesen, das nur sein Ressort sieht und diesem alles andere nicht nur untergeordnet sehen möchte, sondern von seinem Ressort aus alles übrige Leben nahezu negiert. Der Überblick über das organische Ganze wird zerstört, der Geist sieht nur s e i n e Pläne, s e i n e Schreibstube, s e i n Laboratorium. Das „Ich" bejaht nur denjenigen Sektor, den es am stärksten beherrscht; alle übrigen Lebensteile liegen für den Spezialisten in nebulosem Dunkel.

Noch Clausewitz hatte die Totalität geschaut: „Der Krieg ist die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln." Dieses Wort bezeugt noch zutiefst die Tatsache, daß es im Grunde die Begriffe „Krieg" und „Frieden" gar nicht gibt, oder — wenn schon damit zwei gewisse sich voneinander unterscheidende Haltungen umrissen werden sollen, — daß beide Haltungen doch eine Einheit darstellen, quasi die zwei Hälften eines Ganzen sind, das da L e b e n heißt. „Denn ich bin ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein." — In diesem Goethe-Wort ist das Verschmolzensein von „Krieg" und „Frieden" am besten ausgedrückt. Beide sind nur zwei ineinander überfließende Formen e i n e s Daseins (damit e i n e r Welt überhaupt). Es tut vielleicht gut, hier noch einmal das alte Bild zu gebrauchen: es ist niemals ganz Tag und niemals ganz Nacht. Lediglich die formelle Tatsache, daß höher kultivierte Völker, ehe sie eine schärfere Waffen-

art gebrauchen, sich gegenseitig die Visitenkarten der „Kriegserklärung überreichen, täuscht über das Untrennbare beider Haltungen hinweg. Ein Vergleich der Kriegsabschnitte von 1914—18 und von 1918—32 in bezug auf Deutschland und Frankreich läßt den ersten Abschnitt zuweilen direkt in mildem Licht erscheinen und das, was wir seit 14 Jahren „Frieden" nennen, wirkt auf uns oft als Grausamkeit ohnegleichen. („20 Millionen Deutsche zuviel!")

Der liberale Soldat jedoch kennt einen Krieg „an sich". Genau so wie eine Gerechtigkeit „an sich", eine Wahrheit „an sich", eine Moral „an sich" usw. Und so kommt Moltke zu seinem Satz, der zwar das Vorangehen der Politik anerkennt, aber fordert, daß während des Krieges ihre Flöten zu schweigen haben.

„Die Politik bedient sich des Krieges für Erreichung ihrer Zwecke, sie wirkt entscheidend auf den Beginn und das Ende desselben ein, so zwar, daß sie sich vorbehält, in seinem Verlauf ihre Ansprüche zu steigern oder aber mit einem mindern Erfolge sich zu begnügen. Bei dieser Unbestimmtheit kann die Strategie ihr Streben stets nur auf das höchste Ziel richten, welches die gebotenen Mittel überhaupt erreichbar machen. Sie arbeitet so am besten der Politik in die Hand, nur für deren Zweck, *aber im Handeln völlig unabhängig von ihr.*"

Das ist ein echt liberaler Schluß aus der Welt des Geistes, der aber in der Welt der Tatsachen zu Katastrophen führen muß. In Wirklichkeit ist der politische Führer, sagen wir also Bismarck, *ständig* im Kampf, im Lebenskampf für sein Volk. In gewissen Abschnitten dieses Kampfes benötigt er die Kanone. Er beauftragt den Mann, der die Kanone zu bedienen hat, die Waffe abzuschießen, und zwar dorthin, wo die Gesamtpolitik es erfordert, nicht, wo es dem Mann an der Kanone paßt. Jede Schwenkung der Kanone bedarf der Genehmigung des politischen Führers; denn jeder Schuß ist ein politischer und dann erst ein strategischer.

Aber man sage dies siegreichen liberalen Soldaten! Sie werden hohnlachen. Unter dem Fridericus war eine Diskussion hierüber gar nicht möglich, weil denjenigen, der einem „Krieg an sich" führenden General das Wort redete,

niemand verstanden hätte. Weil es solchen General gar nicht gab. Aber auf dem Höhepunkt der liberalen Epoche bricht dieser Konflikt schärfstens hervor.

☆

Es ist bezeichnend, daß Bismarck in seinem Kampf gegen diese Anschauung vom Primat des Soldatischen während des Krieges niemals Moltke als die Verkörperung dieses Prinzips angesehen hat, sondern im Gegenteil in seinen „Gedanken und Erinnerungen" betont: „Die Verstimmung würde noch weiter gegangen sein, wenn sie nicht in der sich immer gleichbleibenden weltmännischen Höflichkeit des Grafen Moltke ein Korrektiv gefunden hätte." Wogegen er kämpft, ist etwas Anonymes, ein Kollektiv, — eben der Generalstab. Er schildert in seinen Memoiren, wie dieser Kampf von seiten des Militärs sogar mit den Waffen der Schikane ausgefochten wurde etwa durch Zuteilung schlechter, unbequemer Quartiere für den Kanzler usw. Die „Halbgötter", wie er sie nennt, sind entschlossen, ihm nicht noch einmal denjenigen Einfluß auf die militärischen Operationen zuzugestehen, der sie bereits 1866 vor Wien zur Umkehr zwang. Er wird zu den militärischen Beratungen nicht mehr zugelassen, und so kann es vorkommen, daß der englische Reporter Russell zuweilen besser unterrichtet ist als der Kanzler des Norddeutschen Bundes. Er aber, in diesem Kollektivum als ein zweiter antibürokratischer Freiherr vom Stein bereits den schädlichen liberalen Formalismus aufspürend, schreibt an seine Gattin:

„Die Verwaltungsorganisation macht mir viel Reibungen wegen der unglaublichen Zopfigkeit und Ressorteifersucht der Militärs, namentlich im Generalstabe. Wenn ich mit solcher Ressortverwirrung im Zivil haushalten sollte, wäre ich längst gesprungen wie eine Granate. Hier aber denkt keiner daran, ob das Ganze leidet; jeder tut, was ihm befohlen wird und was nicht befohlen wird, darüber tröstet er sich, wie der Junge, dem der Vater keine Handschuhe kaufte." — „*Vor dem Feind lauter Helden, aber an ihren Schreibtischen wie ein Rattenkönig mit ihren Zöpfen zusammengewachsen.*"

☆

Bald nach der Einschließung der französischen Hauptstadt taucht also die Frage der Beschießung auf, und das nach Versailles verlegte große Hauptquartier ist fast Monate hindurch der Schauplatz wütend ausgefochtener Meinungskämpfe. Es führt hier zu weit, darzutun, ob Bismarcks Vorwurf, daß englische Einflüsse im Spiel seien, stichhaltig ist. Das Tagebuch der Kronprinzen jedenfalls zeugt davon, daß die Luft reichlich mit Humanität, „made in Britain", getränkt war und gewisse, vor allem von den Frauen des königlichen Hauses inspirierte Kreise tatsächlich die Ansicht vertraten, der „Lichtstadt" mit all ihren Kulturschätzen dürfte kein Schaden geschehen durch ein Bombardement. Bismarck fragt höhnisch zurück, ob die Aushungerung etwa menschlicher sei, und drängt unentwegt beim König auf Beschießung. Sein Grund ist rein politisch; die neutralen Mächte stehen mehr denn je auf der Lauer und würden das Unterlassen des Artillerieangriffs als Schwäche auslegen, sich ermutigt fühlen. Der erste Schuß, das weiß Bismarck, schafft reine Luft in Europa. Die Gegner sprechen von einer „Fähnrichsunternehmung", weisen auf die Schwierigkeit der Heranschaffung des Artilleriematerials hin.

Die Heimat gibt Bismarck recht. — Es ist kurios, die Leutchen sind verwöhnt durch jenen Drei-Wochenkrieg von 1866. Dieser Kampf in Frankreich — unfaßlich uns Nachfahren des Weltkrieges — währt ihnen zu lange. „Vor Paris nichts Neues" — diese ständige Formel im Heeresbericht macht die Strategen aller Stammtische wild. Moltke erhält wohlgemeinte Ratschläge in Versen:

„Guter Moltke, gehst so stumm
Immer um das Ding herum,
Bester Moltke, sei nicht dumm,
Mach' doch endlich bum bum bum!"

Aber auch böse Schmähbriefe flattern auf seinen Schreibtisch. Denn wir haben jetzt eben eine öffentliche Meinung.

In der entscheidenden Sitzung dringt Bismarck durch. Der Generalstab muß jetzt diese Schwierigkeiten, die tatsächlich groß waren, überwinden, und es gelingt ihm auch. Am 27. Dezember fällt der erste Schuß, am 29. wird das Fort Mont Avron, im Osten der Stadt, von den Franzosen

geräumt. Am 5. Januar erfolgt die erste Generalbeschießung. Das Heranschaffen der schweren Kanonen, die Berechnung der neuen, angesichts dieses großen Objekts schwierigen Geschütz-Elevationen, der Einbau der Artillerie, all das ist eines der technisch interessantesten Kapitel dieses Krieges und leitet schon ganz in den Weltkrieg über.

☆

Naturgemäß läßt sich nicht vermeiden, daß Moltkes Person mit der Zeit immer stärker in den Konflikt hineingezogen wird. Und am 25. Januar kommt es bei einem überaus symptomatischen Fall zur Katastrophe. Der Gouverneur von Paris, General Trochu, hatte die Behauptung aufgestellt, daß bei der Beschießung einzelne Krankenhäuser absichtlich bombardiert worden seien. Moltke sendet einen Brief an Trochu, in welchem er diese Behauptung zurückweist. Bismarck erfährt von dieser Korrespondenz, führt Beschwerde beim König, der daraufhin am 25. Januar an Moltke folgende Kabinettsorder erläßt:

„Infolge eines Mir erstatteten Vortrages des Bundeskanzlers spreche Ich Ihnen wiederholt die Erwartung aus, daß Sie es sich angelegen sein lassen werden, demselben jede Nachricht von einer Wichtigkeit möglichst bald mitzuteilen, um ihn fortdauernd in Kenntnis von den größeren Kriegsoperationen zu erhalten. Ich muß den Anspruch des Bundeskanzlers — über den Gang der militärischen Operationen genau unterrichtet zu sein — als gerechtfertigt anerkennen und rechne nunmehr darauf, daß Sie die geeigneten Anordnungen treffen werden, um die bisher häufig vorgekommenen Klagen des Bundeskanzlers über mangelhafte Informationen betreffs der militärischen Situationen für die Zukunft zu vermeiden.

H.Q. Versailles, den 25. Januar 1871.

gez. Wilhelm."

Jetzt fährt auch Moltke aus der Haut; am gleichen Tage setzt er ein umfangreiches Antwortschreiben auf und dieses Schreiben enthält den sarkastischen Frondeur-Satz:

„Was dagegen die beabsichtigten und noch in der Ausführung begriffenen Operationen anbetrifft, so würde eine regelmäßige Mitteilung hierüber wohl nur in dem Falle

gerechtfertigt sein, wenn Euere Kaiserliche Majestät geneigt sein sollten, Sich auch hierin des Rates des Grafen Bismarck zu bedienen. Da es indessen eine feststehende Meinung ist, daß kriegerische Operationen der einheitlichen Leitung bedürfen, so bin ich sehr gern bereit, den bezüglichen Vortrag und auch die Verantwortung dem Bundeskanzler allein zu überlassen, und sehe ich hieruber Euerer Kaiserlichen Majestät allergnädigster Entscheidung ehrfurchtsvoll entgegen."

Das ist die Bombe! — Darauf wird der blaue Brief folgen. — In diesem Augenblick! —

Und nun ist es großartig zu sehen, wie der Mann seinen inneren Kampf kämpft. Er läßt den Brief 24 Stunden liegen, arbeitet ihn um, mildert ihn, aber auch den neuen Entwurf sendet er nicht ab. Am 27. früh gibt er Befehl, den Brief zu den Akten zu legen. — „Durch die Anwesenheit des Staatsoberhauptes in Versailles fanden die politischen und militärischen Forderungen ihren Ausgleich." — Das ist alles, was in seiner vornehmen Berichterstattung von diesem Konflikt übrigbleibt. Am gleichen Tage aber findet anläßlich der bereits beginnenden Waffenstillstands-Verhandlungen eine Unterredung zwischen dem Kanzler und dem Strategen statt, die rein sachlich die Lage klärt.

Zwar von nun an bis an Moltkes Lebensende werden sie sich nur bei den offiziellen Diners sehen. Doch der Kanzler hat gesiegt.

Warum dies alles hier weitschweifig erzählt wird? Wird nicht ein „hehres Bild" damit getrübt? — Der bürgerliche Patriotismus hat in den vergangenen Jahrzehnten auf unseren Schulen leider viel zu sehr diese Begebenheiten zum Schaden aller unterschlagen. Nie die inneren Schwierigkeiten aufgezeigt. — Es war ja alles so leicht gewesen, wenn man solch ein Schulbuch durchlas. Wie im Hui war alles gegangen, — was brauchte sich der Einzelne da noch anzustrengen? — Damit entstand jenes Bild von der trefflichen „Obrigkeit", die alles weise gefügt. So daß ein ganzes Volk, als es 1914 in seinen größten Krieg marschierte, nicht gewußt hat, wie organisch sinnlos seine oberste Leitung gegliedert war. Generale, die Krieg und Politik machten, und ein Reichskanzler, der sich einfach an die Wand drücken ließ. Und ein Großteil des Volkes war noch begeistert, daß das Auswärtige Amt ins große Hauptquartier verlegt worden

war, anstatt stürmisch den Mann zu fordern, der von Berlin aus die Minister u n d die Generale kommandiert hätte. —

Gewiß war dies ein Schicksal, daß solch ein Mann sich nicht fand. Aber das Bewußtsein von seiner Notwendigkeit hätte nie in der Nation erlöschen dürfen. Schon um dem, was nunmehr kommt, den Boden zu bereiten. Aber im liberalen Staat schreit letzten Endes der „Untertan" immer nach dem General (oder nach dem Schutzmann), während der freie Volksgenosse seinen Bismarck sucht. Nicht um zu bewundern, sondern um mitzukämpfen.

☆

Aber ehe Bismarck sich mit den Franzosen an den grünen Tisch setzte, fiel noch mancher Deutsche auf fremder Erde. Die Pariser zeigten eine schöne Ausdauer, die niemand von ihnen erwartet hätte. Am 22. Dezember schreibt Moltke seinem Bruder Adolf: „Die Hungersnot ist noch nicht da, aber ihre Vorläuferin, die Teuerung." Um dann mit einem für diese Epoche überaus charakteristischen Satz fortzufahren: „Die Rothschild und Pereire haben noch immer ihr dindon truffé, die untersten Klassen sind von der Regierung bezahlt und ernährt, aber der ganze Mittelstand darbt, und zwar schon seit lange." In liberalen Krisen werden immer die organisch wichtigsten Stände, Bauer und Mittelstand, getroffen und mit mehr oder minder großen Teilen ins Proletariat herabgedrückt; das ist wie ein Naturgesetz. So ist in der belagerten Stadt bereits der Konfliktstoff angehäuft, wobei allerdings nicht dieser Mittelstand, sondern eben die Arbeiterschaft die innerlich berechtigte Frage stellt, wofür sie denn eigentlich kämpfen? Damit die Rothschilds ihr dindon truffé haben? Doch vorläufig hält Trochu noch Ordnung und die Stadt verzehrt sich im Haß gegen die Preußen und in der Hoffnung auf Entsatz.

Mit Beginn des Jahres waren die Kämpfe in der Provinz wieder aufgelebt. Die französische Nordarmee unter General Faidherbe stieß wieder nach Südwest vor und die an der Somme stehenden Deutschen rüsteten sich. Manteuffel hatte den Oberbefehl über diese Truppen abgegeben, da er mit einer neuformierten Armee nach dem Süden gehen sollte, und das Kommando übernahm der General von Goeben. Als Heerführer ein Meister. Faidherbe marschiert von Ba-

paume gegen St. Quentin und wird hier von Goeben gestellt. Die Schlacht bei St. Quentin vom 19. Januar ist einer der schönsten Siege dieses Feldzuges. Die französische Nordarmee wird völlig aufgelöst, jagt in die Festungen zurück und kommt von nun an nicht mehr in den Kampf.

Im Südosten wurde Chanzy durch Prinz Friedrich Karl in einer Reihe von Gefechten bei Le Mans (6.—12. Januar) endgültig aufgerieben.

Dafür zog sich das Unwetter im Südosten zusammen. Die nach der Schlacht bei Orleans gänzlich herausgezogene erste Loire-Armee unter Bourbaki war von Gambetta verstärkt worden und marschierte nun, etwa 150 00 Mann stark, nach Osten. Ihre Aufgabe sollte sein, Belfort zu entsetzen, Werder zu schlagen und in das Elsaß einzurücken. Am 5. Januar stoßen Werders und Bourbakis Vortruppen zum erstenmal zusammen. Erst an diesem Tage erkennt man in Versailles die Gefahr, über die man sich bis dahin keinen rechten Begriff gemacht hatte, und nun handelt Moltke mit der üblichen Schnelligkeit. Überall werden Truppen zusammengekratzt; die vierzehnte Division, die vor Mezieres frei geworden ist, die 13., welche in Auxerre steht und das II. Korps, welches im Südosten die Eisenbahnverbindungen für die Belagerungs-Armee sichert. — All diese Truppenteile werden in der Gegend von Chatillon zusammengezogen und als sogenannte „Südarmee“ unter Manteuffel nach Südosten in Marsch gesetzt, um Werder zu Hilfe zu kommen.

Die Frage war nur, ob Werder solange aushielt, bis Manteuffel heran war. Selbst unter Schwächung des Belforter Belagerungskorps verfügte er nur über etwa 45 000 Mann. Mit diesen bezog er hinter der Lisaine auf der Linie Frahier—Montbeliard zur Deckung Belforts eine feste Stellung und unternahm gleichzeitig einen Vorstoß gegen Villersexel in die linke Flanke des heranrückenden Gegners.

Es war ein Wagnis, mit Belfort im Rücken eine dreifache Übermacht zu erwarten, und Werder erhob bei Moltke diesbezügliche Vorstellungen: „Elsaß glaube ich festhalten zu können, nicht aber zugleich Belfort, wenn nicht die Existenz des Korps aufs Spiel gesetzt wird. Mir fehlt durch Festhalten vor Belfort jede Freiheit der Bewegung.“

Moltke hat lange geschwankt, ob er Werder zumuten solle, die Schlacht anzunehmen. Blieb Werder jedoch nicht stehen, dann war der Zug Manteuffels vergeblich. Außerdem ging das gesamte Belagerungsmaterial vor Belfort verloren. Moltke vertraute Werder und der Kampftüchtigkeit seiner Truppen, obwohl sie zum Teil aus Landwehr bestanden, aber, hochherzig, wollte er dem General die Verantwortung nicht aufladen. So entschloß er sich, Werder den bestimmten Befehl zum Stehenbleiben zu geben. Wurde dieser geschlagen, so fiel die Verantwortung auf Moltke, da Werder ja Gegenvorstellungen erhoben hatte. Am 15. Januar erhielt Werder das Telegramm: „Feindlicher Angriff ist in der Belfort deckenden festen Stellung abzuwarten und Schlacht anzunehmen . . . Das Anrücken des Generals Manteuffel wird schon in den nächsten Tagen fühlbar." Und am gleichen Tage begann die Schlacht. Da die Lisaine zugefroren war, hatte Werders Stellung nur die Hälfte des Wertes, aber die badischen Landser standen wie die Mauern. Nach dreitägigem Ringen war Bourbaki abgeschlagen und mußte sogar den Rückzug antreten. Unterdessen war auch Manteuffel heran, zerschnitt Bourbakis Rückzugslinien, drängte ihn mit Werder gemeinsam nach Süden, und am 1. Februar trat der Rest dieser Armee (83 000 Mann) ohne ihren General, der einen Selbstmordversuch unternommen hatte, bei Pontarlier auf Schweizer Gebiet. Eine vollkommen demoralisierte, erfrorene Truppe, die in ihrem verzweifelten Hunger sogar die Rinden der Parkbäume von Pontarlier aß.

Der Krieg war zu Ende. Gambettas letzte „Konvents-Armee" war aufgerieben. Am 28. Januar hatte Paris kapituliert.

☆

Bereits am 23. Januar hatten die Waffenstillstands-Verhandlungen begonnen, und Bismarck und Jules Favre saßen einander gegenüber. „Die Verhandlungen begannen bedächtig, in ruhiger Tonart. Mit erstaunlichem Freimut und mit bewunderungswürdiger Logik sagte der Kanzler einfach und frei heraus, was er wollte. Er ging immer gerade aufs Ziel los und brachte dadurch bei jeder Gelegenheit Herrn Jules Favre in Verwirrung, der an seine Advokatenkniffe

und diplomatischen Spiegelfechtereien gewöhnt war und diese vollständige Loyalität, diese überlegene Art, die so ganz von dem früheren Zickzack abwich, nicht begriff." So schildert der Ordonnanzoffizier Favres, der Graf d'Herisson, die beiden Kontrahenten und verliebt sich während der Verhandlungen immer mehr in Bismarck.

Fünf Tage später, am 28. Januar, wird unterzeichnet. Die Deutschen besetzen die Forts, aber nicht die Stadt. Die Nationalgarde und eine Liniendivision dürfen die Waffen behalten, ferner zahlt Paris 200 Millionen Franken Kontribution. Die drei südöstlichen Departements um Belfort werden vorerst von dem Waffenstillstand ausgeschlossen, da sich Favre von der Bourbaki-Armee noch Erfolge verspricht und Bismarck andererseits sicher ist, daß Manteuffel endgültig aufräumen wird. So kommt das Kuriosum zustande, daß in ganz Frankreich die Gewehre niedergelegt werden, während im Südosten der Kampflärm erst am 1. Februar endet.

☆

Gambettas Rolle ist ausgespielt. Am 8. Februar wählt Frankreich seine Nationalversammlung. Die gemäßigten Gruppen siegen, der Bourgeois-Rentner ergreift wieder das Ruder. Ministerpräsident wird Thiers, jener Coupon-Lafayette, der schon 1840 die deutschen Gemüter erregte, und am 21. Februar beginnen in Versailles die Friedensverhandlungen.

Der Generalstab hatte Metz und Belfort gefordert. Bei einiger Geschicklichkeit hätten die Franzosen nach Schleifung der Werke Metz retten können. Bismarck, der in bezug auf das Elsaß eisern blieb, war nicht sehr begeistert für die lothringische Erwerbung. Umgekehrt aber hätte er mit einigem Nachdruck Belfort haben können. Die Debatten nahmen zuweilen wilden Charakter an. Schließlich fand man sich im Mittelweg: das Elsaß und Metz kommen an Deutschland, während Belfort bei Frankreich verblieb. Die Kriegsentschädigung — Deutschland hatte zuerst 6 Milliarden gefordert — wurde auf 5 Milliarden Franken festgesetzt. Am 26. Februar, nachmittags ½5 Uhr, wurde der Vorfriede unterzeichnet. Am 1. März nahm die Nationalversammlung in Bordeaux die Friedensbedingungen an. Die elsässisch-

lothringischen Abgeordneten nahmen unter Tränen Abschied und der Dichter Viktor Hugo hielt seine berühmte Schlußrede, in der er den Deutschen zurief, daß über sie das gleiche Geschick einmal kommen werde. Heute hätten sie den Franzosen ihren Kaiser genommen, aber Frankreich würde Deutschland einmal den seinigen nehmen.

Einige biereifrige Stammtischlinge hatten natürlich ein Stück von den französischen Kolonien abschneiden wollen, aber Bismarck hörte da gar nicht hin.

Dann ging Frankreich in seine furchtbarste Fieberkrise hinein: am 18. März brach in Paris der Kommuneaufstand aus und August Bebel erklärte von der Reichstagstribüne herab, dies sei nur ein „Vorpostengefecht", welches das Proletariat der Bourgeoisie geliefert habe. So zeigte sich das Kommende bereits in blutigen Umrissen. Das Bürgertum war gewarnt!

Ausklang

Der siegreiche Abschluß bringt dem Strategen die höchsten militärischen Ehrungen. Am 22. März, dem ersten Geburtstag, den der einstmalige Prinz von Preußen nunmehr als deutscher Kaiser feiert, überreicht der Monarch dem Strategen das Großkreuz des Eisernen Kreuzes. „Mit meinem unversiegbaren Dank für Alles, was Sie in drei Kriegen Ruhmreiches leisteten." — Und beim Einzug der siegreichen Truppen in Berlin trägt Moltke den Marschallstab. Dann bezieht er das neuerbaute Haus des Generalstabes am Königsplatz zu Berlin und die Arbeit im Stillen geht weiter.

— Ein französischer Militärschriftsteller hat später einmal über den Krieg von 1870/71 das Urteil gefällt: „Es gab bei der deutschen Heerführung ein wahres geistiges Syndikat, so daß wir weniger durch das Talent eines Moltke, als durch eine Institution, den Generalstab, besiegt worden sind." Mag das für Moltke und sein Sedan noch nicht ganz zutreffen, — denn im letzten Sinne war dieser Tag doch die Tat eines Herrenmenschen — so ist es ja die Bestimmung aller liberalen Institutionen, also auch des Generalstabes, die Einzelpersönlichkeit abzulösen, ihr eventuelles Fehlen zu

paralysieren durch die Organisation, durch das geistige Syndikat. Tat wird durch Arbeit ersetzt. Und Moltke hat sich dieser Bestimmung bei der Weiterbildung des Generalstabs nicht entzogen. Die Vormachtstellung des Stabes ist jetzt unbestritten, es gilt, seine geistige Form auf der Höhe zu halten. Gegen 1890 zählt das Personal an 200 Köpfe, die Abteilungen werden immer weiter gegliedert und spezialisiert, das Funktionsbereich immer größer. Bereits 1872 wird ihm die Kriegsakademie unterstellt.

Die technischen Truppen werden vermehrt, die Eisenbahn-Formationen erstehen, und es ist bezeichnend, daß diese, bis 1899 dem Generalstab unmittelbar unterstellt, von Moltke zu seiner Lebenszeit besonders geschätzt wurden und er bei Paraden sie oftmals anführte.

Die Armee folgt unentwegt dem Gesetze Boyens, wobei doch allmählich die ersten leichten Kraftanstrengungen und Reibungen bemerkbar werden, die — es geht jetzt zum Niedergang — im Hinblick auf die Gesamtheit mit der allgemeinen gleichen Wehrpflicht verbunden sind. Aber es beginnt jetzt die Zeit des europäischen Wettrüstens und niemand kann sich demselben entziehen. 1874, 1880, 1887 sind die drei Etappen der großen Heeresvermehrungen, welche versuchen, die Stärke der Armee mit dem Bevölkerungszuwachs in Einklang zu bringen. Aktive Truppe etwa gleich 1 % der Bevölkerung.

Die Heeresverfassung des Norddeutschen Bundes hatte die Dienstzeit des Wehrpflichtigen sogar noch einmal eingeschränkt. Der Soldat diente drei Jahre bei der aktiven Truppe, vier Jahre in der Reserve und nur fünf in der Landwehr. Das zweite Landwehraufgebot war weggefallen, so daß der Krieg von 1870/71 tatsächlich mit dem besten Menschenmaterial ausgefochten worden ist, das Norddeutschland besessen hat. Das Reichsmilitärgesetz vom 2. Mai 1874 hielt daran noch fest, führte aber den Landsturm wieder ein, dem jeder ungediente Deutsche vom 17. bis zum 42. Lebensjahre anzuhören habe. Und auch das genügte noch nicht. 1888 unter dem drohenden Schatten der Boulanger-Affaire wurde die Dienstpflicht der Landwehr wiederum bis zum 39. Lebensjahr ausgedehnt und die des Landsturms bis zum 45. Durch die Landwehrvermehrung gewann Deutschland mit einem Schlage 600 000 altgediente

Soldaten. Es war der schwerste Hieb gegen Frankreich und die größtmöglichste Erfüllung des Boyenschen Gesetzes.

Es verlohnt, bei der Abstimmung, die die Vorlage im Reichstage erlebte, einen Augenblick zu verweilen. Angesichts der Heeresvermehrung vom Vorjahr war diese Forderung der Regierung ein ungeheuer schwerer Schritt und Bismarck fuhr daher schwerstes Geschütz auf. Am 6. Februar 1888 hielt er im Plenum wohl die gewaltigste Ansprache seines Lebens. Es war eine Warnung an ganz Europa, keinen Versuch zu machen, das durch den letzten Krieg geschaffene Gewicht Deutschlands auf dem Kontinent zerstören zu wollen. Jenes Deutschland, das — so lange er lebte, war das verbürgt — tatsächlich Frieden wolle. Er schloß die Warnung: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt." — Als er geendet, schritt Moltke als erster auf ihn zu und gab ihm die Hand und unter ungeheurer Bewegung einigten sich alle Parteien, das Wehrgesetz ohne Debatte und Widerspruch anzunehmen. An diesem 6. Januar 1888 hat ein Bismarck zum letzten Male das bürgerlich-liberale Deutschland durch die Gewalt seiner Persönlichkeit geeinigt. — Sieben Jahre später wird der Reichstag seinem Schöpfer an seinem 80. Geburtstag die Glückwunschadresse verweigern.

☆

Daheim führt der Stratege das stille Leben eines Gelehrten. Die Schwester betreut den Haushalt, und nur die Reisen unterbrechen das ruhige Leben eines vornehmen, aber bürgerlich gehaltenen Daseinskreises.

Musik ist das einzig Unsichtbare, das der liberale Mensch anerkennt, da der Ursprung des Musizierens sichtbar. „Das Aufkommen der Industrie und der Musik — Zeichen von Dekadenz", so hatte Baudelaire einst in sein Tagebuch geschrieben. Wie in allem, so ist diese Zeit der Höhepunkt auch der musikalischen Reproduktion, je mehr die schöpferische Musik erstirbt. — Aber im Hause Moltke sieht man nicht den Verlust, nur den Gewinn. Der Mann der Schlachten sitzt in die Sofaecke gelehnt und lauscht dem Geiger Joachim, der nur für ihn den Bogen führt. Kein Abend ohne Musik, die hier von einem geschmackvollen Kenner gewürdigt wird, der aber — bezeichnend — selbst kein Instrument spielt.

Danach das geliebte Whist. Für die mitspielenden Familienmitglieder zeitweilig eine Quelle der Sorge, da der Sieger von Sedan hierbei nicht gern verliert und der Aide dann immer die Schuld trägt. Natürlich bei kleinstem Einsatz, wie überhaupt dieses Leben sich nur mit dem unumgänglich Materiellen abgibt.

Das ist das Bewundernswerte und Preußische. — Während ringsum eine üppiger werdende Welt ersteht, bleiben die Männer, die durch ihre Arbeit dieser Welt erst die Tore geöffnet, grade und einfach. Sparsam bis in die Knochen. Der alte Kaiser pflegt von den einlaufenden Briefen die unbeschriebenen zweiten Hälften abzutrennen, um sie für seine Antwortschreiben zu benutzen, und Moltke hält es nicht anders. Unverändert lebt in ihnen ein unzerstörbares Erbgut aus jenen Tagen, da der preußische Kolonialstaat sich groß hungerte. Und man mag lächeln über Moltkes etwas patriarchalische Versuche, auf seinem Gut Kindersparkassen einzurichten, — irgendwie blickt doch in dieser immer materialistischer werdenden Welt ein aus dem Preußischen kommendes Verantwortungsgefühl hindurch, das über der Epoche steht. Und dieser Brief aus der Nachkrise der Gründer-Jahre an seine Schwägerin spricht Bände.

„Berlin, den 7. Dezember 1875.

Beifolgend, liebe Auguste, übersende ich die von den Kindern gewünschten zehn Taler. Stiefel habe ich selbst nur zwei Paar, und alle entbehrlichen Kleidungsstücke, die wir besaßen, sind schon hier verschenkt, wo ja die Not sehr viel größer ist und in weit schrecklicherer Gestalt auftritt als auf dem Lande; die Anforderungen an die, welche überhaupt geben können, sind dementsprechend.

Nur zwei Paar Stiefel! Für sich selbst benötigt er tatsächlich ein Minimum, und es gibt einen peinlichen Eklat, als sein Neffe Helmuth sich mit einem Mädchen aus der Familie der dänischen Moltkes verlobt und zu diesem Fest der Feldmarschall erwartet wird. Da steht die Familie des Grafen Moltke-Hvitfeldt mit großem Gefolge am Bahnhof und der Zug läuft ein, der einen der höchsten Würdenträger des großen deutschen Reiches bringen soll. Alles stürzt auf die 1. Klasse zu, — er ist nicht da. Ratloses Umherschauen, bis man plötzlich am Ende des Zuges in der 2. Klasse einen

alten Herrn in Zivil bemerkt, der ein Köfferchen aus dem Abteil zieht. „Wo ist Ihr Diener, Exzellenz?" — „Den habe ich gar nicht mitgenommen." — „Und das Gepäck? Darf ich um den Gepäckschein bitten?" — „Das, was ich brauche, habe ich hier bei mir."

*

Am Vorabend seines 90. Geburtstages brachten sie ihm einen Fackelzug und, während der Meister bereits grollend in Friedrichsruh saß, zog bei dieser Gelegenheit an dem Strategen das gesamte Deutschland vorüber, das sie beide geschaffen. Das bürgerliche, materiell rapid wachsende Deutschland. In all den Formen, die ihm sein Jahrhundert aufgeprägt. Die „Berliner Liedertafel" bringt vorher ein Ständchen, dann geht es hinaus auf die Straße, die Viktoria auf der Siegessäule ist elektrisch erleuchtet, und nun naht es heran: die Abordnung der Kaufmannschaft, die Studenten, der märkische Sängerbund, die Pankgrafen, der Gärtnerverein „Deutsche Eiche", die Radfahrer, die Ruderer, — aber auch die Arbeiterschaft von Siemens & Halske. Dann naht die „Germania" auf einem mit Allegorien überfüllten Wagen, umgeben von „Kunst", „Handel", „Industrie" und „Ackerbau", und Ernst v. Wildenbruchs für diesen Tag gedichtete Verse ertönen:

„Denker Du in Wort und Rath,
Lenker der erwog'nen That,
Du im Frieden und im Feld
Vaterlandes Sohn und Held!

Sieh, es drängt sich Dir zu Füßen
Alt' und junger Krieger Schar,
Denn ganz Deutschland will Dich grüßen,
Das da ist und das da war.

Daß ein Bild Dir sei gegeben
Greifbar, wie's die Kunst verleiht,
Es gehört Dein großes Leben
Aller Zeit, nicht einer Zeit."

Dann ziehen die Innungen vorüber und die „Wacht am Rhein" erschallt.

Aber am nächsten Tage erkundigt er sich doch besorgt, ob sich die Germania auch nicht erkältet habe.

Der Geburtstag selbst, an welchem es Ehrenbürgerbriefe auf ihn niederregnet, ist dann durchrauscht von höfischem Gepränge. Der Kaiser läßt die Fahnen des Gardekorps und des Kolbergischen Grenadier-Regiments für diesen Tag auf der Treppe des Hauses aufstellen und überreicht abermals einen Feldmarschallstab. Viel Gefürstetes schüttelt ihm die Hände. — Es ist viel, es ist ehrend. Aber irgendwie ist doch alles anders und vielleicht mag der greise Denker sich an jene Stunde vor zwei Jahren erinnert haben, wo er neben Bismarck am Sterbebett des alten Kaisers stand. „Wo ist Moltke?" hatte dieser plötzlich gefragt, und als der Marschall sich erschüttert neigte, hatte der Sterbende gesprochen: „Was Sie für die Armee und das Vaterland getan haben, das werden meine Nachfolger Ihnen danken; ich vermag es nicht mehr." —

Hier war nun der Dank, aber es war doch anders. Er strebte nicht nach solchen Dingen und überdies blieb eine Kühle. Es hatte einen Tag gegeben, vor wenigen Monaten erst, da hatte der Kaiser ihm und den Generalen die Entlassung Bismarcks mitgeteilt. Sie hatten alle stumm gestanden, aber als sie die Treppe hinuntergingen, hatte sich Moltke an die anderen gewandt: „Das ist ein sehr bedauerlicher Vorgang; der junge Herr wird uns noch manches zu raten aufgeben." Waren sie auch Gegner, — was der Meister für Deutschland bedeutete, wußte der Stratege.

Recht eigentlich brauchte er nicht mehr mitzuraten; denn bereits vor zwei Jahren, am 3. August 1888, hatte er die Stätte seines Wirkens verlassen.

„Euer K. K. Majestät bin ich anzuzeigen verpflichtet, daß ich bei meinem hohen Alter nicht mehr ein Pferd zu besteigen vermag.

Euer Majestät brauchen jüngere Kräfte, und ist mit einem nicht mehr felddienstfähigen Chef des Generalstabes nicht gedient.

Ich werde es als eine Gnade erkennen, wenn Euer Majestät mich dieser Stellung entheben und mir huldreich gestatten wollen, den kurzen Rest meiner Tage in ländlicher Zurückgezogenheit zu verleben."

Der Kaiser hatte ihn zum Präses des Landesverteidigungskomitees ernannt, für den Strategen eine Sinekure.

☆

Am 24. April 1891 sitzt er gegen Abend um ½10 Uhr wie immer am Whisttisch. Im Nebenraum spielt der musikalische Freund des Hauses, Dreßler, auf dem Flügel. Der Marschall unterbricht das Whistspiel, um zuzuhören, verläßt aber nach einigen Minuten wieder den Musikraum. Plötzlich hören die Anwesenden aus dem Nebenzimmer einen tiefen schmerzlichen Seufzer. Sie tragen ihn auf das Bett. Wenige Minuten später ist er tot.

Er war, wie sein Kaiser, fast 91 Jahre alt geworden und hatte auf der Höhe seines Jahrhunderts wirken können. Im Einklang mit dessen Idee und bestimmt zur grandiosesten Erfüllung derselben. Auch dieses ist ein Glück: die Parabel seiner Epoche abzuschreiten, sie, nur sie zu kennen und ihre Gesetze voll auszuschöpfen. Nicht um die Umbruchstellen zu wissen, weil man sie nicht erlebt. Jener Umbruchstellen, die man Revolutionen nennt und die am Anfang und Ende der Parabel stehen. Bismarck ist in diesem Sinne niemals glücklich gewesen; denn er stand über den Zeiten, wußte um das Eine und das Andere. Dieser aber war ganz eingebettet, ruhte in sich und seiner Zeit und war doch niemals ihr Untertan, da er vom Ewigen das mitbekommen, was im Glück und Unglück dem General und dem Musketier den Adel verleiht: Haltung.

„Am deutschen Wesen –"

Der Tote sinkt ins Grab, — seine Armee marschiert weiter. 1893 erreicht Caprivi vom Reichstag die Bewilligung zur Vermehrung der Kaders. Die Rekrutenmasse kann stärker erfaßt werden, das Heer wird dadurch verjüngt. Eine weitere Verstärkung neben der immer wieder erfolgenden Neufestsetzung der Friedenpräsenzstärke wird 1899 bewilligt. Die letzte große Wehrvorlage bringt die Regierung 1913 durch, wodurch mit einer Kriegsstärke von fast 4 Millionen Mann gerechnet werden konnte.

In gleichem Maße wächst der Generalstab, vermehren sich die technischen Truppen, erweitert sich der Aktionsradius der Feuerwaffen. Das Modell 88 ist das erste Mehrladegewehr, und 1900 wird das Maschinengewehr eingeführt.

— Die Massen wachsen, aber immer parallel damit die Mittel, die Massen zu vernichten. Diese jedoch helfen sich durch immer weiteres Individualisieren der Gefechtstaktik. 1902 wird der „Burenangriff" eingeführt, der den Abstand zwischen den einzelnen Tirailleurs bereits bis auf 18 Schritt festlegt. Eins greift organisch ins andere, und so hat keines den Vorsprung vor dem anderen. Alle Völker des europäischen Kontinents jagen Jahr um Jahr dem Ziel entgegen: größtmögliche Erfüllung der allgemeinen gleichen Wehrpflicht.

Aber angesichts des Objektes, das die deutsche Armee schützen soll und mit ihr die Flotte, die in den Flottengesetzen von 1897 und 1900 ihre Grundlage erhält, können beide nicht groß, nicht stark genug sein. Deutschlands Handel und Industrie greifen über die Meere, Riesentrusts erstehen, gigantische Banken wachsen. Das Deutschland von 1914, angestachelt durch das liberale Ethos von der Arbeit, ist drauf und dran, den Erdball in das Handelsportefeuille zu stecken. An dem Reichtum will jeder teilhaben, der Bürger wie der Arbeiter. Der Streit geht nur um den Verteilungsschlüssel. Das Ziel ist für beide das gleiche; es ist materialistisch.

Organisation ist alles. Der Generalstab, die Syndikate, die Fabrikhallen, die Übersee-Linien, — alle sind von der gleichen Präzisionsmethodik gelenkt. Der Mobilmachungsplan, die Reißbrettzeichnung, die Statistik, das Laboratorium, — alles schreit: System, System!

So hat Deutschland seine „Mission". Die besten Dampfer, die besten Ferngläser, die besten Anilinfarben, die besten Instruktions-Offiziere. — Die Welt soll und muß Deutschlands Tüchtigkeit kennenlernen und ihr gehorchen. „Am deutschen Wesen wird einmal die Welt genesen." Jeder Deutsche weiß mit Stolz, wie diese Genesung aussehen wird. Der deutsche Professor, der deutsche Ingenieur und der deutsche Generalstäbler wird sie bringen. Es ist eine heilige Mission; denn Deutschland will die Welt aufklären, dieweil das perfide Albion nur Gewinn schachert. Wir tun das nämliche, — aber zuvor lesen wir ein paar Seiten Kant. So haben sie viele Worte, aber dahinter steht immer nur: „Ich". Das Volk wächst, und das Land verödet. Was tut's? Die ganze Welt ernährt uns, und bald werden auch

die Kolonien Erträgnisse liefern. Jawohl, wir haben auch Kolonien. Sie sind ebenso viel wert wie die anderen.

Vor allem haben wir Geist. Geist, der Sonne, Mond und Sterne herunterholt, für den es kein Dunkel, keine Frage gibt. Geist, der unaufhörlich Geld und Ware gebiert.

Wir haben alles, und nur zwei Dinge haben wir verloren: Gott und die eigene Seele. „Ich habe tausende von Leichen seziert, aber keine Spur von Seele dabei gefunden", sagt Virchow.

Die Epoche ist am Ende.

☆

Und schon in jenen Tagen, da Moltke still unter seinen Parkbäumen in Creisau auf- und niedergeht, an den Sätzen seines philosophischen Vermächtnisses feilt, senken sich schwere Schatten auf diese „Ich"-Epoche, dämmert eine neue Welt heran.

Das sterbende „Ich"

Freilich, das äußere glänzende Bild überstrahlte alles. Die Überreife bietet sich dem Auge am prächtigsten dar, und man muß unterscheiden zwischen der äußeren und inneren Parabel. Die innere Kurve des „Ich" war etwa um 1870 überschritten, aber die äußere stieg noch fortgesetzt an. Die Jahrzehnte seit Sedan sind von einem grenzenlosen Optimismus getragen. — Aber was die Lebenden nicht sahen, wissen wir heute: die Schöpferkraft des Liberalismus war erloschen. Nicht nur jenseits, sondern auch diesseits des Ozeans starben die Pioniere aus. Die großen liberalen Ideen werden nur noch variiert, nicht mehr neu geformt. Die Reproduktion beginnt, die Erfindungen „aus zweiter Hand" werden jetzt gemacht.

Der Dualismus Geist-Materie ist jetzt endgültig zugunsten der letzteren zersprengt. Daher wächst jetzt alles ins Kolossale, denn die Masse regiert. Die winzigste wie die riesigste Zahl beherrscht das Feld, beide Ausdruck des immer das Sensationell-riesenhafte suchenden Materialismus. Die Greisenzeit der „Ich"-Idee bricht heran, — Amerikanismus.

Die Weltwirtschaft lockert die Grenzen, übersteigert ihre Formeln. 1881 werden das deutsche Kalisyndikat und die Standard Oil Company in U.S.A. gegründet. Bereits 1871 hatte Deutschland die Goldwährung akzeptiert und trat damit in den internationalen Wirtschaftsring. 1878 entsteht der Weltpostverein. Diese internationalen Verknüpfungen wachsen ständig. 1890 wird in Bern der internationale Frachtverkehr geregelt und im gleichen Jahre findet in Brüssel der erste Antisklaverei-Kongreß statt (!). Ein Jahr zuvor ersteht am 14. Juli die 1. marxistische Internationale.

1877 erfindet Edison das Grammophon. Mann wie Maschine sind bedeutungsvolle Typen, eben jenes Konstruieren aus zweiter Hand, da die eigentliche Erfinderkraft bereits erstorben.

1875 ersteht die Reichsbank.

Überall Ernte, Ernte! —

Aber gleichzeitig flackern überall die Streiks empor. 1889 streiken in Deutschland die Männer in den Gruben und in England die in den Docks.

1879 erscheint Ibsens „Nora"; die letzte Konsequenz für das durch die Menschenrechte befreite „Ich" wird hiermit auch in bezug auf die Frau bühnenmäßig dargetan. Die Verweiblichung der geistigen Strömungen beginnt, unter gleichzeitigem Angriff gegen die Bindung der Familie. 1889 bringt Sudermann sein Drama „Ehre" heraus. 1890 wird die „Freie Volksbühne" gegründet, eine Schöpfung von gar nicht zu unterschätzender Tragweite, die im Verein mit dem „Naturalismus" die Demokratisierung aller Kunst zum Prinzip erhob, und damit letzten Endes durch Hinsteuern auf die Tendenzkunst jede wahre Kultur ebenso negierte, wie der gleichfalls liberale Standpunkt des „l'art pour l'art".

„Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft" heißt das Werk, mit welchem Ernst Heckel 1892 den Darwinismus zur letzten Form führte. Von hier bis zum Atheismus war nur ein Schritt, und die praktische Konsequenz hieß: Feuerbestattung.

Die einprägsamste Vertretung findet der Amerikanismus in der technischen Literatur, die grandios-optimistisch den „Fortschritt" an der allein das Heil bringenden Maschine

demonstriert. Bereits 1873 erscheint Jules Vernes „Reise um die Welt in 80 Tagen", und von da geht es zu Wells und Dominik.

All dieses steigert sich bis 1914 unaufhörlich in liberalem Sinne.

☆

Dasselbe geschieht in der Armee. Die ständig wachsende Massenauffüllung, das unaufhörliche Anpassen an den technischen Fortschritt war bereits erwähnt worden. Parallel damit verlief die ständige Vergrößerung und Verfeinerung des Generalstabes. Aber auch hier ist die Schöpferkraft zu Ende. Theorie, Routine und Organisation treten an ihre Stelle. Auf Moltke war Waldersee gefolgt, der aber bereits 1891 abging und durch Graf Schlieffen ersetzt wurde. Schlieffen ist der letzte prägnante Vertreter des liberalen Soldatentums. Er ging am 1. Februar 1906 von seinem Posten, und wenige Jahre darauf erschien in den „Vierteljahrheften für Truppenführung und Heereskunde" in mehreren Aufsätzen die letzte Schlußfolgerung des liberalen Kriegswesens überhaupt: „C a n n a e". — Schon Schlieffens Form ist bezeichnend. Moltke berichtet noch aus unmittelbarer Erfahrung und Erlebnis heraus, ohne Theorie. Er ist auch noch der Gelehrte, der Bücher schreibt. Schlieffen schlußfolgert bereits ebenfalls aus zweiter Hand und legt die Theorie in Zeitungsartikeln nieder. Vom Buch zum Artikel, — das ist auch ein liberaler Weg.

Aber vor allem, — Schlieffens „Cannae" ist erstarrte Theorie. Die Vernichtungsstrategie wird hier — wie es jeder liberale Historiker tut, — rein entwicklungsgeschichtlich abgewandelt und von Hannibal bis Moltke wird die einzelne Schlacht geprüft, angenommen oder verworfen, je nachdem, ob sie dem Vernichtungsgedanken Genüge getan hat oder nicht. Ein Schema F, allerdings journalistisch glänzend geschrieben, aber dadurch eben die Geschehnisse verzerrend, weil nur das herausgehoben wird, was in die Theorie des Verfassers paßt, während andere Szenen im Dunkel bleiben, wodurch der organische Ablauf der Schlacht in der Darstellung zerstört wird.

Aber „Cannae" bleibt das Ideal bis zum Weltkriege. Und der „rechte Flügel".

Deutschland ist gerüstet. Seine „schimmernde Wehr" bietet ein prächtiges Bild an Organisation, Technik und Geschultheit.

Und hier kommt der Einwurf: „Aber Ludendorff wurde doch strafversetzt, weil er allzu ungestüm die Vermehrung des Heeres um drei Armeekorps forderte! — Jener drei Korps, die zu Beginn des Krieges so bitter gefehlt haben!"

Trugschluß! — Nicht die größere Masse hat uns gefehlt, wie der Liberale argumentiert, sondern dieser Armee mangelte es an etwas anderem: sie wußte nicht, wofür sie kämpfen sollte.

Denn die Epoche war zu Ende, und die neuen Ziele waren noch nicht aufgezeigt.

Aber diese neuen Ziele wurden seit langem geahnt. Denn in dem gleichen Maße, wie das „Ich"-Pendel ausschwang, erlahmte, wuchsen die (vorerst noch retardierenden) Kräfte des neuen „Wir" heran.

Die Geburt des „Wir"

Stirbt eine Epoche, so kommt über ihre Träger jenes Unbehagen, vergleichbar dem, das einen befällt, wenn man am ersten Frühlingstage noch den Wintermantel trägt, oder an einem Herbsttage noch im Sommerrock einherläuft. — Dieses Unbehagen der Völker in absterbenden Zeiten löst naturgemäß die Frage nach seinen Ursachen aus. Aber es liegt in der Sinnfältigkeit des Geschehens, daß der einzelne Mensch zu Beginn der Krise nie das Ende derselben sieht, geschweige ahnt, daß er nicht die Totalität des organischen Umschwungs überschaut. Vermag er dies, so ist er ein Genie. Die Fälle, wo ein Genie zur rechten Zeit am Steuer war, um in das neue Fahrwasser zu lenken, sind an einer Hand abzuzählen. Zumeist ist das Neue von zwei, drei und mehr Menschenwellen nach vorn getragen worden. Mühsam, stolpernd, und erst die Männer der letzten Welle hatten den sicheren Schritt.

So wird also der Mensch zu Beginn der Krise das Nächstliegende, das in die Augen Springende abzustellen suchen. Er greift zu Reformen.

Reformen sind Glück und Unglück zugleich. Sie bereiten zwar das Kommende vor, denn der Inhalt jeder Reform liegt immer in der vom Schicksal gewünschten Richtung, — aber gleichzeitig hemmen sie immer wieder den Ausblick auf die Totalität, auf das zuletzt Notwendige: auf die Revolution. Weil sie wohl das äußere Gewand hier und da zurechtschneidern, aber nur zaghaft an den gesamten inneren Organismus herangehen. Hinzu kommt, daß sich der Geist des Neuen — also hier das „Wir" — genau in demselben Maße in die Seelen einpflanzt, wie der Geist des Alten, des „Ich" sie verläßt. Das steigert bei den Männern der ersten Welle die Verwirrung. Altes und Neues wird durcheinandergeworfen.

☆

Immer mehr versucht der Staat, gegenüber der liberalen freien Wirtschaft das verlorene Gelände zurückzugewinnen. In England, Frankreich und Deutschland mehren sich die Gesetze für Arbeiterschutz. Aber der Staat ist in jenen Zeiten ja gleichfalls liberal durchtränkt. Der Staat kämpft mit der freien Wirtschaft auf gleicher Ebene, muß daher den Kampf verlieren, und nur Bismarcks Sozialgesetzgebung von 1878 ist in gewissen Teilen bereits vom Geist des Neuen getragen, da sie nicht durch Verordnungen, sondern durch Appell an die Selbsthilfe wirken will. Im Invaliditätsgesetz hat im Grunde der Staat nur die Rolle des Steuermanns; das Ausschlaggebende liegt im Sparwillen des Arbeitenden. Aber in der Auswirkung ist es eben doch anders, es ist Spar*zwang*. Ein Zeichen, wie auch im Wollen des Großen irgendwie der liberale Nachtwächter-Staat doch durchblickt, durchblicken muß, da in diesen Jahren die Vorbedingung für konservative Selbstverwaltung eben nicht gegeben ist.

Aber noch unbehaglicher drückt auf die Denkenden jener Tage der ständig wachsende Materialismus, die Entseelung und das Zermahlen jeder Persönlichkeit. Die Mobilisierung des Bodens, die Landflucht, der Zug in die Städte, die Verkitschung alles Kulturellen, die Mechanisierung der Lebensformen, all dies wird allmählich Sprengstoff.

Natürlich geht der erste Kampf der ersten Welle des neuen „Wir" in liberaler Form vor sich, also literarisch.

Aber auch hier überrascht doch die bereits umfassende gefühlsmäßige Überschau. Selbstverständlich suchen viele Gruppen rein kausal nach den „Ursachen“; Adolf Stöcker begründet 1879 die Christlich soziale Partei, aber während der eine Gedanke, nämlich die Überbrückung der Klassengegensätze, durchaus bereits vom „Wir“ her gesehen wird — obwohl die Praxis nicht über „Wohltätigkeit“ hinauskam, — gelangt man andererseits zum ungeschickten, weil liberalen Antisemitismus. Aber ein „Ich“-Mensch will eben die sichtbare „Ursache“, also: „der Jud ich schuld“. 1895 zählt der Reichstag bereits 25 antisemitische Abgeordnete. Dergestalt werden Anlaß und Begleiterscheinung verwechselt.

Aber in den 80er Jahren stehen zwei Männer auf, stärkste Propheten des „Wir“: Friedrich Nietzsche und Paul de Lagarde. 1883 erscheint der „Zarathustra“. Der Übermensch war das entwicklungstheoretische Produkt des Darwinismus. Nach dem „homo sapiens“ mußte er als nächste Stufe in der Entwicklung kommen, aber in Nietzsches Hirn wandelte er sich zu einem Kämpfer aus Blut und Zucht. Der Sanitätssoldat Nietzsche hatte im Kriege ein Regiment in die Schlacht ziehen sehen, der Gemeinschaftstakt und die Haltung der Soldaten hatten ihn erschüttert, und in immer heftigeren Kämpfen zerschlug er sämtliche Formeln der liberalen Welt, — das Ding „an sich“, die „Moral“, die Anbetung der Bildung und der Masse und focht für Persönlichkeit, Blut und Rasse.

Paul de Lagarde bekämpfte die Staatsvergottung, den Liberalismus in Bausch und Bogen und trat bereits für eine nationale Religion ein. 1881 erschienen seine „Deutschen Schriften“, die erste große Sammlung der beginnenden „Wir“-Ströme.

Neben den beiden Großen sei eines Kleineren gedacht, der, ohne daß er es selbst vielleicht ahnte, in jenen Jahren ungeheuer viel gerade für die Aufschließung der Jugend getan hat. 1876 gab Felix Dahn seinen „Kampf um Rom“ heraus. Ein Buch, das Jahrzehnte hindurch wie eine seltsame, aber begeisternde Flagge über diesem materialistischen Meere wehte, und diesem Geschlecht immer wieder eine Ahnung davon vermittelte, daß nicht Geld und Bildung, sondern Treue, kämpferische Haltung und Vaterlandsliebe

die wahren Realitäten seien. Daß es besser ist zu sterben, als sich und sein Volk ehrlos zu machen.

Und 1890 sprach der Rembrandtdeutsche des Julius Langbehn, der, wenn auch romantisch gefärbten, aber nicht weniger treffsicheren Kampfansage vor allem gegen die liberale, wurzellose Nivellierung allen Seins.

1879 erfolgte der erste große Vorstoß gegen die liberale Wirtschaft vom „Wir" her; Henry George gab seine bodenreformerische Schrift „Progreß and Poverty" heraus, die der Anstoß für Adolf Damaschkes Bewegung wurde und im Gegensatz zum Marxismus, der den Kapitalismus ja nur bestätigte und erfüllte, die „Ich"-Wirtschaft von außen her, von der Scholle her angriff.

☆

Auch in der Armee trat die erste Welle an. Mehr und mehr hatte auch hier der sterbende Liberalismus das Gefüge zersetzt. Der Adel vermochte die hereinströmenden bürgerlichen Elemente nicht mehr zu assimilieren und diese kamen in immer größerer Zahl aus neureichen liberalistischen Kreisen. Bereits 1876 erließ der preußische Kriegsminister v. Kameke eine Denkschrift „Über den Luxus in der Armee und die damit verbundenen Gefahren", wobei er besonders auf die ständig wachsende materielle Unterlegenheit des Adels hinwies, der durch den steigenden Luxus ins Hintertreffen geriet.

„Die Unmöglichkeit, den Anforderungen dieses Lebens entsprechende pekuniäre Opfer zu bringen und den großen Gefahren desselben, welche namentlich in tiefen Verschuldungen zu Tage treten, zu begegnen, hält — darüber lassen zahlreiche Äußerungen von beteiligter Seite keinen Zweifel — gerade diejenigen Kreise, aus welchen die Offizier-Korps von alters her die besten Elemente, ihre festesten Stützen gewonnen haben, den grundbesitzenden Adel, Offiziere und höhere Beamte, jetzt häufig ab, ihre Söhne dem Offizierstande zu widmen."

Die Denkschrift wurde auf Anforderung des alten Kaisers zu den Akten gelegt, aber bereits drei Wochen nach seiner Thronbesteigung mußte Wilhelm II. die Krone selbst in dieser Angelegenheit sprechen lassen, und in seinem Erlaß vom 5. Juli 1888 hieß es: „Gerade in den größeren Garni-

sonen, bei den Schwankungen, an welchen unsere Zeit leidet, sowie infolge des wachsenden Luxus treten außerhalb der Offizierkorps an einzelne Mitglieder derselben starke Versuchungen heran.“ Und welcher Art diese Versuchungen waren, sagt ein weiterer Satz: „Nicht ohne Zusammenhang mit dem eben Gesagten steht das Aufsuchen von Vergnügungen, bei welchen die Offiziere sich scheuen müssen, in Uniform zu erscheinen.“

Aber eben von dem Hof des letzten Kaisers sollte in der Folgezeit am stärksten jener Antrieb zum Luxus ausgehen, der an die Lebenshaltung des Offizierkorps immer größere Anforderungen stellte. So daß, wie Volkmann-Leander berichtet, der Spruch aufkam, um Karriere zu machen, müsse man als Infanterist reich, als Artillerist Graf und als Kavallerist klug sein.

Überhaupt, die Karriere! — Noch 1860 hatte Prinz Friedrich Karl in seinem berühmten Essay als einer der größten Soldatenerzieher seiner Zeit es ausgesprochen: „Überhaupt scheint mir, — auch in den preußischen Offizierkorps überhaupt ein ungewöhnlicher Sinn nach Unabhängigkeit von oben und ein auf sich nehmen der Verantwortlichkeit, wie in keiner anderen Armee, sich herangebildet zu haben“, und im Anschluß daran erzählte er die Geschichte von jenem General, der einen, alle Befehle schematisch ausführenden Offizier anschnauzte: „Herr, dazu hat Sie der König zum Stabsoffizier gemacht, daß Sie wissen müssen, wann Sie nicht zu gehorchen haben.“ Mit Stolz betont der Prinz, daß die Offiziere, wenn es darauf ankäme, „königlicher dächten als der König“. — Wenn Moltke im Hauptquartier zu Versailles den gemeinsamen Eßraum betrat, dann erhoben sich sämtliche Herren, auch die anwesenden Fürsten, stets von ihren Sitzen. So lebendig war vor wenigen Jahrzehnten noch das Gefühl für das Außergewöhnliche gewesen. Das alles schwand jetzt dahin vor diesem gräßlichen Wort „Karriere“. Zähneknirschend ertrug Schlieffen die Insinuationen des Kaisers, — aber er trug sie. Wenn das am grünen Holz geschah, erspare man sich den Anblick des dürren. Der Herzog wandelte sich zum Cäsar, die Gefolgschaft zur Leibgarde.

Bis zu seiner Sterbestunde hat der Liberalismus über die „Umbildung“ seiner Offiziere gelogen. Die Zustände

waren leider anders. Der Generalstäbler wurde mehr und mehr überbildet. Der Kampf zwischen Zuchtgedanken und Bildungsideal endete mit dem Siege des letzteren. Aber in den unteren Graden der Frontoffiziere machte sich, nicht als Gegensatz, sondern als Ergänzung zu dieser Überbildung, — wie stets im Massenkörper — eine durch den Schematismus hervorgerufene Unwissenheit breit. Dazwischen fehlte, wie allmählich auch im Volk, mehr und mehr der „Mittelstand", der Bildung und Zucht harmonisch vereinigt hätte, was die einzige Möglichkeit war, diese Jahre der „Ich"-Epoche tragbar zu machen.

So ließ oben und unten der Kontakt mit den Mannschaften nach, und es kam zu Soldatenmißhandlungen. Es wäre Dummheit und Unglück zugleich, vor dieser Tatsache die Augen verschließen zu wollen, denn sie erfolgte ja nicht trotz, sondern eben durch den Liberalismus. Es war eine Folge der ständig wachsenden Heeresmassen, die dem Vorgesetzten gar nicht mehr Gelegenheit gab, zur Seele, sondern nur noch zum Verstand des Soldaten zu reden, durch Instruktion und Auswendiglernen. Wobei hinzukam, daß durch die immer differenzierte Arbeitsteilung der Soldat öfter als früher dem Unteroffizier überantwortet wurde. Die Mißhandlungen, wenig von Offizieren, öfter von Unteroffizieren und am meisten von den sogenannten „alten Leuten" begangen, waren nicht das alte ehrliche Fuchteln — das sich ja in dieser Epoche verbot — und richtete sich oftmals nicht gegen Böswillige, die es vielleicht noch verdient hätten, sondern es waren gemeine, häßliche Dienstschikanen und Exzesse. Über das Nachexerzieren hat sich nie ein alter Soldat beklagt, aber das Kniebeugen mit gestrecktem Gewehr vor dem Schrank sollte einen „Kadaver" treffen und verwundete das Herz eines ehrlichen preußischen Bauernjungen vielleicht für sein Leben lang.

Aber — über so etwas sprach „man" nicht. Jedes sterbende System greift zur Vertuschung. Das ist wiederum beinahe wie ein Naturgesetz. Noch am 28. Mai 1914 wandte sich der preußische Kriegsminister von Falkenhayn gegen die zu milde Bestrafung von Soldatenmißhandlungen.

Die Taktik begann zur Künstelei zu werden. Der sinnvolle Gamaschendienst wurde oftmals Selbstzweck und daher sinnlos.

Die Reichsführung sah nach Bismarcks Tode keinen Steuermann am Ruder, der Volk und Heer in die neue Epoche übergeleitet hätte. Sie versank in Reaktion. — Aber es ist des Schicksals Wille, daß überall das Neue kundgetan wird und alles Lebendige an sein Ziel muß, sei es auch auf qualvollen Umwegen, die veranlaßt werden durch eigene Schuld. So erwuchs, wie in der Nation, auch in der Armee die erste Welle des „Wir".

☆

1877 erschien ein bedeutsames Militärwerk: „Leon Gambetta und seine Armeen". Sein Verfasser war der Major Colmar Freiherr von der Goltz, ein hochgebildeter im letzten Kriege als tapfer bewährter Soldat, der hier dem französischen Diktator ein unvergängliches Denkmal setzte. An den Schluß des Buches fügte der Verfasser eine Reihe kritische Betrachtungen über die deutsche Armee, die, wenn auch zumeist zwischen den Zeilen, doch schon vom neuen Geist kündeten. Ja, man gewinnt beim Nachprüfen des Gesamtwerkes den Verdacht, als habe Goltz in Gambetta nicht so sehr den genialsten Benutzer des liberalen Wehrsystems feiern wollen, sondern sich, in einer immer anonymer werdenden Zeit, geradezu an einer Persönlichkeit laben wollen. Selbstverständlich zweifelt Goltz noch nicht an der Unumstößlichkeit der allgemeinen gleichen Wehrpflicht. Aber seine Betrachtungen über das Schematisieren von Strategie und Taktik greifen indirekt auch diese an. — „Wir haben angefangen, die Kunst des Krieges höher als die militärischen Tugenden zu schätzen", so kennzeichnete Scharnhorst in seinen Tagen das Erstarren des „Wir", und aus Goltz spricht die gleiche Angst, nunmehr in bezug auf die ihn umgebende „Ich"-Epoche. Er wehrt sich bereits gegen ein Überspannen der Tirailleurtaktik, möchte wieder die Bindungen hergestellt wissen. Er tadelt es, daß man aus den verlustreichen Schlachten des letzten Krieges nunmehr ins Extrem fallen möchte und die Kunst suche, „den Feind ohne Blutvergießen zu schlagen". Er muß natürlich sehr vorsichtig sprechen, und so greift er nur leise die liberale Experimentiersucht an:

„In formellen Dingen aber läßt sich am leichtesten und in kürzester Frist S i c h t b a r e s leisten. Eine überraschende

hübsch erdachte Form gewinnt leicht allgemeine Verbreitung. Der Autor der Neuerung erlebt selbst die Freude, seine Gedanken verwirklicht zu sehen. Die Gemüther aber beschleicht das befriedigende Bewußtsein, daß die Armee rüstig an ihrer Vervollkommnung fortarbeite. Gerade darin liegt das Bedenkliche. Gewiß werden die Erfinder neuer Formen selbst es niemals vergessen, daß nicht die Form es ist, sondern der Geist, der siegt. Sie stellen beides keineswegs in einen Gegensatz. An die glückliche Erfindung eines bedeutenden Talents aber reihen sich schnell zehn andere von weniger Werth. Die Vorschläge für Neuerungen wuchern bald überaus üppig und drohen im Verein mit den Anforderungen an die äußere Ausbildung der Truppen, das geistige Leben der Armee so in Anspruch zu nehmen, daß es sich von den wichtigeren Existenzfragen abwendet und allmählich in Kleinigkeiten verflacht."

Auf jeder Seite klingt es durch: er will das Lebendige erhalten wissen, das Blutvolle. Und eine weitere Gefahr sieht er in der wachsenden Überbildung. „Für die Entwicklung des ganzen Menschen würde die Volksschule gewiß mehr tun, wenn sie sich nicht lediglich der wissenschaftlichen Heranbildung, sondern ebenso der Pflege des Charakters zuwendete." Solcher Worte fielen naturgemäß damals viele, und sie konnten auch bornierte Reaktion ausdrücken, wie überhaupt in solchen Übergangszeiten die Vokabulatur bei alten und neuen Männern verzweifelt ähnlich ist, wobei aber jede Seite bei jedem Wort etwas anderes meint. Daß der Major von der Goltz das Neue wollte, davon zeugt sein weiterer Lebensgang, vor allem aber die bezeichnende Wirkung, die sein Buch hatte: er wurde aus dem Generalstab hinausbefördert, und vor weiteren Maßnahmen gegen ihn retteten ihn nur seine Kriegsverdienste.

Die zweite Welle

Wenn der biedere Bürger nach gehabtem Sonntagsausflug in den Jahren vor dem Kriege seine Familie heimwärtskutschierte, dann pflegte er mitleidig jene Jungen zu betrachten, die braungebrannt in ihrer damals noch seltsamen

Tracht ebenfalls der Stadt zustrebten und von denen er zumeist nur den Namen wußte: Wandervögel.

In diesen Jungen geschah der erste kleine Durchbruch zum Neuen vermittels der Tat. Sie flohen die Städte, verachteten die Gleichheit und das „Ich", lebten in Gemeinschaften und Nietzsche, Langbehn und Dehmel waren ihre Propheten. Schon ihre Tracht hob sie von der bürgerlichen Gesellschaft ab. Die französische Revolution hatte die konservativ ständische Kleidung zerstört und in etwa drei Etappen — das Abwerfen der Perücke — die Werthertracht und schließlich die „Sansculottes" — die bürgerliche Kleidung geschaffen: Jackett, Weste, lange Hosen, Kragen und Krawatte. In der Tracht der Wandervögel stand die einstige Kniehose wieder auf, wurde vor allem das deutlichste Zeichen der Bourgeoisie, der Stehkragen, ausgerottet. Man ging halsfrei. Der liberalen Kunstverflachung wurden die unvergänglichen Werte völkischer Kultur gegenübergestellt, dem Asphalt der grünende Baum, der „Ich"-Sucht der Gemeinschaftsgedanke. Sie wollten nicht in einer Organisation leben, sondern in einem Bund mit einem Führer an der Spitze, der nicht durch einen Amtsstempel, sondern durch seine Persönlichkeit sich als solcher legitimierte. Kurz, trotz vielem Wirrwarr unter ihnen, vielen Rückfällen in das Liberale, waren sie die ersten Revolutionäre des „Wir". Zwölftausend sind von ihnen in den Krieg gezogen, siebentausend sind gefallen, und ihr Denkmal heißt: Walter Flex.

☆

Es gab Unzählige in der Nation, die da fühlten wie diese, die sich aber nicht losreißen konnten aus den alten Gesetzmäßigkeiten. Aber ihrem Gefühl wollten sie Ausdruck geben, und hierbei verliefen sie sich, stießen zur Sozialdemokratie. „Es gab ja damals keine andere Opposition", — wie oft ist dies von den Lippen alter Männer zu hören. Das Rätsel löst sich, wenn man bedenkt, daß der stärkste Glaube in jenen Tagen doch immer noch derjenige an die Masse war. Nur der Massenstoß konnte etwas erreichen. Zwölftausend Wandervögel, — das war ein Splitterchen. Gewiß, diese wollten ja die Minderheit, weil sie auf der Auslese fußten,

aber wen überzeugte das? Nein, nur mit dem großen Haufen war das zu gewinnen, was man an Neuem in sich fühlte. So liehen frondierende Adlige ihre Feder der „Zukunft" des Maximilian Harden, so fochten in den Reihen des Marxismus Männer, die gar nichts gemeinsam hatten mit den immer mehr verkalkenden Ideen des Trierer Rabiner-Sohnes.

So verirrten sich auch viele in der Armee. Offiziere schrieben in liberalen Blättern, und vergeblich ließ der Kaiser am 1. Januar 1904 einen Erlaß herausgehen, voll des Tadels:

„Ich habe . . . mit Mißfallen bemerkt, daß sich in letzter Zeit die Fälle gemehrt haben, in denen in der Presse wie im Reichstage Angriffe gegen die Organisation, Bewaffnung und die inneren Verhältnisse der Armee, im besonderen des Offizierkorps, durch Berufung auf literarische Veröffentlichungen verabschiedeter, zur Disposition stehender und sogar aktiver Offiziere unterstützt werden. Wenn es sich dabei auch mehrfach um aus dem Zusammenhang gerissene Angaben handelt, so wird doch den auf die Heereseinrichtungen abzielenden Angriffen hierdurch Vorschub geleistet und der Anschein erweckt, als ob in den Kreisen der Armee, und selbst ihrer höheren Offiziere, scharfe Gegensätze und Unzufriedenheit mit dem Bestehenden vorhanden wären."

Es muß nochmals betont werden: nicht nur der weiter fressende Liberalismus manifestierte sich so, der nunmehr fast durchweg Kosmopolitismus genannt werden kann, sondern eben auch diese unglücklich verirrte „Wir"-Opposition.

Aber neben diesen erstand, wenn zwar in anderen Formen, viel mehr eingeengt, auch in der Armee der „Wandervogel". Für all die Ungenannten dieser zweiten Welle, die kaum sichtbar wurden, in kleinen Garnisonen fragten und grübelten, wollen wir einen nennen, dem der Dichter ein Ehrenmal beschert und der symbolhaft das Ringen der jungen Offiziere dieser neuen Rasse, ihr Vor- und Zurückgeworfenwerden am deutlichsten veranschaulicht. Vor allem veranschaulicht, wie der „Wir"-Geist von ihnen weitergetragen wurde, bis die nächste Welle kam, um die Fackel abzunehmen. Dieser „Wandervogel" heißt: Hauptmann Friedrich von Erckert.

Der erste Künder

Nach seinem Heldentod wurde in seinem Nachlaß ein Zettel gefunden, auf den er wenige Tage zuvor dieses niedergeschrieben:

„In erster Linie die größte Selbstachtung. Nichts Gemeines tun, Leib und Seele rein halten. Sich stets beherrschen; selbstlos, heiter und mutig sein. Jede Art Schmerz still tragen. Sich sagen, daß eine gerade aufrechte Haltung auch die Äußerung einer geraden aufrechten Seele ist. Sich an einfachen Dingen erfreuen; nichts Unmögliches verlangen, an ein erreichbares Ziel aber Geduld, Ausdauer, konzentrierten Willen wenden.

Bleibe nie im Schmutz. Auch der Beste kann gelegentlich hineinfallen, aber drin zu bleiben braucht niemand.

Geduld und Selbstbeherrschung machen das Leben angenehm und würdig."

☆

Friedrich v. Erckert wurde am 30. Dezember 1869 in Bromberg geboren; sein Vater nahm 1881 als Regimentskommandeur den Abschied. 1889 tritt er in die Armee als Leutnant ins Grenadierregiment Nr. 2 zu Stettin. Zwei Jahre, von 1895—97, ist er Instruktionsoffizier in Chile, 1899 geht er nach Deutsch-Südwestafrika. 1902 kehrt er zurück und tritt in das Infanterieregiment Nr. 92 in Braunschweig. Als 1904 in der Kolonie der große Aufstand losbricht, meldet er sich sofort zu neuem Afrikadienst, wird berühmt durch eine Reihe glänzend geführter Gefechte und erhält 1907 den Spezialauftrag, die letzte Streitmacht der Hottentotten unter ihrem Häuptling Simon Kopper in der Kalahari-Wüste aufzusuchen und zu vernichten. Nach einer sorgsamen, genialen technischen Vorbereitung tritt er im März 1908 den Vormarsch an. Am 16. März wird Simon Kopper auf britischem Gebiet erreicht und geschlagen. Deutsch-Südwest gewinnt an diesem Tage seine Ruhe. — Kurz nach Beginn des Gefechts finden die Soldaten ihren Hauptmann, der in der vordersten Schützenlinie gelegen, tot auf. Ein Schuß, der links in den Hals eindrang und auf der rechten

Brustseite wieder austrat, hat ihn ausgelöscht Sein Gesicht zeigt Ruhe und Stolz.

☆

Es war bereits ein neues Antlitz, das dieser Mann trug. Man mag es entfernt mit dem von Hermann Löns vergleichen, aber während das etwas zu schwache Kinn im Porträt des Dichters von einer gewissen Regellosigkeit zeugt, ist Erckerts Gesicht der Ausdruck rassischer Harmonie. Kühn, wissend, adlig, aber über dem Ganzen ein neues Licht. Schwer zu beschreiben, — es spricht eben ein neues Jahrhundert daraus.

Als Kadett lernte er leicht, aber er haßt die Schulstube. Er grübelt, sucht. Dunkle Dämonie ist in ihm. „Wenn man mit Erckert eine halbe Stunde über Land reitet, wird man derart schwermütig, daß man sich am nächsten Baum aufhängen könnte." So schildert ihn ein befreundeter Kolonial-Offizier. Das ist nicht Pessimismus bei ihm gewesen, sondern der Ausdruck eines grenzenlosen Mißtrauens gegen die Ordnung der ihn umgebenden Welt. In sich selbst ist er von tiefer selbstbewußter Gehaltenheit, aber stets „einschichtig". „Meine Weltanschauung ist doch mit der Zeit den heimischen Eichmassen entwachsen und wird in der breiten Masse der unsrigen wohl wenig Verständnis finden.", so schreibt er 1902 an die Familie.

Kein bequemer Untergebener. Er haßt alle Bürokratie. Er haßt auch gleichzeitig die „Liberalen" und „Konservativen" seiner Zeit. „Den alten Fonds will ich mit hinüber in die neue Zukunft nehmen, mit den engen einseitigen Begriffen aber ganz brechen und mich allem Neuen gegenüber durch und durch empfänglich erweisen. Das Kasinoleben widert ihn an und bestärkt ihn in seiner Abgeschlossenheit „mit einigen sympathischen Menschen".

Auch bei ihm gärt noch vieles. Aber völlig neu ist doch bereits seine Haltung gegenüber der Truppe. Zwar wirkt er zuerst vor der Front eher kühl, aber nach einigen Monaten gehen die ältesten Afrikaner für ihn durchs Feuer. Denn er will nicht Hauptmann sein, legitimiert durch die Achselstücke, sondern als die Persönlichkeit Friedrich v. Erckert. — So hat er nie bei seinen Ansprachen eine billige patriotische Phrase gebraucht, und der Stil seiner Befehle und Wei-

sungen spricht eigenartig zu den Soldaten. Jeder seiner Männer erhielt einen Abzug der von ihm verfaßten fünfzig „Soldatenregeln", und dann konnte der Schutztruppler lesen:

„Ein jeder sei eingedenk, daß im Kriege sein Leben nichts gilt, die Sache, für die er es einzusetzen hat, aber alles.

Ein Reiter, der noch eine halbe Flasche voll Wasser besitzt, kommt überall durch.

Ein Reiter mit leerer Feldflasche hat mehr Durst als einer, der noch Wasser in seiner Feldflasche hat.

Wer den Kopf obenbehält und bedenkt, daß der Mensch mehr aushalten kann als das Tier, kommt durch.

Wer verzweifelt, ist auch schon verloren.

Hunger ist Angewohnheit. Zum Leben braucht der Mensch in Wirklichkeit nur wenig Nahrung.

Wer immer daran denkt, daß er Hunger hat und durstig ist, der hungert und durstet immer mehr.

Was der Mensch will, hat er schon zur Hälfte vollbracht.

In Afrika braucht man zu allem mehr Geduld und Ausdauer als zu Hause.

Der Hottentott ist ein Gegner, der so ficht, wie wir es zu Hause anstreben, aber nicht erreichen.

Der Hottentott sucht uns zu ermüden und zu schwächen, ohne daß er selbst viel darangeben will.

Wenn wir uns aber ein festes Ziel setzen und alle Kräfte darangeben, uns den Landesverhältnissen und der Fechtart anzupassen, dann kann uns der Hottentott nicht widerstehen, weil er als Mensch weniger gilt als wir.

Wer in der ersten Zeit leicht ermattet und in gedrückter Stimmung sich befindet, der bedenke, daß der Mensch sich erst an Afrika gewöhnen muß.

Später wird ihm das eine Kleinigkeit sein, was ihm zu Anfang unerträglich erschien.

Jedermann bedenke, daß er in Afrika alles ganz anders vorfinden wird als es zu Hause gewesen ist."

Und die Regeln schließen mit dem Appell: „Wer ein ganzer Kerl ist, der greift überall da ein, wo er nützen kann!"

☆

Er starb in der Stunde des Sieges, seines Sieges, und, von Moltke her kommend, — hat man bei ihm zum erstenmal wieder das Gefühl von einem dämonisch bewegten Lebensablauf. Es gab keinen anderen Tag, an welchem dieser Hauptmann Friedrich v. Erckert sterben konnte, als an diesem 16. März 1908, vor sich einen bestürzten, zur Flucht rüstenden Feind.

Vor der Revolution

Von den Gesinnungskameraden Erckerts wissen wir wenig; so mancher von ihnen fiel in Afrika, aber nicht wie er in der Glorie, sondern als verfehlter „Außenseiter". Bereits der Burenkrieg hatte eine Anzahl von ihnen verschlungen, dieweil sie lieber zum Kap gezogen waren, als sich der immer unerträglicher werdenden Verflachung und Schematisierung in der Heimat zu fügen.

Aber in dieser zweiten Welle erhob sich noch einmal der Mann, der bereits vor einem Menschenalter wider den Stachel gelökt. Der Generalfeldmarschall Colmar Freiherr von der Goltz gründete 1911 den „Jungdeutschland-Bund". Es war der erste militante Jugendverband, und es würde uns heute schlecht anstehen, über die kleinen Burschen mit ihren breitkrempigen Pfadfinderhüten zu lachen; denn, waren sie auch von der hohen Obrigkeit vielleicht als Rekruten-Depot für die Armee gedacht, so wuchs organisch doch bei ihnen der gleiche Geist auf wie bei den Wandervögeln, jetzt noch vervollständigt durch die militärische Note. Es war viel Spielerei, gewiß, aber alle Mängel überragte eben das auch hier geübte Prinzip der freiwilligen Einordnung in eine Gemeinschaft, die Verachtung von Individualismus und Kollektiv, das Hervorbrechen der neuen Führeridee.

Als der Schöpfer dieses Bundes 1915 angesichts der von ihm belagerten Festung Kut el Amara vor seinem letzten Siege und vor seinem Tode stand, da formte er zum ersten Male jenes Bild, das langsam in ihm emporgewachsen, in Worte. Er sprach es zu seiner Umgebung aus, daß die Zeit der Massenheere vorüber sei, die allgemeine gleiche Wehr-

pflicht sterben ginge und die Welt von nun an nur noch kleine Armeen sehen würde*).

☆

Überall in diesem Friedensheer griff die Unruhe Platz. Am 19. September 1905 gab der General v. Eichhorn, der Kommandierende General des XVIII. Armeekorps, einen Befehl über den „Dienstunterricht von Offizieren an Mannschaften" heraus, der symptomatisch ist für diese Unruhe. Selbstverständlich sollte dieser Dienstunterricht die Aufgabe haben, die „Untergebenen zu königstreuen Staatsbürgern zu erziehen und sie gegen die verderblichen Einflüsse der Sozialdemokratie zu feien". Aber die Form, die nach Eichhorns Willen die Offiziere beim Unterricht betätigen sollten, war doch eine andere als die bisher geübte. Er spricht von Leuten, die schon jahrelang auf der Landstraße gelebt haben und vielfach bestraft sind, die oft seit Jahren von keinem anständigen Menschen ein freundliches Wort erfahren haben und meint, der Zuspruch an sie müßte ganz besonders persönlich „ernst, aber wohlwollend" gehalten sein. Überhaupt soll der Offizier mit seiner Persönlichkeit, nicht mit seinem Rang wirken. Es soll kein Schema geübt werden, kein Auswendiglernen, — kurz, man glaubt den Geist einer neuen Versuchsschule zu spüren. Die Lehrer sollen Geist und Schwung mitbringen, nicht langweilen. Hamlet wird zitiert: „Die Worte fliegen auf, der Sinn hat keine Schwingen, Wort ohne Sinn kann nie zum Himmel dringen." Die Mannschaften sollen nicht müde und abgespannt zum Unterricht erscheinen und sollen auch über ihr Leben im Zivilrock

---

*) „Einst wird der Tag kommen, wo die jetzt im Kriege herrschenden Erscheinungen schwinden, wo Formen, Gebräuche, Ansichten wieder wechseln. Läßt man den Blick in die Zukunft schweifen, so ahnt man selbst eine Zeit, wo die Millionenheere der Gegenwart ihre Rolle ausgespielt haben. Ein neuer Alexander wird erstehen, welcher mit einer kleinen Schar trefflich gerüsteter und geübter Männer die kraftlosen Massen vor sich hertreibt, wenn diese, in dem Bestreben, immerfort anzuwachsen, die richtigen Grenzen überschritten, die innere Tüchtigkeit verloren, und sie sich, wie das Grünbannerheer der Chinesen, zu einem zahllosen aber friedfertigen Spießbürgerschwarme verwandelt haben." (Goltz: „Volk in Waffen".)

Bericht geben, damit zur Wechselrede übergegangen werden kann.

So flackert überall die Unruhe, aber nur den Wenigsten ist das Ziel bewußt. Von all diesen Männern, die bis zum Kriege in der Richtung des „Wir" vormarschierten, kann man im großen und ganzen sagen, daß sie entrüstet gewesen wären, wenn man ihnen ausgedeutet hätte, wohin der Marsch ging. Genau so entrüstet, wie es Knesebeck war, als er auf seine Vorschläge zur Bildung einer „Vaterlandsreserve" von der Immediat-Kommissions-Organisation den Bescheid bekam: „Die preußische Militärverfassung und Staatswirtschaft ist ein ehrwürdiges Original, rührt man ein Glied an, so erhält die ganze lange Kette einen Schlag." Das hatte Knesebeck nimmer gewollt und ebensowenig wie er vom „Wir" zum „Ich", so wollten auch diese Männer keineswegs vom „Ich" zum „Wir" gelangen. Sie wollten nur reformieren, kleistern, kitten, verbessern. Aber damit beginnt es eben; mit Reformen setzt jede Revolution ein.

☆

Revolution? — Zu wem hätte man dieses Wort in diesem strahlenden Sommer 1914 sprechen sollen. Wir waren ja so groß, so stark, und vor allem, alles stand so sicher. Unser Geld, unsere Karriere, unsere Wissenschaft, unsere Bildung. Von der Wiege bis zur Bahre war jeder Schritt festgelegt, beschützt und gehütet. Eine Welt ohne Risiko und Abenteuer. Daß die Jungen Karl May lasen, nahm keiner ernst, und es war doch ein wichtigeres Symptom als sämtliche Reichstagsreden. — Denn eben das, dieses Leben ohne Risiko, dieses Leben ohne Seele, ohne Gott, dies ertrugen die Deutschen nicht mehr. Sie gingen auf den Straßen, lüfteten wohlabgezirkelt voreinander die Hüte, saßen geborgen in ihren Büros, pflegten ihren Stammtisch, machten alle furchtbar zufriedene und satte Gesichter, und doch lebte in ihnen allen eine unheimliche Spannung. Optimismus wechselte mit Stunden des Nachdenkens, wilde, verrückte Sehnsüchte tauchten auf, gräßliche Zweifel.

Aber nach außen war alles gediegen und prächtig und Nietzsche war ein „verrücktes Huhn".

Bis die Schüsse von Serajewo knallten. —

Auftakt der Revolution

An diesem 1. August schrien Millionen auf, wie aus einer Kehle, einen Schrei des Befreitseins. Das Leben hatte wieder einen Sinn und der sogenannte (zumeist materielle) Daseins-„Zweck" mit all seinen Klunkern, die da hießen: Karriere, Reichtum, gesellschaftliche Stellung, Bildung, Pension und Rente, — all diese „Zweck" genannte Sinnlosigkeit wurde zerstampft unter dem Schritt der hinausstürmenden Kolonnen*). Schon Moltke hatte in seinen letzten Jahren in ständig wachsender, abwehrender Korrespondenz mit großen und kleinen Leuchten des Pazifismus gestanden. Immer müder war diese Welt geworden, und da Gott fehlte, fürchteten sie mählich den Tod, legten ihre Friedhöfe, die sie bis dato in der Mitte des Ortes um die Kirche gebettet, unter aller Augen, die legten sie schon seit langem vor die Städte, wo sie niemand sah und forderten von ihren Wissenschaften, daß sie ihnen das ewige Leben schenkten. So anmaßend und töricht war dieses „Ich" bereits aufgetreten. Fühlend, daß es nun tatsächlich zum Tode ging.

Aber am 1. August 1914 war dies alles hinweggestoben. Die Revolution war ausgebrochen. Der Umsturz der Seelen, die erste Bedingung aller Weltwenden, war geschehen.

Der Marxismus verkroch sich in die Löcher. Ein energischer, leider versäumter Griff und seine Führerschaft wäre erwürgt worden. Aber nicht durch die Handhabung alter Gesetze, sondern neuer**).

Was da gegen Ost und West marschierte, umfaßt die erste Armee der „Wir"-Revolution.

☆

Aber täuschen wir uns nicht in diesem Bilde? — Wir würden es insofern tun, wenn wir annehmen, daß all dies

*) Die Begebenheiten des Weltkrieges können natürlich hier nur gestreift werden und auch nur insoweit, als sie zum Thema sprechen. Auch die allernächste Pflicht, nämlich den Ruhm des deutschen Soldaten in jenen Tagen zu besingen, muß dem Dichter überlassen bleiben. Der Feder des historisch Betrachtenden, die hierfür viel zu schwach, kommt es nicht zu.

**) „Man kann den Marxismus nicht mit dem Gewehrkolben totschlagen, sondern muß dem Volke eine neue Idee geben." General Ludendorff vor dem Münchener Volksgericht, 1924.

bewußt geschah. Aber die Höhepunkte allen Einzel- und Völkerlebens sind jene, da der Einzelorganismus, ob Individuum oder ganzes Volk, von einem Rausch gepackt wird, der keine Worte hat. Wo seine Grenzen verschwimmen und er eingeht in eine höhere kosmische Einheit. Hier liegen die Wendepunkte allen historischen Geschehens, nicht dort, wo geplant oder bewußt gehandelt wird. Das ist dann nur noch Ausführung und Vollendung der Form. — So enthielt der 1. August in seinem Hinwegschwimmen aller Klassengegensätze, im Zerbrechen des Materialismus, im Eingehen aller Individuen in die Gemeinschaft, in das „Wir", bereits in gedrängter Form all das, was über dem 20. Jahrhundert stehen wird.

Nach außen hin vollzog sich freilich alles in den alten liberalen Formen. Die Gestellungsbefehle gingen aus, die Mobilmachung ergriff Reserve und Landwehr, der Generalstab begann unter dem Neffen des großen Moltke seine in Jahrzehnten vorbereitete Apparatur abzuspielen. Die Organisation triumphierte.

☆

Die ersten Kriegsjahre brachten eine weitere Individualisierung der Taktik, von der Kompanie ging die Gefechtseinheit auf die Züge über, von diesen auf die Gruppe. Von hier aus kam man endlich von der starren Schützenlinie ab, die bisher auf den Befehl „Schwärmen!" immer noch die Soldaten in einer Reihe sah, als müßten sie ausgerichtet liegen. Jetzt ward die Linie geknickt, zerstreut, das einzelne „Ich" war jetzt tatsächlich ganz allein.

☆

Die Strategie sah noch immer Vernichtung und Tannenberg, das Beinahe-Cannae, bestätigte sie noch einmal hierin.

Die liberale Technik raste in Riesensprüngen ihren letzten Möglichkeiten entgegen.

Aber vom ersten Tage an begann der liberale Krieg sich festzufahren. Der Kampf im Westen wurde stündlich geistloser, immer öfter wurde allein an Masse und Material appelliert. Auf beiden Seiten führten die Massenstürme zu Blutverlusten, die vor allem dem deutschen Offizierkorps unheilbare Wunden geschlagen haben. Gewiß war dies vielfach

eine Folge der ungeheuren Sturmwut der Soldaten. Aber eine andere, als die liberale Heerführung hätte dies unbedingt abgedrosselt. Man lasse bei der Betrachtung durch den herrlichen Elan der Soldaten nicht die im Augenblick historisch viel wirksamere Tatsache überschatten, daß hier dem seit Napoleons Tagen geübten liberalen Trieb zum Materialistisch-Kolossalen gekrönt wurde. Als Beweis kann gelten, daß sich dieser Vorgang auf beiden Seiten abspielte. Nachdenkliche Kritiker haben gerade auf diese Wunde stets den Finger gelegt. So schreibt Major George Soldan in seinem Werk „Der Mensch und die Schlacht der Zukunft": „Wenn z. B. das 1. G.Regt. z. F. bei dem Sturm auf Colonfay in der Schlacht bei St. Quentin die erschreckende Verlustzahl von 26 Offizieren und 1171 Mann erreicht, so ist das ein Beweis für die besonders hohe Stufe seines Angriffs g e i s t e s. Oder wenn das Infanterie-Regiment Kaiser Wilhelm (2. Großh. Hess.) Nr. 116 bei Anloy (22. August 1914) i n n e r h a l b w e n i g e r S t u n d e n 36 Offiziere (die Hälfte aller vorhandenen Offiziere!) und 1011 Mann (35 %) verlor, so beweist das dasselbe. In beiden Fällen lagen keineswegs besondere Verhältnisse vor, auch wurden keineswegs besondere Fehler gemacht. D e r F e i n d b e n a h m s i c h g e n a u w i e d e r D e u t s c h e. Seine Verluste sind ähnlich bedeutend."

☆

Und zum erstenmal versagt in entscheidender Stunde der Generalstab. — Es ist nicht die Tatsache, daß man Schlieffens Idee vom „rechten Flügel" durchbrach, welche die Wende brachte, sondern daß man zu einem zweiten großen, nunmehr außerplanmäßigen strategischen Zug nicht mehr fähig war. Die unglückliche Sendung des Oberstleutnant Hentsch, welche die Marne-Katastrophe herbeiführte, besagt doch vor allen Dingen, daß der Generalstab diese enormen Truppenmassen nicht mehr zu erfassen vermochte. Das große Hauptquartier befand sich in jenen Tagen in Luxemburg; es konnte gar nicht näher heranrücken an die Kampffront, da es eine Schlachtlinie vom Kanal bis zur Schweiz umspannen und dirigieren und den Osten beobachten mußte. Für den entscheidenden Moment aber war die O.H.L. vom Schlachtfeld zu weit entfernt. Selbst der Telegraph wird jetzt wirkungs-

los, wenn zwischen Absendung und Eintreffen eines Befehls die psychologische Wende in der Schlacht sich bereits vollzogen haben kann*). Daß Moltke unter Umgehung der — wie er es wohl empfand — ihn täuschenden und in ihren Reibungen behindernden Apparatur („Dienstweg" genannt) versuchte, ganz wie einst, die persönliche Fühlungnahme mit der Front aufzunehmen, möchte man ihm fast als Plus buchen. Aber um über Millionen zu entscheiden, schickt man nicht einen simplen Stabsoffizier. — Warum kam der Chef nicht selbst? Das war unmöglich. Auch sein großer Onkel war nicht an die Loire geeilt, als es kritisch wurde, denn der Überblick über das Ganze mußte bewahrt bleiben. Gewiß, Moltkes persönliche, aus Schuld geborene Schwäche ist zu oft abgewandelt worden, um noch einmal darüber zu reden, und es hätte genügt, um sein bereits von zersetzender Ästhetik getränktes Leben mit dem seines Onkels zu vergleichen, um zu wissen, daß dieses kein Heerführer war. Obwohl — man beachte dies genau — er im Grunde nur den gleichen Neigungen huldigte, wie sein großer Vorfahre, aber eben, da die Epoche und mit ihr diese Familie zu Ende, bereits in vergreister schwächlicher Form. Ein Soldat, der bei der Kriegserklärung erschrickt, ist kein Soldat mehr. — Aber all dies ist doch nicht nur sein Schicksal, sondern eben das der Institution, die er führte; auch der Generalstab war am Ende.

Obwohl von 1916 ab dieser Generalstab den letzten Schritt seiner Entwicklung tat! — Der große Moltke war immer nur der Ratgeber gewesen. Er entwarf die Pläne, aber der König mußte die Vorschläge genehmigen. Galt dies auch immer mehr nur noch de jure, so war doch im König irgendwie die konservative Institution des Feldherrn erhalten geblieben. Mit 1916 ändert sich dies vollends. Hindenburg führt zwar noch den Titel „Chef des Generalstabes des Feldheeres". Aber er ist F e l d h e r r. Der Kaiser hat den Oberbefehl abgegeben. Der Generalstabschef ist Planer und Oberbefehlshaber zugleich. Das ist die letzte Form des Liberalen, aber, wie wir später sehen werden, beginnt damit auch schon die erste Form der neuen Heerführung.

---

*) Die große ironisch-tragische Figur des Weltkrieges ist der Meldeläufer. In dem Augenblick, wo die Technik am dringendsten benötigt wird, wird sie durch Technik zerstört, und der Mensch tritt wieder in Funktion.

Aber die Reibungen zwischen Stab und Fronttruppe werden immer größer. Die Stäbe haben nur noch eine einzige Möglichkeit, angesichts der Massen, angesichts der immer größer werdenden Entfernungen und Verästelungen, die Front zu meistern: den Verordnungsweg. Ein ungeheurer Papierkrieg beginnt, eine Bürokratie ohnegleichen baut sich auf. (Ich habe auf einer Schreibstube vor Quentin mit leiser Beklemmung einen blauen Band in Händen gehalten, der die Dicke eines Berliner Telefon-Adreßbuches hatte. Er umfaßte „nur" die Verordnungen des Ersten Generalquartiermeisters.) Immer stärker geht die Initiative auf die Frontführer über, die zuweilen nur noch die Lage zu meistern imstande sind, wenn sie die Stabsbefehle ignorieren. Es waren Akte der Notwehr; die Stäbe, nur mit geringem Einblick in die Front, waren gar nicht mehr in der Lage, Tag für Tag der Gefechtssituation, dem Gelände, kurz, der gesamten Atmosphäre angepaßt, der Front sinnvolle Befehle zu geben. Die Selbständigkeit der Frontoffiziere mußte um so mehr wachsen, als ihre Verbindung zu den Stäben oft Tage hindurch während einer Kampfhandlung unterbrochen war.

☆

Von 1916 ab hört im Westen gewissermaßen jede Strategie auf. Die Materialschlacht, das Zermalmtwerden des Menschen durch die Maschine — in diesen letzten Stunden des Liberalismus unterliegt der liberale Mensch tatsächlich, wie am Ende der Epoche überhaupt, der Technik — lassen den Krieg sinnlos werden. Und keiner hat dies besser zu schildern vermocht als der Dichter des Krieges, der darstellt, wie zum Schluß nur noch das Material sich bekämpft. Werner Beumelburg schildert die Flandernschlacht vom Sommer 1917:

„Die örtlichen Veränderungen, die sie hervorruft, sind so geringfügig, daß sie belanglos erscheinen. Der einzelne Kampfvorgang unterscheidet sich in nichts vom andern. Es ist eine monotone und endlose Wiederholung des gleichen Bildes. Als einziger sichtbarer Ausdruck tritt immer wieder das Artilleriefeuer in Erscheinung. Sichtbar? Auch das ist in seiner Zusammensetzung so dicht, so grau, so einförmig, daß es zu einem dunstigen Schleier wird, der über dem Trichterfeld liegt und die Materialzone bezeichnet. Ob bei Bix-

schoote, bei Langemarck, bei Passchendaele oder bei Gheluvelt — weder der Boden, auf dem es sich abspielt, noch der Vorgang, der abrollt, verändert sich. Alles ist so unpersönlich, so neutral in Farbe, Klang und Wirkung, daß man sich eine Variation auch gar nicht vorstellen könnte.

Ein Tag ist wie der andere. Wenn die Kriegsgeschichte zwischen dem 31. Juli und dem 10. November 1917 sechzehn besondere Großkampftage feststellt, so ist auch das nur bedingt richtig. Es trifft zu, wenn man die Befehle, die örtlichen Veränderungen, die Menge des verbrauchten Materials und die Zahlen der von rückwärts neu in die Materialzone geschickten Menschen berücksichtigt. Aber das sind nur hinten meßbare Größen. Vorn regiert das Material, der Schlamm, die Ohnmacht, der Brei. Auch an diesen Großkampftagen gibt es nur Trichterfeld, Artilleriefeuer, Tanks, Flieger, Artilleriefeuer und wieder Artilleriefeuer. Vielleicht hier und da das dünne Zirpen der Infanteriegeschosse in jenem Geländestrich, wo Materialzone von hüben und Materialzone von drüben aneinandergrenzen. Aber auch diese Grenze verwischt sich immer mehr. Die Zonen greifen in dem Bestreben, möglichst auch die vordersten Teile des Gegners zu erfassen, schon ineinander über. Wer durch das Sieb hindurchgelangt, der gerät vorn zwischen die Zahnräder.

Diese Schlacht kennt kein Angreifen mehr im Sinne aller früheren Kriege und Schlachten. Sie ist die fast vollendete Sinnlosigkeit, zu der drei Jahre Krieg im Westen das herabgewürdigt haben, was man früher als Strategie bezeichnete."

Hier ist die Materialschlacht besser geschaut, als es je ein Heeresbericht vermochte, der sich immer noch an alte Begriffe, wie Linie, Stellung, Ort und Landschaft hält. Und im gleichen Sinne beschreibt Beumelburg einen Gefechtsvorgang aus dieser Materialschlacht in Flandern:

„Diejenigen Komplexe des Trichterfeldes, die auf den Karten durch die Namen Langemarck und Bixschoote bezeichnet sind, werden von französischen und englischen Trupps erreicht. Die Materialzonen überschneiden sich hier, beide Artillerien belegen den Raum. Dort, wo früher den Steenebek-Grund verlief, treten am Nachmittag kleine deutsche Abteilungen in losem Zusammenhang aus der Materialzone

heraus, die von den Engländern auf das deutsche Stellungsgebiet gelegt ist. Es sind nur noch schwache Trupps. Auf der Außenseite der Materialzone waren sie vor zwei Stunden noch die geordneten Regimenter der frischen Eingreifdivisionen.

Träge wälzen sich die Grenzen der Materialzonen wieder rückwärts nach der englischen Seite hin. Nach dem Heeresbericht sind am Abend Bixschoote und Langemarck nach hartem Kampf zurückerobert worden. Bixschoote geht indessen zum zweitenmal und endgültig verloren.

Auf der übrigen Front bleibt, was die Örtlichkeit betrifft, alles beim alten. Nach der Sprachtechnik der Berichte ist also die Abwehr hier siegreich gewesen."

So verröchelt langsam der liberale Krieg. Offensiven von beiden Seiten verbluten nutzlos. Auch der im ersten Augenblick Unterliegende ist mit Hilfe des Materials immer noch so stark, um den anderen totlaufen zu lassen. Es gibt auf beiden Seiten keine liberalen Strategen mehr. Dieser Strick, aus Masse und Material geknüpft, legt sich um alle Stabshälse. Wie kunstvoll hatte noch Moltke seine Korps in Böhmen dirigiert! — Das ist vorbei. Starr stehen die Heerhaufen. Vom Kanal bis Belfort*). Es geht nicht vor-, nicht rückwärts. Drüben ist Churchill, der Zivilist, der einzige, der von dieser Sinnlosigkeit ahnt, die anderen sehen den Wald vor Bäumen nicht.

Ein Kontinent ächzt zwischen den Epochen.

☆

Aber dieses „Zwischen" wurde für Deutschland am verhängnisvollsten. Die Deutschen waren am Zuge, den ersten Schritt in das Neue zu tun. Aber ihre Führung wußte es nicht.

So vollzog sich die Tragik. Die liberale Leitung vermochte der Nation nicht zu sagen, — aus ihrer Schau her-

---

*) Der Krieg im Osten ist keine Widerlegung des hier Gesagten. Die Deutschen kämpften hier nicht im europäischen, zur Zeit liberalen Raum und fochten gegen ein bedeutend jüngeres, daher noch ungeschickteres Volk. Cum grano salis kann man sagen: die kriegsgeübten Römer schmetterten hier die plumperen Germanen zusammen. Entscheidend für den Tod der liberalen Epoche war der Krieg im Westen.

aus, — warum dieser Krieg geführt wurde, und bei den Trägern der neuen Welt, war alles noch Gefühl, fehlten die Worte, überschattete der liberale Geist den Ausdruck. — So kam das Unfaßliche: wir besaßen kein Kriegsziel.

Die Liberalen fanden Verlegenheitsparolen: „Wir verteidigen Heim und Herd", oder „Der Handelsneid der Feinde hat diesen Krieg entfesselt". Beides war ungenügend. Der erstere Spruch reichte allein nicht aus, um das große Geschehen sinnvoll zu machen, und der zweite war restlos liberal. Einen anderen, als einen materiellen Grund wußte man eben nicht. Der Geldsack sollte erklären.

So geht vier Jahre hindurch das Suchen. Man schlage einmal die Literatur jener Jahre nach, höre die Staatsmänner, die Philosophen, die Wissenschaftler — fast überall kitschig liberaler Patriotismus, an der Oberfläche haftend. — Zuweilen kamen diese oder jene dem wahren Anlaß näher. Man sprach von einer deutschen Sendung. Aber wenn man sie ausdeuten wollte, geriet man wiederum ins liberale Geleise, dachte sich diese Sendung expansiv, imperialistisch. „Am deutschen Wesen soll die Welt genesen", — das verdolmetschte man immer noch irgendwie durch das Kanonenrohr.

Nach außen hin hätte man eine Kreuzzugsparole haben müssen. „Heim und Herd" waren defensiv, — aber im neuen „Wir" lag doch der offensive Kampfspruch begründet. „Krieg dem Geist des Westens!" „Zertrümmert Kapitalismus, Wolkenkratzer und Gottlosigkeit!" „Erlöst Europa vom Mammon!" „Gebt jeder Nation das Ihre!" Hätten die Jakobinerheere allein ihren schlechten Gewehren vertraut, wäre nie ein Napoleon gekommen. Aber — „Friede den Hütten, Krieg den Palästen!", damit hatten sie gesiegt. So wie damals galt es heute, nur mit umgekehrtem Vorzeichen. Nicht Imperialismus, sondern Nationalismus mußte verkündet werden, nicht Ausbreitung, sondern Einkehr.

Für Deutschland vor allem aber war dieser Krieg ein Kampf um die eigene Seele, ein Ringen um das eigene Reich. Tausend Jahre Glauben, Hoffen, Beten und Kämpfen sollten jetzt zur Heimat, zur Erfüllung eingehen.

Wir haben es heute leicht, im Konjunktiv zu reden und dürfen bei dieser Betrachtung an dieser Stelle nicht weiter gehen; denn es war doch eben ein Schicksal, daß Deutschland

in diesem Jahr 1914, einem der Jahre seiner inneren Umwandlung, unvermutet von außen her angefallen wurde. Und daß sich das ganze Geschehen nunmehr in den Formen des Krieges entlud. Napoleon traf Preußen in dem gleichen Moment, als es vom „Wir" zum „Ich" strebte. Der alternde Westen überfiel das Reich, als es aus dem „Ich" heraustrat und zum „Wir" wollte.

Es ist viel Schuld in der Führung, aber vielleicht will das Schicksal uns Deutschen den Schritt von einer Epoche in die andere immer besonders schwer machen.

So konnte die liberale Kriegsleitung das Ziel des Kampfes nicht nennen. Aber selbst wenn man vor dem Schicksalsmotiv sich beugt, so war das, was sie dieser Armee als Ersatzziel bot, häßlich und widerwärtig. „Longwy und Briey!!" Hier machte die liberale Mentalität ihren letzten perfide-materialistischen Sprung. — Dafür fielen zwei Millionen Soldaten? Dafür warf ein Volk seine Existenz in die Waagschale? Für einige lumpige Kohlenzechen? Oder für die Aufhebung jenes so unwichtig gewordenen preußischen Dreiklassenwahlrechts? —

O nein, man forderte auch Belgien bis zur Maas. Denn Frankreich sollte für immer niedergehalten werden. Echt liberal. — Zum letzten Mal spukt der Vernichtungsgedanke durch die deutsche Politik.

So tappte die Führung im Dunkeln. Hüben und drüben. Denn — weltanschaulich gesehen waren sie Kinder eines Geistes. Und nur an einem Platz manifestierte sich das neue Jahrhundert: in der deutschen Armee.

In der Armee war es auch, wo von 1916 ab die liberalen Kampfformen mählich über Bord geworfen, „Wir"-Seele und „Wir"-Waffe mehr und mehr geformt werden.

Die ersten Kampfformen des „Wir"

Es war gesagt worden: nach außen hin vollzog sich der Aufbruch vom 1. August 1914 in den alten liberalen Geleisen. — Jedoch vom ersten Tage an trat in die Armee ein neues Element: der Kriegsfreiwillige. Er hatte keinen Gestellungsbefehl erhalten, er war nicht gerufen worden, aber er kam. Er gehörte weder zur aktiven Truppe, noch zur Reserve,

zur Landwehr. Er gehörte überhaupt nicht zu diesem System, er war ein Eigenes, ein Neues. Der August sah 1 250 000 Kriegsfreiwillige. Mit dieser Zahl fällt der Einwand, daß es sich um die Abenteuerei Einzelner gehandelt hätte. Mit ihnen kam eben die neue Zeit, das Material zur Revolution.

Gewiß, man war begeistert über sie, — aber hier und dort, höheren Orts, waren sie peinlich. Wer hatte sie gerufen? Es mußte doch alles seinen Gang, seine Ordnung haben. Sie paßten einfach nicht in das Schema.

Und sie beobachteten das, was schon in den nächsten Monaten sich ständig verbreiternd einsetzte, mit Staunen, dann mit Erbitterung und zuletzt mit Abwehr, aus dem Neuen heraus. Was alle traf, sie jedoch am meisten, war die Entfremdung zwischen der liberalen Reichsführung und der Frontarmee. Wie konnte es anders sein? — Der Liberalismus begann Reaktion zu werden. Welche Worte er hierbei gebrauchte — ob pseudo-konservative, patriotische oder liberale —, das ist belanglos. Es war stets der Ausdruck von etwas Altem, Morbiden. — So mußte die Kluft wachsen. Die Jugend an der Front wandte sich ab, forschte in ihrer eigenen Wesenheit, suchte nach neuem Sinn. Belanglos, was der einzelne vorstellte, ob aktiver Offizier, Reserveleutnant oder Muskote, Student oder Arbeiter. Bildung war hier einen Dreck wert. Sie war geradezu Feind dieser sich hier formenden neuen Volksgemeinschaft. „Der Schulmeister hat Königgrätz gewonnen, aber der Professor hat den Weltkrieg verloren", diese Anklage Dietrich Eckardts fühlten die Jungen bereits während des Krieges, wo ihre Schulen ad absurdum geführt wurden. Bildung wich wieder der Zucht. So zeigte sich langsam das, was Walter Flex in seinen Briefen verkündet, was die Wandervögel auf ihren Märschen, in ihren Nestabenden zuerst gestammelt. Was Gorch Fock suchte und Hermann Löns, der bei diesem Suchen verzweifelte, dem Tod in die Arme warf, — ein neuer deutscher Mensch erstand.

Und bald pflanzte dieser neue Deutsche zum erstenmal sein Banner auf.

☆

„Großes Hauptquartier, 11. November 1914. — Westlich Langermarck brachen junge Regimenter unter dem Gesang „Deutschland, Deutschland über alles“ gegen die erste Linie der feindlichen Stellungen vor und nahmen sie. Etwa 2000 Mann französischer Linieninfanterie wurden gefangengenommen und sechs Maschinengewehre erbeutet.“

☆

Als Goethe am 20. September 1792 von einem Hügel über das Gefecht von Valmy sah, wo die preußischen Liniengrenadiere vergeblich gegen die Sansculotten des jungen Liberalismus anstürmten, da sprach er es am Abend dieses Tages einigen Offizieren gegenüber aus, daß von hier eine neue Epoche in der Weltgeschichte begänne. So deutlich hatte der große organische Betrachter den tiefen inneren Sinn des an sich verhältnismäßig kleinen Ereignisses verspürt, — und ebenso deutlich sind die jungen Deutschen seit Langemarck inne geworden, daß dieser Tag gleichfalls eine Weltwende bedeutete. Es gab in diesem Kriege schwerere und verlustreichere Gefechte als dieses. Aber das macht nicht seine Symbolkraft aus. Hier siegte Jugend über eine alte Welt, die Seele über die Materie, und noch im Sterben warf das Leben den Tod nieder. Diese ungeübten, unfertigen Jungen, vom unfähigen Falkenhayn liberalistisch in Hekatomben geopfert, lassen im Vorwärtsrasen die Hymne jenes alten gemütlich-liberalen Deutschland erschallen, aber welch anderen Sinn erhält der Gesang auf ihren Lippen? Er braust wie eine neue Marseillaise. — Langemarck, — ist das Valmy des neuen Konservativismus, an dem nunmehr die Garden des Mammons, der ratio abprallen.

Darum legt alljährlich Deutschlands Jugend an diesem seine Kränze nieder vor den Malen des Krieges.

☆

Und nun wachsen diesem neuen Menschen auch die neuen Kampfformen zu. —

Ein kleines Häuflein Menschen saust über das Feld, schnellt zwischen die Trichter hindurch, auf den feindlichen Graben zu. Tarnt sich vielleicht durch die Rauchfahnen eines Flammenwerfers, stürzen plötzlich im Hui aus den

Qualmfetzen heraus, auf den überraschten Gegner. Hinter ihnen rast — zu spät — das Sperrfeuer-Gitter des Feindes nieder.

Ja, es ist anders als auf dem Übungsplatz daheim, wo nach alter liberaler Taktik der Unteroffizier seine Gruppe sich an den Feind „heranarbeiten" ließ, indem die Jungen von einem (gebuddelten) Kunst-Trichter in den andern hüpften, das Gefecht also nach altem Zopf gewissermaßen „entwickelt" wurde. Aber das „liberale" Säkulum, das da „Entwicklung" predigte, ist zu Ende, und so gibt es hier draußen nichts mehr zu entwickeln. Jetzt geht es wieder zu wie unter dem Fridericus; unmittelbar prallen die Gegner aufeinander.

Gewiß haben sie auch einen äußeren Grund für ihr Vorwärtsstürmen, — das „Heranarbeiten" unter diesem Sperrfeuer würde nur Tote oder Wahnsinnige übriglassen.

So jagt die Schar durch die Trichterwüste. Schar? Nein, diese haben einen anderen, einen bedeutungsvolleren Namen: Stoßtrupp. — Im feindlichen Graben angelangt, erweist sich erst ihre wahre neue Form. Sie flitzen auf der Grabensohle entlang, der Führer voran, — ein Offizier, ein Feldwebel, ein Sergant. Hinter ihm der Handgranatenwerfer und hinter diesem die Handgranatenträger. Am Schluß die Sicherungsmänner. Hinter der Schulterwehr: Halt! Führer gibt Zeichen, der Werfer wirft, beharkt den Graben von dieser Wehr bis zur nächsten. Die Träger fassen blitzschnell in ihre Säcke unter den Achseln, machen scharf, reichen die Wurfgeschosse nach vorn, zum Werfer. Die Schlußleute sichern, vielleicht einen Quergraben, vielleicht nach rückwärts. Ist das Grabenstück vor ihnen gesäubert, preschen sie blitzschnell um die Schulterwehr herum, das nächste Stück wird vorgenommen.

Schnelligkeit ist alles. Jeder Mann muß bis ins letzte eingespielt sein auf die anderen. Jeder hat seine bestimmte Aufgabe und alle zusammen sind eine Einheit, ein Gefechtskörper, ein Organismus der Schlacht. — Das ist keine Gruppe mehr, wo der Einzelne zielte, schoß und nur beim Sturm locker wieder in die Einheit aufgenommen wurde. Hier darf sich keiner eine nutzlose Bewegung leisten, hier im Stoßtrupp.

Dieses ist die erste „Wir"-Bindung, die erste Zelle der

neuen Kriegsform. Der Tirailleur Jean Patelet wird abgelöst durch — ja, nicht durch einen anderen Soldaten, sondern eben durch einen Trupp. Das „Ich“ durch ein „Wir“. Und in den Büchern vom Kriege wird es nachklingen; der liberale Epigone Remarque wird das ganze Kriegsgeschehen um das „Ich“ des Paul Bäumer kreisen lassen. Der konservative Beumelburg sagt schon im Titel das Neue an: „Gruppe Bosemüller“. Aber auch: Bosemüller. Kein x-beliebiger, sondern der Führer, die bestimmte Persönlichkeit.

An diesem Stoßtrupp stirbt auch der selige Jean Jacques Rousseau. Jetzt kann nicht mehr jeder Bürger Soldat sein, gleichgültig ob er will oder muß. Jetzt vollzieht sich der erste Schlag gegen die allgemeine gleiche Wehrpflicht. Denn der Stoßtrupp bedingt das, was Nietzsche gepredigt, die Wandervögel begonnen, — Auslese. Und diese Auslese steigert sich bei der nächsten neuen Gliederung des „Wir“: beim Sturmbataillon. Kostbarstes Menschenmaterial. Quer durch Frankreich steht die Millionenmasse, wütet immer noch die Zahl, — aber die Sturmbataillone werden nur eingesetzt auf direkten Befehl der Obersten Heeresleitung. Sie verbürgen den Sieg der Qualität, der Rasse gegen den anonymen Haufen.

☆

Wandelt sich nicht auch unmerklich die Führung? Der Chef des Generalstabes ist, o Kuriosum, Feldherr geworden. Aber neben ihm steht — der Erste Generalquartiermeister. War das nicht unter dem Fridericus der Mann, der dem Feldherrn zur Hand ging? Er war fast ganz verschwunden, und nur in Kriegszeiten übte er ganz im Dunkeln sein bescheidenes Amt. 1870 war Podbielski Generalquartiermeister gewesen. Aber als Moltke 1881 über Arbeitsüberlastung klagte, sogar um seinen Abschied bat, da gab ihm der Kaiser zur Unterstützung, auch für die Friedenstage, den Generalquartiermeister Waldersee. So ist diese Institution mählich wieder nach vorn getreten. Aber neues Kuriosum — ist Ludendorff, der dieses Amt bekleidet, nicht plötzlich zum Generalstabschef geworden? Also: der Stabschef ward Feldherr und der Generalquartiermeister Stabschef. Das ist der Schluß des Liberalen; einer wird gehen, und das ist der

Feldherr spielende Stabschef. Ludendorffs Persönlichkeit, bei Lüttich manifestiert, zeigt, nicht technisch, sondern charakterlich, leise die neuen Züge an. — Der nächste Krieg wird wieder einen Feldherrn sehen, unter sich einen Generalquartiermeister, der die Märsche und die Quartiere regelt, aber nie mehr in die Strategie fassen darf. Der Generalstab, der anonyme Syndikus, hatte (wie in der Industrie) den verantwortlichen Unternehmer, nach Art der Hausmeier, verdrängt. Das lag im Gesetz der liberalen Epoche. — Jetzt ist der Generalstab tot.

☆

Der neue Mensch besiegt das Material. Die Masse unterliegt, wird zermürbt. Das Gros des Heeres zerspleißt unter den Hammerschlägen der Technik. Aber der neue „Wir"-Mensch, die Auslese, überwindet sie. Wer es an einem Beispiel nachprüfen will, studiere die Tankschlacht bei Cambrai (20.—29. November 1917). Der Tankangriff stieß gegen deutsche Formationen, die zum größten Teil vorher noch keinen Tankwagen gesehen hatten. Bereits am zweiten Tage hat die Truppe aus sich heraus erfolgreiche Mittel der Abwehr gefunden.

Aber auch der Tank gehört irgendwie zur neuen Kriegsform, denn er will auf jeden Fall die Erstarrung der liberalen Massenheere liquidieren, wieder in die Bewegung übergehen. Als Kampf*mittel* gehört ihm die Zukunft. Der gleiche Wille zur Bewegung steckt in einer deutschen Erfindung: der Gegenstoß aus der Tiefe.

Das statische Moment der überalterten Massenheere wird so langsam überwunden.

☆

Aber in diesem Krieg kommt all dies nicht mehr zur letzten Auswirkung. Denn von oben her wird der Kampf noch liberal geführt. Darum siegt der Gegner, weil durch den Eintritt der letzten Westmacht in den Krieg, durch Amerika, die größere Masse, das größere Material ihm gehören. — So rüstet sich 1918 der neue Soldat des „Wir" zähneknirschend zum Rückmarsch. Dargestellt wird er — denn er hat ein neues Gesicht — in den Gestalten der U-Boot-Kommandanten (man betrachte die Bilder von Weddigen und Hersing), der Flieger und vor allem durch

den Infanteristen, der noch am 11. November vormittags, ehe der 12-Uhr-Schlag den Waffenstillstand ankündigt, dem Feind wütende Gefechte liefert.

Diesen neuen Soldaten hielt keine allgemeine gleiche Wehrpflicht. Ihn hielt überhaupt kein Gesetz irgendeiner Obrigkeit, ihn hielt — ja was denn eigentlich? — Eine innere Pflicht, ein Ethos? Das läßt sich ja eben nicht beschreiben, was diese Auslese von 1918 an der Front stehen hieß. — Die Stäbe versackten, die Etappe riß aus, in den Großstädten der Heimat drängelten sich die Deserteure, Regimenter um ihn herum versagten, murrten, aber dieser neue Soldat tat, als ginge ihn das alles nichts an. Das Schicksal hatte ihm wohl diese Haltung gegeben, da er bereits einer neuen Welt angehörte. Und sein Tun hat keine Worte.

Konnte man aus einem Liniengrenadier einen wahrhaftigen Tirailleur machen? Nein, dazu tat ein neues Wesen not. In einem neuen Staat, einer neuen Wirtschaft, in einer neuen Kultur.

Und konnte dieser Stoßtruppler, den der Krieg zu einem neuen Menschen geformt, wieder in die alte Heimat zurückkehren, darin leben, als sei nichts geschehen? Nein, als im November 1918 auf unzähligen Straßen die grauen Kolonnen durch Frankreich, Belgien und Rheinland der Heimat zumarschierten, da trugen diese Neuen in sich beschlossen, diese Heimat nach ihrem Bilde zu formen. Ob bewußt oder unbewußt ist gleichgültig.

Die am 1. August begonnene Revolution schritt zum zweiten Auftakt.

Da, — in dieser Stunde, — fiel den deutschen Revolutionären noch einmal der sterbende Liberalismus in die Flanke.

Letzte Überfremdung

Die Partie war remis geendet. Der deutsche Liberalismus, der ja mit den Gegnern auf gleicher Ebene kämpfte, hätte den Krieg verlieren müssen, da eben im Bereich dieser gleichen Ebene die Masse und das Material auf der Feindseite stärker waren. Aber der neue Soldat des „Wir" hatte

1917 und 1918 den letzten vernichtenden Stoß aufgefangen, zerfledert. Dafür führte der Liberalismus in seiner marxistischen Form den Dolchstoß.

Historisch gesehen ist die Partie remis geblieben. Der „Friede" von Versailles ist ein Waffenstillstand. Aber das „englische Heer" auf deutschem Boden, wie Spengler die Parteien des Freisinns und des Marxismus treffend nennt, bewirkte durch seinen Dolchstoß vom 9. November, daß der liberale Westen wenigstens teilweise zur Vernichtung und vor allem zur Intervention ausholen konnte. Clemenceau, der letzte geniale Liberale, aber bereits unfruchtbar, mühte sich trefflich, ein politisches Cannae zu erzielen. Es mißlang; Bismarcks Reich hielt fest im Ring. Aber eins war erreicht: die deutsche Revolution mußte unter den Kanonen des Feindes aufmarschieren und tut dies noch.

Es war dies die letzte Zuflucht des deutschen Liberalismus. Der 9. November ist nicht etwa deshalb ein Verbrechen, weil an diesem Tage etwas „gestürzt" wurde — wir werden sofort sehen, daß davon gar keine Rede ist —, sondern, daß der Liberalismus der heranmarschierenden Armee zuvorzukommen suchte und sie vor ein fait accompli stellen wollte. Es war Angst, pure Angst. Der Sterbende richtete schnell noch einmal mit Scheinflitter das Haus neu, zog pseudo-revolutionäre Fahnen auf in der Hoffnung, die rückkehrende Revolutionsarmee zu täuschen — seht, die Arbeit ist bereits getan — und um auch auf diese Weise ein eigenes elendes Leben um ein paar Jährchen zu verlängern.

Denn das war's: der 9. November war nicht Revolution, sondern Revolte, nicht Epoche, sondern Episode. — Wir müssen endlich von dieser schiefen historischen Betrachtung abgehen, die, beeinflußt durch die Nähe des Tags und durch innerpolitischen Randal, den 9. November als einen Wendepunkt zeichnet und an ihm gemessen ein „Vorher" und „Nachher" unterscheidet. Es mag dies schwer fallen, — aber unsere eigenen persönlichen Erlebnisse während des Nachkrieges dürfen hierbei nicht mitsprechen, — sondern wir haben festzustellen: am 9. November wechselte, bildlich gesprochen, die Firma ihren Prokuristen. Mehr nicht. Der gleiche liberale Geist vorher und nachher. Nur die Personen wurden ausgetauscht. Es wurde niemand „gestürzt"; und die Vorgänger glitten von ihren Sesseln und die Nachfolger

setzten sich — Ebert sehr zögernd — darauf. Das liberale Parteiregiment hatte schon im Juli 1917 begonnen, und der Kaiser war, wie er zu Ludendorff sagte, bereit gewesen, mit der Sozialdemokratie sein Reich aufzubauen. Es wechselten also keine Weltanschauungen, sondern nur führende Beamte*).

Die neue Welt stand in der Armee, und das Verhalten der neuen Machthaber zur Armee ist entscheidend. Dieser Eifer, das Heer nach altem Schema schnellstens zu demobilisieren, die Berserker von Ypern, Douaumont und Tagliamento eiligst wieder hinter die Ladentische, in die Gruben, in die Büros zu pferchen, aus ihnen mit D-Zug-Geschwindigkeit wieder friedliebende, nur auf Stimmzettel dressierte „Bürger" zu machen! — Die Angst, die Angst!

Glaubt jemand, es wäre ohne den 9. November anders gewesen? Auch das Kaiserreich hätte das Heer nach diesem Kriege, nach diesem revolutionären Auftakt vom 1. August als seinen Feind ansehen müssen. Auch gegen das Kaiserreich hätte die Armee sich nicht anders verhalten können, als gegen die Republik. Denn mit der Armee kam ein neues Jahrhundert. Man sehe endlich durch die Formen und Floskeln hindurch auf den Kern der Dinge! Am 9. November wurde die Legitimation der neuen „Wir"-Epoche um ein paar Jährchen hinausgezögert, weiter nichts.

☆

Die Nachkriegsverfassung, den alten liberalen Konstitutionen von 1789 und 1848 nachgeformt, von Bürgern und Marxisten aus der gleichen „Ich"-Ethik geschöpft, hielt selbstverständlich an der allgemeinen gleichen Wehrpflicht fest, und der, wenn auch im Hinblick auf den Versailler Vertrag modifizierte Artikel 133 der Verfassung lautete: „Alle Staatsbürger sind verpflichtet, nach Maßgabe der Gesetze persönliche Dienste für den Staat und die Gemeinde zu leisten. Die Wehrpflicht richtet sich nach den Bestimmungen des Reichswehrgesetzes."

---

*) Bereits am 26. Oktober 1918 wurde durch Beschluß des Reichstages dem Kaiser die Kommandogewalt, das Recht über Krieg und Frieden genommen, die Offiziers-Ernennungen von der Gegenzeichnung durch den Reichskanzler abhängig gemacht, und der Bundesrat in ein „Oberhaus" verwandelt.

Aber in Wahrheit war Boyens Werk tot. Die Aufrichtung eines Heeres auf Grund des liberalen Wehrprinzips wäre gar nicht mehr möglich gewesen. Die Folge wäre gewesen — da die Nation nicht in Form war —, daß wir etwa vier kommunistische, sechs sozialdemokratische, fünf bürgerliche und acht rechtsgerichtete Armeekorps gehabt hätten, die Jahre hindurch aufeinander losgedroschen. Es wäre ein Heer der Parteien geworden, wobei zu bedenken ist, daß die politisch linksstehenden Gestellungspflichtigen der Einberufung zum größten Teil gar keine Folge geleistet hätten und niemand da war, der sie hätte zwingen können. Es muß endlich einmal um der geschichtlichen Wahrheit willen mit jener Phrase aufgeräumt werden, die da lautet: „Da stehen nun die Jungen arbeitslos an den Straßenecken herum, — hätten wir unser altes Heer noch, kämen sie wieder in Zucht und Ordnung." Abgesehen von der höher zu hängenden Infamie, mit der hier eine ganze Schicht beleidigt wird, auf Grund der schlechten Haltung von einzelnen, gibt dies Wort Anlaß zu der Frage: „Glaubt jemand im Ernst, den kommenden Riesenkampf mit gepreßten Arbeitslosen führen zu können?"

Nein, der Landwehrmann ist tot. Und daß wir uns schädliche Experimente, ihn wieder zu erwecken, ersparen durften, dafür sorgte — sie haben es nicht geahnt — der Versailler Vertrag.

Er verbot geradezu die allgemeine gleiche Wehrpflicht und „erlaubte" uns eine, wenn auch kleine Freiwilligen-Armee, die — neue Ironie — eine für ihre Kleinheit viel zu zahlreiche Kavallerie aufstellen mußte. Es geschah uns das Gleiche, wie den Preußen im Tilsiter Frieden. Napoleon zwang den Preußen geradezu das Krümpersystem auf und stieß sie auf die Bahn der allgemeinen gleichen Wehrpflicht. In solchen Wendezeiten wird eben auch der Fluch zum Segen. Hätten die Franzosen die Rekrutierung der Reichswehr an bestimmte Bedingungen geknüpft, etwa die Personen und Kreise bestimmt, die das Menschenmaterial liefern sollten, dann wären wir verloren gewesen. So aber fußte die Reichswehr von vornherein auf demjenigen Prinzip, das der Grundstock des neuen „Wir" ist: auf der Auslese. Ehedem wurde jeder Bürger Soldat. Nach Haltung, Charakter, Neigung wurde nicht gefragt, sie waren ja alle

„gleich"; nur die Körperkonstitution entschied. Heute entscheidet das Seelische.

Und neben der Reichswehr, früher noch als diese, schießen die anderen neuen militärischen Formationen des „Wir" wie die Pilze empor: die Freikorps. Damit sind wir wieder beim Fridericus, denn das Freikorps war eine Institution seiner Zeit. Ihre Besonderheit: ein Führer, legitimiert durch seine Persönlichkeit, der Männer um sich sammelt, die mit seiner Haltung und seinem Wollen übereinstimmen*).

Wenige Tage nach dem 9. November wird der „Stahlhelm" gegründet. Es folgen der „Jungdeutsche Orden", die „S.A." der N.S.D.A.P. u. a. m. Überall vollzieht sich plötzlich das Leben der deutschen Männer in bündischen Formen; sie treten freiwillig in eine Gemeinschaft, unterstellen sich einer ganz bestimmten Persönlichkeit und sind zutiefst alle anti-liberal. Ja, die Kraft der neuen Epoche ist sofort so groß, daß selbst die alten liberalen Gruppen plötzlich in die „Wir"-Formen hineingezwungen werden: der „Rote Frontkämpferbund" und das „Reichsbanner" werden gegründet.

Für den Zeitgenossen ein grotesker Zustand. Da stehen nebeneinander die Parteien der sterbenden „Ich"-Masse unter dem Banner der Gleichheit, und — oft mit ihnen verkoppelt — die Bünde des neuen „Wir", aufgebaut auf Disziplin, Unterordnung, Auslese. Naturgemäß besteht immer zwischen Parteien und Bünden eine Spannung, das Bundesverhältnis ist unwahr, und der S.A.-Mann sieht ebenso wie der Kämpfer des R.F.B. mißtrauisch und verächtlich auf die Mitglieder der zivilistischen Partei-Ortsgruppe. Einer muß weichen, und das werden die Parteien sein, deren Vernichtung die letzte innerpolitische Konsequenz ist dieser nun schon achtzehn Jahre währenden Revolution.

☆

*) Auf die politischen Schattierungen der Freikorps und auch der Wehrverbände einzugehen, erübrigt sich. Diese „Unterschiede" sind im wesentlichen bedingt von ihrer bereits mehr oder weniger vollzogenen Trennung vom Liberalismus. Der eine ist noch kapitalistisch, aber bereits nationalistisch gesonnen, der andere denkt noch international, ist aber schon sozialistisch. Was tut's? — Das Feuer der Weltwende schmelzt sie alle um zum „Wir".

Heute zwar fließt noch alles durcheinander, aber die Klärung ist nicht fern. — Der Stoßtrupp des Krieges führt in der Reichswehr den Namen „Kampftruppe" und zeigt hier noch deutlicher als ehedem das organische Binden der Waffengattungen, das Zusammenwachsen der Männer in einem Kampforganismus, der mit der alten Tirailleurgruppe nichts mehr gemeinsam hat. Fünfzehn, achtzehn bis vierundzwanzig Mann, je nach der gestellten Aufgabe, formen eine Kombination von Infanteristen, M.G., Flammenwerfer und Infanteriegeschütz. Jeder muß auf die andern eingespielt sein, und der Führer hat eine ganz andere Stellung als im alten Heer.

Die Zeiten der Vernichtungsstrategie sind vorüber, die neue „Wir"-Idee, die von Deutschland aus über Europa wandern wird, ebenso wie das „Ich" einst von Frankreich ausging — auch jenseits der Grenzen gibt es bereits Bünde, Nationalismus und völkische Strömungen — sie will niemanden vernichten, sondern „operieren". Die organisch gewachsenen, durch Menschen verrenkten Dinge wieder zurechtrücken. Überall rüsten sich langsam die Nationen gegen den gleichen Feind: Kapitalismus, Demokratie, Amerikanismus.

Der Generalstab ist tot. Wie tot, das bewies der Angriff des Freikorps„ Oberland" am 21. Mai 1921 bei Annaberg, der gegen den Willen der Stäbe ausgefochten wurde, wobei die Oberland-Front sogar bewußt die Stäbe durch Unterbrechen der Nachrichtenübermittlung von der Front abschnitt. Im Selbstschutz Oberschlesien geschah der letzte Versuch, nach der alten Stabsmethode den Kampf zu führen, und er scheiterte. Zwar hatte Korps „Oberland" seiner Leitung aus der alten Vokabulatur noch den Namen „Stab" zugelegt, aber tatsächlich handelte es sich bereits um ganz etwas anderes. Der Kommandeur, Major Horadam, befand sich mit seinen Kameraden, vor allem dem „Stabschef" Hauptmann Beppo Römer, fast unentwegt in vorderster Front, und dieser „Stab" stürmte sogar die Höhe 310 und machte die Infanteriedeckung für auffahrende Artillerie. Man leiste sich nicht den Einwand, hier hätten „kleinere Verhältnisse" vorgewaltet, dieser Einwand ist schief, — es war tatsächlich ein anderer Geist, der hier alles lenkte. Und wenn die vollkommen mattgesetzte Leitung des oberschlesischen Selbstschutzes, der General Höfer, später schrieb: „Die taktische Führung von

Freiwilligentruppen muß in ganz anderer Weise auf deren Eigenart Rücksicht nehmen, wie es gemeinhin notwendig ist. Alle Verbände hatten einen verschiedenen Gefechtswert, der in erster Linie von der Persönlichkeit des betreffenden Führers abhing*), so zeigen diese etwas blassen Worte doch im Hintergrunde an, worin die entscheidenden seelischen Momente der neuen Freiwilligen-Armee bestehen. Ja, Höfer meldet sogar einen krassen Fall aus diesen Tagen: „Ein im Kriege sehr bewährter Stabsoffizier, dessen persönlicher Mut zweifelsfrei ist, mußte seiner methodischen Gefechtsführung wegen abgelöst werden." — Der alte Stab ist dahin.

Der Tag von Annaberg sollte von jedem, den es angeht, studiert werden. Es würde uns die Übergangszeiten leichter machen. Denn er demonstriert auch das Sterben eines anderen liberalen Phantoms, des Soldaten „an sich", des „unpolitischen" Offiziers. — So etwas zwar hat es niemals gegeben, denn auch in der alten Armee war der Offizier naturgemäß politisch. Es wurde dies nicht nur sichtbar, da er mit der Welt, für die er focht, mit der Regierung, die ihm befahl, im großen und ganzen übereinstimmte, sie billigte. Was aber Einverständnis war, nahm man für Neutralität. So waren für die liberalen Offiziere die Dinge eben noch einfach. Alle Gesetze standen fest, er bewegte sich innerhalb eines vollständig geordneten Raumes und zweifelte nicht an den Prinzipien, die in diesem Raum vorwalteten. Er hätte es für unfaßbar gehalten, daß er — um ein heute naheliegendes Beispiel zu nennen —, etwa gegen andere deutsche Offiziere hätten kämpfen müssen, wie es ja nach dem Kriege geschah. Die Vorgänge nach dem Hitler-Putsch, die seelische Ratlosigkeit der Offiziere auf beiden Seiten, kennzeichnet die Tragödien des alten Offiziers, der plötzlich in eine neue, in eine politische und revolutionäre Welt hineinkam. So sind sogar die Freikorps zuerst für „Ruhe und Ordnung" ausgezogen, also für eine neutrale Formel, aber bald hatten die Führer die Gewißheit, daß es um ganz andere Dinge ging, eben um den Durchbruch zum „Wir". Aber der Soldat alter

---

*) Siehe Dr. Heimsoth „Freikorps greift an". H., ein Mitkämpfer von Annaberg bemerkt in seiner Schlußbetrachtung über das Gefecht: „Es waren eben keine Führer durch ihre Achselstücke, die Zahl der Sterne oder die Dicke der Raupen, sondern allein durch die Kraft ihrer Persönlichkeit."

Schule war der Situation nicht mehr gewachsen. Der Selbstschutz in Oberschlesien stand vor einer ungeheuren verzwickten Aufgabe insofern, als er gegen zwei Fronten, eine außen- und eine innenpolitische, kämpfen mußte und überdies die Interalliierte Kommission in der Flanke hatte. Das war zuviel. Das faßte der alte liberale Stab, der „politisch neutrale" Offizier nicht mehr, er, der bis dato immer nach ganz feststehenden Regeln und einem restlos klaren Banner gefochten hatte. Man fand in der Verlegenheit natürlich das Kompromiß. General Höfer wollte, daß der Selbstschutz das von ihm besetzte Gebiet halten sollte, aber mit Gewehr bei Fuß abwarten müsse, bis er von der Interalliierten Kommission einen Auftrag zur Befreiung des von den polnischen Insurgenten eroberten Gebiets erhalten würde. — Wäre dies befolgt worden, dann stünde der Selbstschutz wahrscheinlich heute noch da. Der Mann der neuen Richtung, Hauptmann Beppo Römer, schlug daraufhin los und stellte einfach alle drei Seiten vor die vollendete Tatsache, was auch gelang. Aber dazu gehörte eben ein neuer Geist, der auch dann kämpfte, wenn Sr. Majestät oder der Rat der Volksbeauftragten nicht dazu den Befehl gegeben hatte. Mit einem Wort: nach den Moltkes kommen wieder die Yorks. Der Stab weicht endgültig dem Feldherrn und dieser Feldherr, der die Verantwortung trägt und auf niemanden warten kann, der über ihm steht, dieser wird noch auf lange Zeit hinaus seine Entscheidungen auch innenpolitisch abwägen müssen. Der kommende Feldherr wird aus keinem der zur Zeit noch bestehenden, wie ein Anachronismus anmutenden Büros hervorgehen, und der kommende Krieg wird nicht mehr geplant, sondern improvisiert werden. Es wird ein Revolutionskrieg sein, und sein Führer ein Cromwell.

☆

Und er wird eine Freiwilligen-Armee haben, die Auslese der Nation, deren erste Instrukteure — aber nur diese — die Reichswehr stellen wird. Mit mindestens drei- bis fünfjähriger Dienstzeit. Die übrigen — und hierzu zählt auch der bereits biologisch ausgelaugte Teil der Bevölkerung — können daheim bleiben. Und aus dieser Freiwilligen-Armee wird der neue Führeradel der Nation hervorgehen. Der erste Stand im ständischen Staat. Der alte Adel als Stand

ist tot, ein neuer wird kommen, gestellt von allen Schichten. Und an der Front wird er erlesen werden. „Man kann unmöglich den Ursprung des Adels in etwas anderem suchen als im Kriegsdienste", sagte Marwitz. Aber es werden keine Prätorianer sein, keine „Mamelucken", wie der große Aristokrat von Friedersdorf sie verächtlich bezeichnet, sondern sie werden einer Scholle verwurzelt sein, werden ihren Acker haben. Krieger und Bauer — das ist der Geist des neuen Offizierkorps.

Aber sie werden das Schwert nur ziehen, sie werden nur denkbar sein in einem *neuen* Reich. Ohne dieses neue Reich kein Befreiungskrieg! Nicht eine Minute früher! Als der „Ich"-Mensch tiraillierte, tat er es für ein neues Vaterland; eines war ohne das andere nicht denkbar. Und so wird es später einmal heißen: „Als der Freiwillige auszog, die Mächte des Geldes, der Gleichheit und der Gottlosigkeit endgültig zurückzuwerfen, stand hinter ihm ein Deutschland der nationalen Gemeinschaft, der sozialen Gerechtigkeit und der völkischen Kultur. Jeder hatte seinen Platz nach seiner Leistung, jeder besaß seinen Acker. Die Wirtschaft der Nation. Die Klassen waren zerstoben, die Stände aufgerichtet, die Nation verehrte ihre Kultur, ihren Gott." Überall „Wir"- auf allen drei Ebenen des Lebens: *Gebundenheit.*

☆

Kleine, motorisierte Armeen, viel Tanks und Kavallerie (besser: berittene Infanterie) jagen durch das Land. Geschlossene, geballte Körper. Kostbar sind ihre Menschen. Keine *Massen*schlachten mehr. Keine Aufmärsche, keine zu „entwickelnden" Gefechte. Schnelle, entscheidende Stöße. Die Technik gegenüber dem Heute wenig verändert, denn die Erfinderkraft ist erschöpft, weil auch der Wille zur Technik es ist. Die Maschine ist wieder Mittel, nicht Selbstzweck. Kleine Gruppen fechten die Entscheidung über Europa aus, während alles übrige seinem Tagwerk nachgeht. Die Herren würfeln um das Los der Knechte.

Die Großstädte werden zerstreut sein, da alles wieder zur Scholle will, und so ist dem Gaskampf ein bescheidenes Ziel gesetzt, nicht nur durch Abwehr und Witterung, sondern auch durch die Reagrarisierung.

Es wird wieder ein „Konzert der Mächte" geben, und jeder wird sich hüten, etwa den Geiger oder den Cellisten totschlagen zu wollen, weil sonst das Orchester aktionsunfähig. Denn im Osten steht Rußland, — nicht das heutige, sondern das aus seiner Jugend riesenhaft erstarkte. Im Süden steht Afrika, im Südosten Asien.

So werden die kleinen Armeen keine Vernichtungsstrategie mehr treiben.

Das ist der Krieg dieses Jahrhunderts.

☆

Alles Lebendige wandert im Kreis. Von der Geburt zum Tode, vom Tode zur Geburt. Vom „Wir" zum „Ich" und abermals zum „Wir". Wir legen achtungsvoll die Hand an den Helm vor denen, die ein 19. Jahrhundert durchgestanden, aber unsere Herzen drängen zur Heimat. Zum Fridericus, zu Marwitz und York, zu den Fahnen von Hohenfriedberg und Leuthen.

Unser Kreis ist geschlossen.